

GEHEIMNISVOLLE KRÄFTE

ALFRED ESSER

DR. MED. ALFRED ESSER
GEHEIMNISVOLLE KRÄFTE



ALFRED ESSER

GEHEIMNISVOLLE KRÄFTE

UTOPIEN DER MENSCHEN

MCMXLIX

STAUFEN-VERLAG

Buchausstattung und Initialen durch Wilma Martens
Vignetten an den Kapitelenden durch Laurenz Brendgen

PA 10



v 587/1988

(8685)

Dem Andenken meiner Mutter

Alle Rechte vorbehalten
Verlegt im Staufeu-Verlag KG., Köln und Krefeld
Archiv-Nr. 543

VORWORT

Das vorliegende Buch entsprang einer gemeinsamen Idee des Verlegers und des Verfassers. Es befaßt sich mit einer Darstellung der wichtigsten Gebiete des okkulten „Wissens“, nämlich der Astrologie, Alchemie, schwarzen Magie und des modernen Okkultismus und Spiritismus.

Es lag mir vor allem daran, diese Gebiete des Aberglaubens in ihrem kulturhistorischen Werdegang darzustellen, um die ungeheure Wichtigkeit darzutun, die diese in ihren Auswirkungen teilweise so entsetzlichen Irrlehren in allen Gebieten des menschlichen Daseins gewonnen haben. Die geistige Primitivität der okkulten Lehren hat sich bis zum heutigen Tage nicht geändert, wiewohl der moderne Magier sich zeitgemäß ein fadenscheiniges naturwissenschaftliches Mäntelchen umhängt.

Gerade die Jetztzeit mit ihrem aus dem staatlichen Niedergang unseres Volkes geborenen großen Aufschwung des Glaubens an geheimnisvolle Kräfte ließ uns eine solche Veröffentlichung erwünscht erscheinen. Es wird sich nämlich dem Leser zeigen, wie umfangreich das schamlose Betrübertum sich in den Geheimwissenschaften breit gemacht hat, und wie den Gutgläubigen, aber Unwissenden von dem Drohmentum der heutigen Wahrsager mitgespielt wird.

12. Januar 1949

A. Esser

INHALT

| | |
|--|--------|
| Die Astrologie | S. 11 |
| Die Alchemie | S. 137 |
| <i>Leonhard Thurneysser S. 166 Johann Kunkel S. 169 Graf Cajetan S. 170 Johann Friedrich Böttger S. 172</i> | |
| Die Magie | S. 176 |
| <i>Der Graf von Saint Germain S. 245 Giacomo Casanova S. 248 Johann Georg Schrepfer S. 256 Alexander Cagliostro S. 260</i> | |
| Von allerlei Zauber | S. 280 |
| Geheimnisvolle Kräfte | S. 345 |
| Der heutige Okkultismus | S. 402 |
| Schluß | S. 460 |
| Literaturverzeichnis | S. 465 |

DIE ASTROLOGIE

*Was heute noch unter dem Namen
„Astrologie“ lebt, ist ein blutloses
Wesen und hat keine Zukunft mehr.*

R. Henseling.



Wie wenig in unserem „aufgeklärten Zeitalter“ selbst unter Gebildeten klare Vorstellungen über Begriffe, die alltäglich in aller Munde sind, bestehen, beweist unter anderem das Beispiel der Astrologie, die man „die Königin des Aberglaubens“ genannt hat. Der durch viele gemeinverständliche astronomische Veröffentlichungen sehr bekannte *Robert Henseling* schreibt in seiner Schrift: „Laienfragen an einen Sternkundigen“ 1939:

„Ist „Astronomie“ etwas anderes als „Astrologie“ und worin besteht der Unterschied? — Es ist traurig, aber es ist eine Tatsache: diese Frage wurde mir im Laufe der Jahre mehrmals sogar von Menschen mit abgeschlossener akademischer Bildung vorgelegt. Traurig ist diese Tatsache, weil ein selbständig denkender Mensch schwerlich auch nur anfangen kann, sich eine haltbare eigene Weltanschauung zu bilden, wenn er sich nicht vorher, im wesentlichen ausreichend, die Frage gestellt und beantwortet hat: Was ist das für eine „Welt“, in der ich mich ohne mein Zutun eines Tages mit wachen Augen gefunden habe und der das Grab einst mein leibliches Ich zurückgeben wird? Die Frage, wie unsere Erfahrungswelt in ihrem ganzen Umfang aufgebaut und beschaffen ist, beantwortet die Astronomie (so gut sie es jeweils vermag). Wer sich mit dem astronomischen Weltbilde auch nur oberflächlich vertraut gemacht hat, der weiß gut, daß Astronomie etwas anderes ist als Astrologie. Die Astrologie — darüber habe ich noch kaum jemanden in Zweifel gesehen — ist ein System von Regeln, nach denen ver-

meintlich Einflüsse von Gestirnen und Gestirnstellungen auf die menschliche Welt und die menschlichen Schicksale ausgeübt werden, und praktisch läuft die Astrologie auf das Stellen und Deuten von Horoskopfen hinaus.“

Kein Kulturvolk der Erde ist von dem Glauben an die Lehren der Astrologie nicht tief durchdrungen gewesen, und auch heute noch ist die Zahl dieser Gläubigen bekanntlich groß. Was ist nun wahr, was falsch? Welche Beweismittel können die Freunde und Gegner ins Feld führen? Wie kommt der Astronom dazu, den Glauben ungezählter Menschen als „Aberglauben“ zu bezeichnen? Ist es nicht wieder einmal der „Hochmut“ der Wissenschaft, der verächtlich über die gut fundierte „Volkswisheit“ urteilt?

Diese Fragen sind nur zu beantworten, wenn man den Entwicklungsgang und den Ideeninhalt des Weltbildes der Astrologie durchmustert und mit dem astronomischen Weltbilde in Vergleich setzt.

Betrachten wir, ehe wir auf die Ideenwelt der Astrologie eingehen, ihre *geschichtliche Entwicklung*.

In Mesopotamien, dem Zweistromland der Flüsse Euphrat und Tigris — und zwar im südlichen Teil dieses Gebietes, in *Babylonien* — waren um 3000 v. Chr. die Ureinwohner, die Sumerer, durch die allmähliche Einwanderung semitischer Völker unterworfen und größtenteils verdrängt worden. Es entstand die babylonische Kultur, die in späterer Zeit besonders deshalb überragende Bedeutung erlangte, weil das im nördlichen Teil wohnende Volk der Assyrer um 1300 v. Chr. den größten Teil der damals bekannten Welt eroberte, die babylonische Kultur übernahm und verbreitete. Um 1100 erlegen, richteten die Assyrer etwa 900 ein zweites Weltreich auf, das bis um 600 bestand und bis um 500 v. Chr. durch das neubabylonische Reich abgelöst wurde. Dann übernahmen allmählich die Meder und Perser die Herrschaft auch in Mesopotamien. Zur Entfaltung und Ausbreitung der babylonischen Kultur — Assyrien hat nichts We-

sentliches beigesteuert — standen somit lange Zeiträume zur Verfügung.

Dieses Babylonien ist die Geburtsstätte der Astrologie, die damals zunächst kein *Aberglaube*, sondern *Religion* war, denn alles, was wir von den babylonisch-assyrischen religiösen Verhältnissen wissen, kennzeichnet sie als eine Gestirnsreligion, das heißt die Götter sind bestimmte Sterne. Der ursprüngliche Glaube war allerdings ein anderer, ein primitiver Glaube an gute und böse Dämonen, deren Machtbereich sich anscheinend stark überschritt, sodaß ein Chaos, ein Wirrwarr religiöser Vorstellungen und Gegenstellungen bestand. Es ist somit kein Wunder, wenn der gebildete Teil des Volkes die Sehnsucht nach Ordnung, nach Auffindung von Regeln für seine mythologischen und mystischen Bedürfnisse empfand. Diesem Wunsch half die systematische Beobachtung der umgebenden Natur, insbesondere des gestirnten Himmels ab. Man erkannte — das Land mit seiner besonders klaren und ruhigen Luft ist ganz besonders zur Beobachtung der Sterne geeignet — daß der größte Teil der Gestirne am Himmel scheinbar unverändert seinen Ort behielt, fixiert war. Nur fünf Sterne waren mit bloßem Auge erkennbar, die — wie der Mond und scheinbar auch die Sonne — ihren Standort wechselten, am Himmel „wanderten“, dabei ganz regelmäßige Zeiten einhielten und untereinander bald näher, bald ferner standen. Diese Wandelsterne oder Planeten bezeichnen wir als Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Sonne und Mond werden ursprünglich von ihnen getrennt zu einer Gruppe zusammengefaßt, zu welcher später Venus, der besonders helle Planet, als dritter im Bunde tritt, dann aber werden Sonne und Mond endgültig in das System der Planeten einbezogen, wodurch deren Zahl auf sieben steigt, die Zahl, die von nun an in Gut und Böse im Aberglauben bis heute die bekannte Rolle spielt.

Mit diesen und noch manchen anderen, hier nicht näher zu erörternden Feststellungen am gestirnten Himmel tritt

die Astronomie, die *objektive* Erforschung des Weltalls in das Leben der Kulturvölker ein. Die Astrologie ist also *nicht*, wie man es ausgedrückt hat, die „ungeratene Mutter wider Willen“ der Astronomie, sondern sie ist erst ihre Folge, als man hinging, in die astronomischen Ergebnisse subjektive „Erklärungen“ hineinzulegen. Denn nun hatte man das, was man solange gesucht hatte: die *Ordnung*, man konnte Regeln des Weltgeschehens aufstellen. Man hatte nicht den geringsten Zweifel daran, daß die vom Menschen bewohnte Erde und der Sternenhimmel in Wechselwirkung zueinander standen.

Es muß hier allerdings bemerkt werden, daß der seit Jahren in London lebende deutsche Forscher *Robert Eisler* in seinem 1946 erschienenen Buch „The Royal Art of Astrology“ den eigentlichen Ursprung der Astrologie von Babylon nach der Karmanienküste (Osten des Persischen Golfs) verlegt. Hier soll ein Fischerei und Seefahrt treibendes Volk verschiedene Sternbilder zur Orientierung auf dem Meer und zur Zeitbestimmung benutzt haben. Das wäre dann der erste Ansatz der Astronomie, also der reinen exakten und nur für praktische Zwecke bestimmten Wissenschaft gewesen. Um 3000 v. Chr. gelangten diese Sternkenntnisse nach Sumerobabylonien, wo erst die mystische Umdeutung und der Ausbau zur eigentlichen Astrologie erfolgte.

Folgendes Bild des Weltalls, des Kosmos, baute man sich auf: In der Mitte des Ganzen befindet sich die als runde Scheibe gedachte Erde, der „Nabel dieser Erde“ ist die Hauptstadt Babylon. Unter der Erdscheibe befindet sich die Unterwelt. Erde und Unterwelt liegen aufeinander wie etwa die beiden Schalen einer Muschel. Die Erdscheibe wird vom irdischen Ozean umflossen. Von ihm aus steigt als eine Art gläserne Kuppel der Himmel auf und wölbt sich über der Erdscheibe. Aber auch der Ozean steigt hinter dieser Kuppel mit in die Höhe und bildet so den „himmlischen Ozean“. Es scheint nun so gewesen zu sein, daß man sich ursprünglich die Götter als aus dem Ozean geboren vorstellte. Sie steigen

an dem Himmel auf und vertreten dort das Ordnungsprinzip und so werden sie allmählich mit den Gestirnen identifiziert, der Stern selbst wird zum Gott, der den ordnungsmäßigen Ablauf auf der Erde gewährleistet. So wie im Reich der Gestirne, insbesondere der Planeten, alles sich gesetzmäßig, in ewig sich gleichbleibenden Regeln abspielt, so auch unter ihrem göttlichen Einfluß auf der Erde.

Mit diesem Aufstieg der eigentlichen beherrschenden Götter wurden die alten chaotischen Dämonen zurückgedrängt, aber ganz entthronen ließen sie sich — wie stets in den Religionen — nicht. Es scheint, daß auch sie am Sternenhimmel verewigt wurden und in die Sternbilder des Tierkreises projiziert wurden.

Hier wird wieder eine kleine Abschweifung auf astronomische Dinge erforderlich, denn ohnedem läßt sich die Astrologie nun einmal nicht verstehen. Sie werden also auch bei den späteren Erörterungen nicht ganz zu umgehen sein.

Schon die astronomischen Beobachtungen der Babylonier hatten gezeigt, daß sich die Fixsterne zu Gruppen zusammenfassen ließen, die als Sternbilder bezeichnet wurden und denen man — allerdings mit erheblicher Phantasie — die ungefähre Form von Tieren und Menschen geben konnte. Nun wird der Großkreis, den die Sonne jährlich am Himmel scheinbar durchwandert, die Ekliptik genannt, und der Tierkreis oder Zodiakus ist ein Gürtel am Himmel, der sich beidseits der Ekliptik erstreckt. Teilt man diesen Zodiakus in zwölf Teile, so erhält man die Tierkreiszeichen: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische. Jedem dieser Zeichen entspricht ein besonderes Sternbild. Die babylonischen Sternbilder dieses Tierkreises lassen sich nicht völlig mit den heutigen identifizieren, aber ein Teil von ihnen entspricht den unseren zweifellos. Wichtig ist, daß nicht nur die Sonne diesen Zodiakus durchwandert, beziehungsweise zu durchwandern scheint, sondern auch die Planeten durchlaufen ihn auf ihrer Bahn. Wir werden in der Folge sehen, daß diese

Tierkreisbilder entscheidende Bedeutung in der astrologischen Ideenwelt errangen.

Kehren wir zum babylonischen Gestirnglauben zurück, so ist festzustellen, daß die Projektion der irdischen Geschehnisse und der menschlichen Handlungen und Schicksale in die überirdische Leitung der Planeten den Grundsatz der Vorherbestimmung in sich barg. Es mußte auf die Dauer dazu kommen, daß man den Menschen eigentlich nicht mehr für sein Tun und Lassen verantwortlich machen konnte. Alles stand ja unter der Herrschaft des Überirdischen, wurde von ihm „dirigiert“, allem Himmlischen „entsprach“ auf Erden irgend etwas. Es ist die Weltanschauung des Fatalismus, die sich hier auftut und ein schwerer Schlag gegen den „freien Willen“ des Menschen.

Im alten Babylon ist es allerdings noch nicht so weit, die Astrologie ist *noch* ernste Religion, die Beschäftigung mit den Sternen priesterliche Funktion und von hoher Bedeutung auch in der Politik.

So hat der große König Sargon I. (Shargina, Shar Ali) nicht nur eine große wissenschaftliche, vorwiegend astronomische Keilschriftbibliothek in der Stadt Uruk ins Leben gerufen. Er hat auch einen großen Kriegszug gegen die sein Land umgebenden räuberischen Nomadenhorden mit Glück ausgeführt und ein für damals großes Reich errichtet, nachdem er sich bei diesem immerhin großartigen Unternehmen von Astrologen über Ausführung und Erfolg hatte beraten lassen. Die Konstellation der Sterne — ein Begriff, der erklärt werden wird — war ihm günstig gewesen, sie hatte ihn als Retter vor ewigen Kriegen erkennen lassen. Dies ist die „königliche“ oder Universal-Astrologie, das erste Stadium in der Geschichte der Sterndeuterei.

Aber auf dieser idealen Höhe hielt sich schon in ihrem Geburtslande die Astrologie nicht. Sie teilte relativ schnell das übliche Schicksal aller okkulten, mystischen Weltanschauungen, indem sich der Aberglaube breit in sie drängte, zumal sie sich schon selbst auf falscher Deutung an sich rich-

tiger Beobachtungen aufbaute. Da *alles* auf Erden von den Gestirnen geleitet wurde, gab es zuletzt nichts mehr, was nicht aus der Stellung und dem Lauf der Gestirne hätte erschlossen und vorausgesagt werden können. Die Priester waren schließlich Gelehrte, Ärzte, Wahrsager in einem, und so kam es besonders in der babylonischen Spätzeit (um 700 v. Chr.) zur Anlegung ausgedehnter Wahrsagebücher, der sogenannten „Omentexte“, von denen *Henseling* sagt, daß sie allesamt nach dem Grundsatz: „Wenn . . . dann“ aufgebaut sind, beispielsweise:

„Wenn Jupiter mit Venus in Konjunktion kommt, so wird Gebet des Landes an die Götter geschehen, und Marduk und Sarpanitu werden die Gebete erhören.“

Wenn am 14. Tage des Monats Sivan eine Mondverdüstung eintritt und Ostwind weht, wird Feindschaft herrschen; es wird Tote geben.“

„Es hat wohl keine Sorge und keinen Wunsch gegeben, von der wichtigsten Staatsaktion bis zur läppischsten Angst eines von Träumen geplagten Sauhirten, die nicht vor die Weisen des „Wenn-dann“ gebracht worden wären“ (*Henseling*). Was das aber bedeutet, ist klar: Dem Wahrsager blieb unter keinen Umständen etwas anderes übrig, als Antwort zu geben, wollte er seiner Stellung und seiner Bedeutung sicher bleiben, und ganz besonders wesentlich wurde dieser Fall, wenn der Fragende ein babylonischer Großer war. Das aber *mußte* logisch dazu verleiten, eine Antwort *um jeden Preis* zu erteilen, das heißt, dem Schwindlertum wurde die Tür geöffnet, in die ursprünglich saubere, wenn auch auf falscher Deutung von Naturereignissen beruhende Astrologie. Nun zieht der Scharlatanismus und der planmäßige Betrug ein. So ist es in spätbabylonischer Zeit schon ganz sicher gewesen, denn wenn man festgestellt hat, daß die Omentexte schließlich Hunderte und aber Hunderte von Regelvorschriften für ein ganz beschränktes Gebiet menschlicher Tätigkeit oder menschlichen Erlebens umfassen, so kann hier von einer Mißdeutung von Beobachtungen und

² Esser, Geheimnisvolle Kräfte

von Gutgläubigkeit der Wahrsager wohl nicht mehr die Rede sein, sondern diese Massenregeln sind nichts anderes als dem Augenblicksbedürfnis entsprungene Phantasieprodukte.

So war die Astrologie bereits in der schwersten Form von wüstem Aberglauben überwuchert, als sie in den Kulturbesitz der für ihre Weiterleitung nun in erster Linie in Frage kommenden Völker überging, der Griechen und der Römer. Ehe wir aber die Babylonier verlassen, mögen noch einige Angaben über die Methodik ihrer Astrologie folgen.

Nicht nur der einfache Lauf der Planeten war zu beachten, sondern vor allem auch ihr wechselndes Aussehen, ihre jeweilige Helligkeit und die Farbbrönung des von ihnen ausgesandten Lichtes. Insbesondere Mond- und Sonnenfinsternisse spielten eine bedeutungsvolle Rolle für die Voraussagen zu erwartender Ereignisse. Sehr wesentlich war ferner die Stellung, die die Planeten untereinander oder jeweils zu besonderen Fixsternen oder Fixsterngruppen einnahmen, insbesondere ihre Konjunktion. Auch die Monats- oder Jahreszeit der betreffenden Beobachtung war für die Weissagung wichtig, endlich sogar Vorgänge, die sich gar nicht am Himmel selbst, sondern in der Erdatmosphäre abspielen, zum Beispiel die Windrichtung. Man sieht, es war schon damals nicht so einfach, und die Tätigkeit eines Astrologen an eine spezielle Ausbildung geknüpft, die nur der Priester hatte.

Die mit den einzelnen Göttern Babylons in Verbindung gebrachten Planeten sind:

Mond = Gott Sin;

Sonne = Gott Schamasch;

Venus = Göttin Ishtar, die Liebes- und Fruchtbarkeitsgöttin.

Die drei genannten sind von den obersten drei Göttern als Wächter der Ordnung auf der Himmelsbahn eingesetzt.

Jupiter = Gott Marduk, der Weltschöpfer, Heilgott;

Saturn = Gott Ninip, dem der Krieg und die Jagd unterstehen;

Mars = Gott Nergal, von dem Pest, Tod und alles Unheil kommt;

Merkur = Gott Nabu, der Vertreter der Weisheit.

Über diesen schweben die drei großen Beherrscher der Himmelsregionen: Anu, der Gott des Himmels, Enlil, Gott der Gebirge und Ea, Gott der Wassertiefe.

Schon längst, ehe die Griechen und nach ihnen die Römer auf den Plan traten, hatte natürlich der babylonische Sternglauben die Nachbarvölker ergriffen, zumal sie ja lange Zeiten zum Bestandteil des assyrisch-babylonischen Weltreiches gehörten. So finden wir astrologische Tendenzen selbst unter den bekanntlich in religiöser Beziehung sehr eigenwilligen und schwer zu beeinflussenden Juden. Sie finden sich in Gestalt des Sterns von Bethlehem selbst bis in das Neue Testament, vor allem aber haben sie in der vormosaïschen Zeitepoche die jüdischen Religionsvorstellungen, die damals noch stark von Dämonenglauben diktiert wurden, beeinflusst. Das Alte Testament bringt eine Reihe solcher astrologischer Momente, beispielsweise:

Hiob 31, 26-28: *Hab ich das Licht angesehen, wenn es hell leuchtete und den Mond, wenn er voll ging.*

Daß mich mein Herz heimlich beredet hätte, ihnen Küsse zuzuwerfen mit meiner Hand?

Was auch eine Missetat ist vor den Richtern; denn damit hätte ich verleugnet Gott in der Höhe.

Amos 8, 5: *Und spricht: „Wann will denn der Neumond ein Ende haben, daß wir Getreide verkaufen, und der Sabbat, daß wir Korn feilhaben mögen und das Maß verringern und den Preis steigern und die Waage fälschen.“*

Ganz besonders einflußreich war natürlich die „babylonische Gefangenschaft“. Spengler vertritt im „Untergang des Abendlandes“ sogar die Ansicht, daß alles, was „im Talmud an astronomischem, medizinischem und juristischem Wissen steht, ausschließlich mesopotamischer Herkunft ist“. Der „Stern Judas“ ist, ebenso neueren Forschungen nach der „Stern Bethlehem“, der Saturn.

Auch die *Ägypter* — als Kulturvolk an sich noch älter als die Babylonier — hatten einen ausgeprägten Gestirnglauben entwickelt und übernahmen besonders während ihrer Unterwerfung unter Assur-Babylon sehr vieles von der dortigen Astrologie.

Der Sonnengott war Ra (Rê), dessen jeweiliger Sohn der regierende Pharao war; Mondgott war Thot, der Gott der Weisheit. Die fünf Planeten, die „fünf lebenden Sterne“ genannt, gehörten zu folgenden Göttern: Saturn = Horus, Mars = Horus der Rote, Merkur = Stern des Thot, Venus = Gott des Morgensterns, Jupiter = Stern des Amon; so die Bezeichnungen auf einem der gefundenen Tonscherben. Ein spätägyptisches Werk, die „Astrologenbibel“, welche um 150 v. Chr. von den Astrologen Nechepos und Petosikos verfaßt wurde, wird als „aus dem dunklen Gewand des Himmels offenbart“ bezeichnet.

Die *Griechen* übernahmen die astronomischen Erkenntnisse und die astrologischen Ideen im wesentlichen aus der babylonischen Kultur, daneben auch von den Ägyptern. Ihr Denken ist aber in mancher Hinsicht ein anderes als das dieser asiatischen und afrikanischen Völker, vor allem dringen sie erheblich tiefer in die Materie ein. Daß dies mangels der notwendigen Instrumente und grundsätzlichen naturwissenschaftlichen Unterlagen oft genug nur auf dem Wege der Spekulation geschieht, verkleinert ihre Verdienste nicht im mindesten. Sie erweiterten auf jeden Fall das im ganzen doch noch recht primitive Weltbild der Babylonier so wesentlich, daß hier zunächst wieder eine kurze Abschweifung auf astronomisches Gebiet nötig wird.

Schon die noch ganz unter mesopotanischem Einfluß stehende ältere Philosophenschule mit ihrem Hauptvertreter Thales (etwa 624—548 v. Chr.) hatte eigene Gedanken hinzugefügt. Der wenig spätere Pythagoras (etwa 582—508) betrachtet die Erde bereits nicht mehr als Scheibe, sondern als Kugel. Auch löst er die einfache Himmelsglocke der Astronomen am Euphrat und Tigris in eine ganze Reihe von



Amenhotep IV mit Familie opfert dem Sonnengott, dessen Strahlen in Hände austausen. (Tell-el-Amarna, Grabrelief)

solchen auf, indem er für die Sonne, den Mond, jeden Planeten und die Fixsterne eine eigene Kugelschale annimmt, durch deren Bewegung auch der an ihnen verhaftete Stern bewegt wird; das Ganze wird von einem Zentralfeuer beleuchtet. Diese einzelnen Schalen sind die „Sphären“ und ihre kunstvolle Drehung mit einer bis ins Einzelne gehenden Ordnung ruft eine wundervolle Musik, die „Sphärenmusik“ hervor, die wir nur deshalb nicht hören, weil sie uns von

Geburt an gewohnt ist. Um 470 spricht sich Demokrit schon dahin aus, daß die Milchstraße nichts anderes sei, als eine dicht gedrängte Masse unzähliger Sterne. Erathostenes (276 bis 194) wagt sich dann an eine Bestimmung der Erdgröße heran, sein Zeitgenosse Aristarch bestimmt sogar die Entfernung Erde-Mond ziemlich genau und lehrt, daß die Erde sich um die Sonne drehe, nicht umgekehrt, findet aber damals noch keinen Glauben. Sehr fortschrittlich ist auch Hipparch (um 140), indem er fordert, daß die astronomische Forschung sich stets auf exakte Beobachtung und nicht auf Deutung stützen müsse. Für lange Zeit — bis 1600 n. Chr. — entscheidend wurde aber erst das große astronomische Werk des Ptolemäus (um 130 v. Chr.), der Almagest. In diesem Werk gibt Ptolemäus nicht nur einen Fixsternkatalog und sonstige wichtige Details astronomischer Natur, sondern er begründet darin vor allem sein Weltsystem: Zentral liegt unbeweglich die Erde und um sie kreisen sämtliche Wandelsterne in der Reihenfolge Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn. Ptolemäus weicht also von der Ansicht des Aristarch bezüglich der Stellung der Erde im System wieder ganz ab, sodaß Aristarch im ganzen Altertum der Einzige bleibt, der die Ansicht des Kopernikus vorweggenommen hat.

Es kann hier gleich angeschlossen werden, daß das alte Rom keinen bedeutenderen Astronomen hervorbrachte.

Diese wissenschaftlichen Erkenntnisse hinderten nun nicht, daß auch Griechenland einen ausgesprochenen Stern glauben, eine Gestirnsreligion, hatte und sich ebenfalls auf astrologischem Gebiet betätigte. So hat auch Plato einen Stern glauben entwickelt und mit ihm seine ganze Schule, die Platoniker, gleichfalls die Philosophie der Stoiker, unter denen der spätgriechische Philosoph Posidonios, der zur Zeit Cäsars lebte, in dieser Hinsicht besonders hervorragt. Aber im allgemeinen lag diese okkult-mystische Weltanschauung dem in seiner ganzen Wesensart heiteren und beschwingteren Griechentum nicht, sodaß aus der Zeit der Selbständigkeit

der Nation ausgesprochen astrologische Meinungen nicht sehr häufig sind. Immerhin bringt gerade die ältere Zeit, die sogenannte homerische, doch sichere Zeugnisse.

So berichtet beispielsweise die Ilias, daß die Griechen den Seher Kalchas auf ihrem Kriegszuge bei sich hatten und sich in wichtigen Angelegenheiten von ihm beraten ließen. *Robert Eisler* bemerkt nun jüngst in der englischen Wochenschrift „The Listener“, daß der Name Kalchas nicht griechisch ist, sondern Kalkhaa bedeutet den „Mann aus Kalkhu“ und Kalkhu war eine Stadt in Assyrien, in der sich, wie wir jetzt wissen, eine berühmte Astrologenschule befand. Dies würde also beweisen, daß sich die Griechen mindestens in der ältesten Zeit der babylonischen Astrologen *direkt* bedienten. Ferner schreibt die Ilias 22, 26 über den Sirius, den Hundstern:

„... gleich dem Gestirne

Welches im Herbst aufsteigt und mit weithin flammendem
[Lichte
Unter unzähligen Sternen hervorglänzt tief in der Nachtzeit
Das auch Hund des Orion mit eigenem Namen genannt

[wird;
Aber wie glanzreich auch, doch ist's ein Zeichen des Unheils,
Bringt viel sengende Hitze den unglückseligen Menschen.“

Im ganzen aber war der griechische Gestirnkult ein wesentlich anderer als der der alten Babylonier, ihr ganzer gestirnter Götterhimmel bestand im Grunde aus vergöttlichten Menschen. Nicht nur die eigentlichen Götter selbst, der Sonnengott Phoebus (Apollo), die Mondgöttin Artemis (Diana), Zeus (Jupiter), Aphrodite (Venus) und so weiter sind stark mit Menschlich-Allzumenschlichem durchtränkte Gestalten, sondern ganz besonders versetzte man Halbmenschen, Heroen, an den Sternhimmel. Fast alle bekannten Sternbilder wurden mythologisch gedeutet, es kommt auf diese Weise zu ausgedehnten Sternbeseelungen — Katasterismen, „Versternungen“ genannt — die für die Weiterentwicklung der Astrologie von größter Bedeutung wurden,

ohne ihrem Ursprung nach eigentlich astrologisch zu sein. Denn diese Versternungen waren ursprünglich die Verewigung großer Taten oder Untaten von Menschen und sollten bei den Generationen die Erinnerung an diese wachhalten. So wollten es die eigentlichen Götter, auf deren Befehl solche Übermenschen unter die Sterne versetzt wurden. Sehen wir uns kurz ein Beispiel dieser Art an; und zwar den Orion, wohl das schönste Sternbild unseres Winterhimmels. Er besteht aus sieben hellen Sternen. Die drei Sterne schräg in der Mitte sind der Gürtel, die beiden oberen Sterne die Schultern und die beiden unteren Sterne die Füße eines riesigen Mannes; so sah ihn die griechische Mythologie. Entsprechend dem Jahresumlauf der Erde um die Sonne wechseln nun auch die jeweils am Himmel sichtbaren Fixsterngruppen und die Zeit ihres nächtlichen Auftauchens beziehungsweise Untergehens am Horizont. Für die Griechen wurde sein Frühaufgang das Signal des Sommers und sein Frühuntergang das Signal des Winters mit seinen Stürmen — ein sehr wichtiges Zeichen der Seeschiffahrtsmöglichkeiten, ferner die Zeit seines Aufgangs um Mitternacht das Signal für die Weinlese. So hat sich ein ganzer Kranz mythologischer Vorstellungen um ihn entwickelt, wie es in entsprechenden anderen Fällen solcher „Versternungen“ auch war, die dann später, so gut es gehen wollte, zu einer möglichst einheitlichen Erzählung zusammengeschmolzen wurden.

Seine Wichtigkeit für die Seefahrt erhellt beispielsweise aus Vergils Aeneide 3, 517, wo der Steuermann Palinurus vor der Abfahrt von Aeneas Flotte den Sternhimmel mustert:

*Alle Gestirn' auch merket er, die still hingleiten am Himmel
Auch den Arctur' und die feuchte Hyad' und die doppelte*
[Bärin

Auch den großen Orion in goldener Rüstung umschaut er.

Wenn der Orion im Frühsommer morgens am Himmel erscheint, kurz vor der Morgenröte, der Eos, dann ist er ihr Geliebter, den sie sich wegen seiner Schönheit gewählt hatte.

Aber das wollen die Götter nicht, und so erhält Artemis den Auftrag, ihn mit ihren Pfeilen zu töten:

*Als den schönen Orion die rosenarmige Eos
Raubte, da zürnetet ihr so lang', ihr seligen Götter,
Bis in Ortygia ihn die goldenthronende Jungfrau
Artemis plötzlich erlegte mit ihrem sanften Geschosse.*

(*Odyssee 5, 121*)

Am Winteranfang aber steht er von abends bis morgens in seiner imponierenden Größe am Himmel, und nun ist er der wilde Jäger mit drohend geschwungener Keule, als der er auf Erden sich betätigte und wie ihn Odysseus noch bei seinem Besuche in der Unterwelt sieht:

*Und nach diesem erblickt ich den ungeheuren Orion.
Auf der Asphodeloswiese verfolgt' er die drängenden Tiere
Die er im Leben einst auf wüsten Gebirgen getötet:
In den Händen die eherne, nie zerbrechliche Keule.*

(*Odyssee 11, 572*)

In diesem wilden Jägertum scheinen sich die winterlichen Meeresstürme widerzuspiegeln. Man hat den Orion auch direkt als Meeresriesen gedacht, der von seinem Vater, dem Meeresherrn Poseidon die Gabe erhalten hatte, trockenen Fußes durch das Meer zu gehen und dabei die Wogen aufzuwühlen, Wetterwolken am Himmel zu versammeln und Stürme zu erregen:

*Als uns plötzlich im Sturm mit Gewog' aufsteigend Orion
Trug auf blinden Morast . . .*

(*Aeneide 1, 535*)

*Weil noch tobt auf dem Meere der Sturm und der Regner
Orion . . .*

(*Aeneide 4, 52*)

*Wieviel Wogen sich wälzten in Libyens weitem Gewässer
Wenn voll Grimms Orion sich taucht in winternde
Brandung . . .*

(*Aeneide 7, 719*)

Endlich aber schwindet er ganz vom Himmel und kehrt erst im Sommer wieder zur Zeit der Weinlese, woraus die Sage entstand: Der Meerriese Orion kommt zur Insel Chios, wo Oenopion, der Sohn des Weingottes Dionysos und der Ariadne, herrscht, und betrinkt sich dort derartig, daß er das

Weib des Oenopion zu vergewaltigen versucht, wofür ihn der wütende Gatte blenden läßt. Damit verliert Orion sein Auge, das heißt sein Licht, er verschwindet. Aber er schleppt sich nach Lemnos, wo er Kedalion — Feuerbrand — einen Gesellen des Schmiedegottes Hephaistos auf seine Schultern setzt und sich so zum Sonnengott Helios führen läßt, an dessen Strahlen sein Auge von neuem wächst, und nun leuchtet Orion wieder.

Ich übergehe weitere zahlreiche Lokalsagen und Märchen, die sich an das Sternbild Orion knüpfen.

Wir sehen, wie in diesem Sagenkreis sich eine Menge von naturwissenschaftlichen Beobachtungen, mythologischen Vorstellungen und astrologischen Deutungen zu einem Ganzen verknüpfen, um das Bild eines gewaltigen Übermenschen zu gestalten, der als Gestirn für ewig an den Himmel gebannt ist und *von dort aus* seine teils guten — Weinlese — teils bösen *irdischen* Wirkungen entfaltet. Und so wie bei Orion ist es auch bei den meisten übrigen Katasterismen.

In breiter Front brach das asiatische Astrologentum aber erst in die abendländische Kultur ein, als das Griechentum bereits stark im Niedergang war, nämlich durch Alexander den Großen (336—323 v. Chr.) und seine asiatischen Feldzüge, zumal dieser König planmäßig eine Verschmelzung griechischer und persischer (asiatischer) Kultur herbeizuführen versuchte. Das nach seinem Tode einsetzende Zeitalter des Hellenismus setzte diese Bestrebungen mit großem Erfolg fort; philosophische Meinungen dieser Zeit entwickelten eine ausgesprochene Metaphysik der Gestirne und des Lichtes: die ursprünglich stark menschenähnlichen Gestirngötter und -halbgötter werden jetzt zu zwar noch personenhaften, aber ätherischen Wesen, die durch ihre Strahlen alles Geschehen auf der Erde weitgehend beeinflussen. So kann also kein Zweifel daran bestehen, daß das Griechentum trotz seiner ganz anderen Weltanschauung doch dem babylonischen Astrologentum durch Hinzufügung und Erweiterung der uralten Ideen ein vortrefflicher Schrittmacher für

die Zukunft wurde. Dabei blieb die Astrologie seit ihrer babylonischen Zeit (3000 v. Chr.) bis in die Zeit des Hellenismus (ca. 300 v. Chr.) im großen und ganzen immer noch die „königliche Kunst“, stand also im wesentlichen im Dienste der Herrscher. Jetzt aber ändert sie ihren Charakter. Es kommt zur Ausbildung der Sterndeuterei im Dienste des Einzelmenschen, zur Individualastrologie und damit zu der zweiten umfassenden Entwicklungsstufe, die bis zum heutigen Tage vorherrscht. Daß daneben auch die königliche, rein politische Astrologie fortbestand, versteht sich.

Eine sehr große Bedeutung für die Fortentwicklung der Astrologie hat die *römische Kaiserzeit*, während das republikanische Rom lange Zeit diesen Aberglauben überhaupt nicht kannte. Aber in der ausgehenden Republik, zu Zeiten des Marius und Sulla taucht er auf, um nicht mehr zu verschwinden, sondern unter den Imperatoren gewaltig an Boden zu gewinnen.

Schon von Natur aus war der Römer dem Aberglauben in jeder Form wesentlich geneigter als der Grieche. Vor allem aber waren es in der ausgehenden Republik die politisch ständig schroff und schnell wechselnden Verhältnisse und in der Kaiserzeit die Unbeherrschtheit und Unberechenbarkeit der diktatorischen Kaiser, die besonders in den gehobenen Kreisen eine starke Unsicherheit der Existenz mit sich brachten und damit den begreiflichen Wunsch, in die Zukunft sehen zu können, einen Wunsch, dem die Magie, das Wahrsagertum und die Astrologie in jeder Weise entgegen kamen. Kein Wunder also, daß sie blühen mußten. Auch bei den Kaisern selbst beziehungsweise ihrem engsten Anhang und Gefolge brachte schon allein die Frage nach der Zeit der Thronfolge und der Person des Thronfolgers den gleichen Wunsch in Hochblüte, und so kommt es, daß die Astrologie in diesem Zeitalter zum politischen Faktor wird und sich vom Religiösen mehr loslöst. Sie wird zum privaten Bedürfnis; jeder erhoffte von ihr in allen Lebenslagen Rat und suchte seine Zukunft auf ihr aufzubauen.

Aber machen wir uns, ehe wir einige Einzelheiten dieser Dinge schildern, zunächst ein kurzes Bild davon, was man damals bereits vom Einfluß der Gestirne auf irdische Verhältnisse alles glaubte.

Der 23 n. Chr. geborene und 79 bei dem schweren Vesuvausbruch verunglückte *Cajus Plinius Secundus* schreibt in seiner „Naturgeschichte“, die sämtliche damals bekannten „wissenschaftlichen“ Ergebnisse zusammenfaßt, im zweiten Buch:

Das Gestirn des Saturn ist kalter, eisiger Natur... Mars... ist feuriger Beschaffenheit... Durch die übergroße Hitze der Sonne und die Kälte des Saturn wird der zwischen beiden wandelnde Jupiter gemäßigt und heilbringend... Unterhalb der Sonne kreist ein überaus großes Gestirn, Venus genannt... Durch ihre natürliche Kraft wird alles auf der Erde erzeugt: denn bei ihrem zweimaligen Aufgang (am Morgen und Abend) verbreitet sie einen befruchtenden Tau und bewirkt nicht nur die Hervorbringungen der Erde, sondern stachelt auch alle lebenden Wesen zur Befruchtung... ohne Zweifel die Gestirne überhaupt durch die Erdfeuchtigkeit genährt werden, weil man an dem Monde, wenn er halb ist, manchmal Flecken beobachtet (denn alsdann hat er noch nicht hinreichende Kraft, die Dünste gänzlich aufzusaugen), und die Flecken sind nichts anderes, als der mit der Feuchtigkeit von der Erde aufgezoogene Schmutz... Wie vom brennenden Holze die Kohle prasselnd losfährt, so von dem Planeten (Jupiter) das himmlische Feuer (der Blitz); welches überdies noch Vorbedeutungen mit sich bringt; denn nicht einmal ein von dem Gestirn abgelöstes Teilchen stellt seine göttlichen Verrichtungen ein...

Die Kometen erscheinen nie am abendlichen Teile des Himmels. Schrecklich ist ein solcher Stern fast immer, und nicht leicht seine Vorbedeutung abzuwenden... Bei den Vorbedeutungen glaubt man, komme es darauf an, nach welcher Richtung hin die Kometen fortschießen; von welchen Sternen sie ihre Kraft erhalten; welchen Gegenständen

sie gleichen, und an welchen Stellen sie zuerst auftauchen. Haben sie die Gestalt von Flöten, so gilt ihre Vorbedeutung der Musik. Erscheinen sie in den Schamteilen der Sternbilder, so gilt sie den unzüchtigen Sitten; dem Genie aber und der Wissenschaft, wenn sie mit einigen der nie verschwindenden Sterne ein Dreieck oder ein Viereck mit gleichen Winkeln bilden. Vergiftung bedeuten sie, wenn man sie in dem Haupte der nördlichen Schlange wahrnimmt...

Wer weiß ferner nicht, daß bei dem Aufgang des Hundsterns (*Sirius*) sich die Sonnenhitze am meisten steigere? — wie denn der bedeutende Einfluß dieses Sterns auf der ganzen Erde gefühlt wird. Wenn er erscheint, braust das Meer auf, der Wein gärt im Keller und die Sümpfe kommen in Bewegung. Ein wildes Tier, welches die Ägypter *Oryx* (*Antilopenart*) nennen, soll sich nach ihrer Behauptung ihm bei seinem Aufgang gegenüber stellen, ihn betrachten und durch Nießen gleichsam verehren. Daß die Hunde während dieser ganzen Periode am meisten zur Wut geneigt sind, unterliegt keinem Zweifel.

Sogar den einzelnen Graden einiger Zeichen ist eine besondere Kraft eigen... schließen wir es... auch aus vielen Anzeigen an unserem Körper und auf dem Felde. Einige werden von Schlagflüssen befallen; bei andern leidet zu bestimmten Zeiten der Unterleib, das Nervensystem, der Kopf, das Gemüt. Der Ölbaum, die weiße Pappel und die Weidenrollen bei der Sommersonnenwende ihre Blätter zusammen. Am Tage der Wintersonnenwende blüht die unter Obdach aufgehängte getrocknete Poleipflanze, und mit Luft angefüllte Blasen zerspringen. Nur der mag sich darüber wundern, welcher noch nicht die täglich vorkommende Erscheinung beobachtet hat, daß eine Pflanze, die man Sonnenwende (*Heliotropium*) nennt, stets der scheidenden Sonne nachsehe, und sich zu jeder Stunde mit ihr drehe, selbst wenn sie von Wolken verdeckt ist; daß ebenso die Austern und alle Muscheln und Schalthiere durch den Einfluß des Mondes an Umfang wachsen und wieder abnehmen. Fleißigere For-

scher haben sogar gefunden, daß die Leberfibern der Spitzmäuse der Tageanzahl des Mondes entsprechen, und daß das kleine Tierchen, die Ameise, die Einwirkung dieses Gestirns spüre und deshalb am Neumond stets raste. Die Unwissenheit in solchen Dingen gereicht dem Menschen umso mehr zur Schande, als er selbst nicht in Abrede stellen kann, daß besonders die Augenkrankheiten einiger Saumtiere mit dem Monde zunehmen und abnehmen. Zur Entschuldigung dient ihm jedoch der ungeheure Umfang und die unermessliche Höhe des Himmels, welcher in zweiundsiebzig Sternbilder (die Antike unterschied gewöhnlich nur achtundvierzig) geschieden ist: diese sind Bilder von Sachen und Tieren, in welche die Gelehrten den Himmel eingeteilt haben . . .

Nach der Ansicht der Babylonier rühren die Erdbeben, Erdrisse und die anderen Erscheinungen dieser Art von dem Einflusse der Gestirne her, und zwar jener drei (Saturn, Jupiter, Mars), denen sie auch die Blitze zuschreiben. Diese Erscheinungen sollen aber dann eintreffen, wenn die genannten Gestirne mit der Sonne gehen (in Konjunktion) oder wenn sie in einem Aspekt, und hauptsächlich im Geviertschein sind . . .

Alle Meere reinigen sich beim Vollmond, manche auch nur zu einer gewissen Zeit. Bei Messana und Mylä wirft das Meer einen mistähnlichen Unrat ans Ufer, woher auch die Sage entstanden ist, die Rinder der Sonne hätten hier ihre Ställe. Aristoteles . . . fügt noch hinzu, daß kein Tier zu einer anderen Zeit sterbe, als wenn sich die Flut wieder verläuft. Man hat diese Beobachtung am gallischen Ozean häufig angestellt und wenigstens am Menschen bewährt gefunden.

Daraus ergibt sich die richtige Vermutung, daß man nicht ohne Grund den Mond für das belebende Gestirn halte; daß er es sei, welcher die Erde sättige, und der bei seinem Erscheinen die Körper anschwellen und bei seinem Scheiden leere; daß daher mit seinem Zunehmen auch die Conchylien wachsen, und daß besonders diejenigen Wesen, welche kein Blut haben, seine belebende Kraft fühlen. Aber auch das

Blut des Menschen soll mit seinem Lichte sich mehren und abnehmen, und sogar das Laub und die Futterkräuter sollen . . . seinen Einfluß, der also alles durchdringt, spüren.“

Diese wahllos herausgegriffenen Beispiele aus einem einzigen Schriftsteller der Zeit, die den außerordentlichen Einfluß der Sterne, auf alles, was da kreucht und fleucht, unzweideutig dartun, dürften genügen. Sehen wir uns nun etwas in der „politischen Astrologie“ der Römer um. Da ergibt sich ganz deutlich, daß die Astrologen, die Chaldäer (= Babylonier), wie der Römer diese Leute nannte, ganz vorzüglich in den Zeiten politischer Aufregung am Werke waren und bei fast allen Verschwörungen der Kaiserzeit ihre Hand im Spiele hatten.

Soviel sich ersehen läßt, war der erste namhafte Mann, dem ihre Prophezeiungen verhängnisvoll wurden, der Konsul Octavius im Jahre 87 v. Chr. Auf Rat der Astrologen blieb er ruhig in Rom, als sein Gegner Marius anrückte, und wurde von dessen Soldaten erschlagen. Nach seinem Tode fand man in seiner Kleidung die falschen Prophezeiungen auf einem Täfelchen notiert. Marius war den Vorhersagungen gegenüber ausgesprochen gläubig, und von Sulla berichtet Plutarch (Sulla, 37):

„Sulla sah sein Ende nicht nur voraus, sondern hat auch gewissermaßen von demselben geschrieben. Denn er schloß das zweiundzwanzigste Buch seiner Denkwürdigkeiten zwei Tage vor seinem Tode ab und schreibt darin, die Chaldäer hätten ihm gesagt, daß er nach einem ruhmvollen Leben auf der Höhe seines Glückes sterben sollte.“

Die warnenden Stimmen besonnener Zeitgenossen, so vor allem Catos und Ciceros, verhallen wirkungslos. Ersterer warnt schon um 140 v. Chr. den Landmann vor dem Eingeweidebeschauer, dem Wahrsager und dem Astrologen zugleich. Sie waren damals schon so verbreitet und lästig, daß man sie auswies, aber ohne jeden Erfolg. Cicero schreibt in seinem Buch „Über die Weissagung“:

„Wie vieler Aussprüche der Chaldäer erinnere ich mich in

bezug auf Pompejus und Crassus und selbst Cäsar, die alle dahin lauteten, jeder würde im Greisenalter, zu Hause, im höchsten Glanz des Ruhmes sterben. Ich finde es wunderbar, daß es überhaupt noch jemand gibt, der ihren Prophezeiungen glaubt, da diese doch tatsächlich durch den Erfolg widerlegt werden.“

Einer der bedeutendsten Astrologen der sinkenden Republik war Nigidius Figulus, auf dem die späteren römischen Chaldäer hauptsächlich basieren. Er weissagte dem Vater des Kaisers Augustus, daß der Sohn ein glänzendes Schicksal haben werde. Auch Augustus selbst folgte den astrologischen Weissagungen:

„Während seines einsamen Aufenthaltes in Apollonia (es war dies wenige Monate vor Cäsars Ermordung, dessen Erbe Oktavianus Augustus bekanntlich in jeder Hinsicht antrat) war er einmal in Begleitung des Agrippa auf die Sternwarte des Astrologen Theogenes gestiegen. Als hier dem Agrippa, der den Astrologen zuerst befragte, große und fast ungläubliche Dinge geweissagt wurden, so verschwieg er selbst hartnäckig seine Geburtsstunde und wollte sich nicht dazu verstehen, die Konstellation derselben anzugeben, aus Furcht und Scham, daß dieselbe minder bedeutungsvoll erfunden werden möchte. Kaum aber hatte er auf vieles Zureden endlich mit Not und zögernd beides angegeben, als Theogenes aufsprang und ihm verehrend zu Füßen fiel. Seitdem hatte Augustus so großes Vertrauen auf seinen Stern, daß er das Zeichen, in welchem er geboren war, öffentlich bekannt machte und eine silberne Münze mit dem Bilde des Steinbocks, unter welchem er geboren war, schlagen ließ“ (Sueton, Oktav. 94).

Gerade unter seiner Regierung schwoll das Chaldäertum in Rom stark an, sodaß Augustus 11 n. Chr. ein Verbot erlassen mußte, über den Tod eines lieben Mitmenschen einem anderen Orakel zu erteilen, auch ließ er massenhaft Wahrsagebücher verbrennen.

Sein Nachfolger Tiberius (14—37 n. Chr.) hatte einen förmlichen Leibastrologen und scheint auch selbst in der Kunst der Astrologie nicht ganz unerfahren gewesen zu sein. Tacitus berichtet (Ann. VI, 26 u. 27):

„Nicht übergehen möchte ich eine Weissagung des Tiberius über Servius Galba, d. r. damals Consul war. Diesen ließ er zu sich bescheiden und redete ihn, nachdem er ihn von verschiedenen Seiten ausgeforscht, zuletzt auf Griechisch also an: „Auch du, Galba, wirst einst noch die Herrschaft kosten“, damit auf seine späte und kurze Gewalt hindeutend, vermöge seiner Kenntnis der Kunst der Chaldäer, die zu eigen sich zu machen er auf Rhodos Muße, zum Lehrer den Thrasyllus gehabt, dessen Erfahrung er auf folgende Weise erprobt hatte:

Sooft er über dergleichen Angelegenheiten Rat pflegte, bediente er sich eines hochgelegenen Teiles seiner Wohnung, mit Zuziehung eines einzigen Freigelassenen. Dieser, ein ungebildeter, aber körperlich kräftiger Mensch, ging auf unwegsamen und abschüssigen Pfaden — denn über Felsen erhebt sich das Haus — vor demjenigen her, dessen Wissenschaft Tiberius auf die Probe zu stellen beschlossen hatte, und stürzte den Heimkehrenden, we:in über ihn Verdacht der Gaukelei oder des Betruges aufgestiegen war, in das un-ten strömende Meer, damit er das Geheimnis nicht verriete. Als nun so Thrasyllus, über dieselben Felsen geführt, auf den Forschenden Eindruck gemacht hatte, indem er ihm die Herrschaft und die Zukunft mit Geschick enthüllte, wird er gefragt, ob er auch seine eigene Geburtsstunde erkundet habe, in was für einem Jahre, was für einem Tage er sich jetzt befinde? Er nun, nachdem er der Gestirne Stellungen und Abstände berechnet, stutzt erst, fängt dann zu zagen an, und, je tiefer er blickt, immer mehr von Staunen und Furcht erbebend, ruft er zuletzt aus, es stehe ihm ein bedenklicher, ja beinahe der letzte Augenblick bevor. Da umarmt ihn Tiberius, wünscht ihm Glück dazu, daß er Gefahren vorher zu bestimmen wisse und nun ungefährdet bleiben werde, und

³ Esser, Geheimnisvolle Kräfte

behält ihn, das, was er gesagt, wie ein Orakel aufnehmend, als einen seiner vertrautesten Freunde bei sich.“

Diese Szene spielte sich ab, als Tiberius noch in Ungnade war und sich auf Rhodos in der Verbannung befand. Thrasyllus scheint ein sehr gewiegter Mann gewesen zu sein. Er hielt sich in der Gunst des Tiberius und hatte für sein eigenes Leben vorgesorgt, indem er überall erzählte, der Kaiser werde zehn Jahre nach ihm — Thrasyllus — sterben.

Übrigens ist der oben zitierte Tacitus ein sehr schönes Beispiel für die Einstellung des wirklich gebildeten, denkenden Menschen zu der Wahrsagerei. Er weiß nicht, was er glauben soll; unmittelbar nach der oben zitierten Szene fährt er fort:

„Ich muß jedoch gestehen, daß wenn ich dieses und Ähnliches vernehme, mein Urteil schwankt, ob durch das Verhängnis der Gang der menschlichen Dinge und durch unwandelbare Notwendigkeit oder durch das Ungefähr bestimmt werde. Denn man findet ja, daß die Weisesten der Alten und die ihnen anhängen, verschiedener Meinung sind, und viele den festen Glauben hegen, daß nicht um unser Entstehen, nicht um unser Ende, nicht überhaupt um Menschen sich die Götter kümmern, weshalb so häufig Unglücke über die Guten komme und Glück den Schlechteren beschieden sei. Dagegen glauben andere, das Verhängnis stimme zwar mit den Ereignissen überein, aber nicht nach unsteten Gestirnen, sondern es liege in den Anfängen und Verkettungen natürlicher Ursachen; wobei sie uns jedoch die Wahl der Lebensweise freilassen, nur sei, habe man diese gewählt, die Ordnung des Verhängten bestimmt; auch sei nicht das Unglück oder Glück, was der große Haufe dafür halte; viele, die von Widerwärtigkeiten bedrängt schienen, seien glücklich, dagegen gar manche bei noch so großem Reichtum höchst elend, sobald jene das unglückliche Geschick standhaft ertrügen, diese das glückliche mit Unverstand gebrauchten. Übrigens lassen es sich die meisten Menschen nicht nehmen, daß einem jeden gleich mit der Geburt seine Zukunft bestimmt sei; nur falle manches anders aus, als es verkündet worden, durch den



Astrologisches römisches Gerät
(Paris, Louvre)

Betrug derer, die Dinge verkünden, welche sie nicht wissen: so werde der Glaube an eine Wissenschaft untergraben, von welcher die alte Zeit wie die unsrige sprechende Beweise geliefert habe. Wie nämlich vom Sohne eben dieses Thrasyllus die Herrschaft Neros vorhergesagt worden sei, soll zu seiner Zeit erwähnt werden . . .“

Man sieht, Tacitus schwankt hin und her, und so kann Spengler in seinem Untergang des Abendlandes“ (II, 289) nicht mit Unrecht schreiben: „Es ist ein untrügliches Kennzeichen für das Schwinden der antiken Seele, daß die Astrologie, nach Westen vordringend Schritt für Schritt die Orakel

verdrängt. Niemand verrät den Zwischenzustand klarer als Tacitus, dessen verwirrte Weltanschauung seine Geschichtsschreibung ganz und gar beherrscht: Tacitus führt einerseits, als echter Römer, die Macht der alten Stadtgottheiten ein; daneben hat er, als intelligenter Weltstädter, eben diesen Glauben an die Einwirkung der Götter als Aberglauben bezeichnet, endlich aber als Stoiker — und die Stoa war damals eine *magische* Geistesverfassung — von den sieben Planeten gesprochen, die das Los der Sterblichen regieren.“ So wie Tacitus mag es manchem Gebildeten damals ergangen sein — ähnlich wie heute!

Tiberius war ein überaus mißtrauischer Mann. Das beweist ja schon allein seine bösertige Probe, die er mit Thrasyllus anstellte. So kann es nicht wundern, wenn er trotz — oder wohl besser gerade wegen — seines Glaubens an das Chaldäertum den Astrologen auf der anderen Seite sehr argwöhnisch gegenüber stand und nicht nur einen Senatsbeschluß erwirkte, der sie aus Rom vertrieb, sondern einen von ihnen sogar vom tarpejischen Felsen stürzen ließ.

Eine solche zwiespältige Einstellung zeigen auch viele seiner Nachfolger. Der Grund liegt auf der Hand: wie häufig sehnte sich die römische Aristokratenklasse danach, von ihrem Quäler und unberechenbaren Tyrannen befreit zu werden. Was lag da näher, als den Astrologen über den Tod des Kaisers zu befragen, und wie leicht konnte eine solche Vorhersage dann den Keim zur Palastrevolution abgeben, wie es ja auch wirklich oft genug gewesen ist.

Schon unter Tiberius kam es dazu, wie Tacitus (Ann. II, 27) berichtet:

„Um eben diese Zeit wird aus dem Geschlechte der Scribonier Libo Drusus angezeigt, als gehe er mit einer Staatsumwälzung um . . . Der Senator Formius Catus, einer der vertrautesten Freunde Libos, wußte den unvorsichtigen und eitlen Vorspiegelungen leicht sich hingebenden Jüngling für Chaldäer-Verheißungen, Magierzaubereien und Traumdeuter sogar einzunehmen . . .“

Auch unter Claudius (41—54) liefen einige Hochverratsprozesse mit astrologischem Hintergrund ab und wieder erfolgt ein nutzloses Verbannungsdekret der Chaldäer. Aber unter Nero (54—68) erleben sie eine Hochblüte nicht zuletzt deswegen, weil nicht nur der Kaiser selbst, sondern auch seine Mutter Agrippina und seine Gemahlin Poppäa Sabina überzeugte Anhänger dieses Glaubens waren. In den letzten Regierungsjahren dieses Tyrannen benutzte ein gewisser Antistius Sosianus planmäßig astrologische Momente, um sich von einer Verbannung zu befreien. Lassen wir wieder Tacitus (Ann. XVI, 14) erzählen:

„Unter dem Consulate des Cajus Suetonius und Lucius Telesinus (66 n. Chr.) verbindet . . . sich Antistius Sosianus, welcher, weil er Schmähdgedichte auf Nero gemacht, mit der Verbannung . . . bestraft worden war, als er vernahm, daß solche Ehre den Angebern widerfahre und der Fürst zu Hinrichtungen so geneigt sei, als ein unruhiger Kopf nicht lässig bei sich bietenden Gelegenheiten mit Pammenes, der ebenfalls dort ein Verbannter, durch Chaldäerkunst berüchtigt und deshalb mit vielen in befreundeter Verbindung war. Er meinte, daß nicht umsonst an ihn so häufig Botschaften und Befragungen gelangten, und erfuhr zugleich, daß ihm von P. Anteius ein Jahrgehalt gegeben wurde. Auch war ihm nicht unbekannt, daß Anteius durch seine Liebe zu Agrippina dem Nero verhaßt, daß seine Reichtümer ein besonderer Reiz für seine Habsucht, und dieses für viele des Verbrechens Ursache sei. Nachdem er daher ein Schreiben des Anteius aufgefangen, auch Papiere entwendet, in welchen sein Horoskop und was ihm begegnen würde, Pammenes im geheimen Versteck bewahrte, zugleich entdeckt hatte, was über des Ostorius Scapula Ursprung und Leben aufgesetzt war, schreibt er an den Fürsten, daß er wichtige und zu seiner Wohlfahrt dienliche Eröffnungen ihm machen würde, wenn er einen kurzen Erlaß der Verbannung erhalte: Anteius nämlich und Ostorius bedrohten den Staat und forschten nach dem eigenen und des Kaisers Schicksal. Sofort wurden Schnellsegler

abgeschickt und Sosianus schleunig herbeigeholt. Gleich nach Bekanntmachung seiner Angabe wurden Anteius und Ostorius mehr schon für verurteilt als für angeklagt gehalten, so sehr, daß niemand des Anteius Testament untersiegeln wollte, hätte nicht Tigillinus dazu aufgefordert, nachdem er zuvor den Anteius angewiesen hatte, mit seinem letzte Willen nicht zu zögern. Dieser nahm nun Gift, beeilte aber, aus Ungeduld über die langsame Wirkung desselben, seinen Tod durch Zerschneiden der Adern.

Ostorius war zu dieser Zeit auf einem entfernten Landgute an der Grenze von Ligurien. Dorthin wurde ein Centurio geschickt, um den Mord desselben zu beschleunigen. Der Grund der Eile rührte daher, daß Ostorius, der großen kriegerischen Ruf besaß und sich die Bürgerkrone in Britannien verdient hatte, durch ungeheure Körperkraft und durch Geschicklichkeit im Gebrauch der Waffen den Nero besorgt gemacht hatte, er möchte ihn, der immer furchtsam und durch die jüngst entdeckte Verschwörung nur noch mehr in Schreck gesetzt war, angreifen. Der Centurio also eröffnet, nachdem er die Ausgänge des Landhauses gesperrt, des Kaisers Befehle dem Ostorius. Dieser wandte die oft gegen den Feind erprobte Tapferkeit gegen sich selbst: und da die Adern, obwohl zerschnitten, zu wenig Blut ergossen, bediente er sich insoweit der Hand eines Sklaven, daß dieser unbeweglich einen Dolch hinhalten mußte, drückte dessen Rechte dann an sich heran und fuhr hinein mit seiner Kehle.“

Wir sehen: die Angeberei blüht nicht nur heute! Der Denunziant erlangte zwar zunächst seinen Zweck, die Verbannung wurde aufgehoben. Vespasian verbannte bei seinem Regierungsantritt aber erneut den Sosianus auf die gleiche Insel. Probatum est!

Wie weitgehend die Zeit den Chaldäern huldigte, sagt der Satirendichter Decius Julius Juvenalis (um 100 n. Chr.) in seiner sechsten Satire (zitiert nach Alexander von Gleichen-Rußwurm):

„Den Chaldäern schenkt man größtes Vertrauen; was ein

Astrolog sagt, dem glaubt man wie einem Orakelspruch des Jupiter Ammon. Der angesehenste unter ihnen ist aber, wer mehrmals verbannt worden ist, denn es fließt der Kunst Vertrauen zu, wenn an der rechten und linken Hand die Fesseln geklirrt haben, wenn man recht lange im Gefängnis des Feldlagers geschmachtet hat. Einer, der noch nie verurteilt ist, wird nie den Geist der Weissagung besitzen, nur wer kaum dem Tode entrinnen konnte, dem es mit Mühe glückte, auf eine der Kykladen geschickt und endlich von der Insel Seriphos wieder zurückgerufen zu werden. Bei ihm holt sich deine Hausfrau Auskunft über den zögernden Tod ihrer gelbsüchtigen Mutter ein, vorher aber über den deinen; wann sie die Schwester, wann ihre Oheime zur ewigen Ruhe geleiten könne, ob ihr Liebhaber sie überleben werde? Sie hat jedoch keine astrologischen Kenntnisse und weiß nichts von den Häusern und Kräften der Planeten. Hüte dich aber, einer Frau zu begegnen, in deren Händen du ein abgenutztes, bernsteingelbes astrologisches Tagebuch erblickst! Sie befragt niemanden, sondern erteilt selbst Antworten; sie wird sich nicht von der Stelle rühren, sobald ihr die Berechnungen des Thrasyllos abgeraten, mag der Mann ins Feld ziehen oder ins Vaterland heimkehren. Beliebt es ihr, eine Spazierfahrt bis zum nächsten Meilenstein zu machen, so wird die Stunde dazu dem Buch entnommen; juckt der etwas geriebene Winkel des Auges, so wird das Horoskop gestellt und danach Augensalbe gefordert; liegt sie krank, so ist keine Stunde zum Speisen schicklicher, als die Petosiris, der größte Astrolog Ägyptens, empfohlen hat.“

Auch Tacitus, dessen unsichere Haltung gegenüber der Astrologie als solcher wir schon kennen gelernt, steht den Astrologen sehr skeptisch gegenüber:

... die Mathematiker ... Umwälzungen und ein für Otho glanzvolles Jahr aus der Beobachtung der Sterne pro phezeiten, eine gegen Mächtige treulose, gegen Hoffende betrügerische Menschenart, welche stets in unserem Staate verpont und doch wird beibehalten werden. Viele solche

Mathematiker, in eines Fürsten ehelichem Leben die verderblichsten Werkzeuge, hatte das geheime Kabinett der Poppea sich gehalten; einer derselben, Ptolemäus, Othos Begleiter nach Hispanien, hatte ihm verheißen, daß er Nero überleben werde, und als der Erfolg es nun bestätigte, demselben eingeredet, daß er auch zur Herrschaft noch gelangen werde, indem, stellte man Galbas Alter und die Jugend Othos zusammen, es bereits gemutmaßt und besprochen wurde. Otho aber nahm es als Ausspruch der Wissenschaft und als Mahnung des Schicksals, mit dem der Natur des Menschen eigenen Hange, lieber das Geheimnisvolle zu glauben. Und auch Ptolemäus ließ es nicht an sich fehlen, schon zum Verbrechen ihn reizend, zu dem so leicht von Wünschen dieser Art der Übergang gemacht wird“ (Hist. I, 22).

Genau dasselbe berichtet bezüglich des Eintagskaisers Otho (68 n. Chr.) Sueton (Otho, 4), nur daß er den Astrologen Seleucus (man beachte daß fast alle namhaften Chaldäer Roms griechische oder ägyptische Namen tragen!) nennt. Sueton schildert uns auch die Wirkung dieser Vorhersagen auf den Prätendanten:

„So ließ er denn nichts unversucht, sich alle Welt durch Dienstleistungen und sonstige Bestechungsmittel zu verpflichten. So oft er den Kaiser (Galba) bei sich zur Tafel empfing, verteilte er unter die diensthabende Kohorte der Leibwache Mann für Mann ein Goldstück und suchte nebenbei noch auf jede andere Weise sich die Soldaten zu verbinden. Einem, der mit seinem Gutsnachbar einen Grenzstreit hatte und ihn zum Schiedsrichter nahm, kaufte er das ganze Grundstück und schenkte es ihm als freien Besitz, so daß es bald kaum einen Soldaten mehr gab, der nicht die Überzeugung hegte und laut aussprach: „er allein sei der Thronfolge würdig.“

Der dritte kurzlebige Monarch dieser wilden Jahre 68—69 n. Chr., Vitellius, ließ jeden Chaldäer, dessen er habhaft werden konnte, ohne Untersuchung hinrichten, auch Vespasian (69—79) verbannte sie, hing ihnen aber persönlich an, gleichfalls sein Sohn und Nachfolger Titus (79—81), der

sich sogar selbst astrologisch betätigte, indem er anderen das Horoskop stellte. So schwankt die Stellung der Astrologen auch unter den folgenden Kaisern noch heftig, bis sie endlich unter Septimius Severus (193—211) offizielle Anerkennung erringen. Die größte Anerkennung zollte ihnen aber Alexander Severus (222—235), der ihnen in Rom Lehrstühle ihrer „Wissenschaft“ einrichtete und ihnen Gehalt zahlte. Ganz besonders wurde den Chaldäern von nun an auch eine geistige Strömung, der Neuplatonismus — über ihn werden wir im Kapitel über Alchemie einiges hören — eine Stütze.

Die späteren Herrscher erließen aber wieder des öfteren Gesetze gegen die „mathematische Kunst“, so beispielsweise Diokletian (284—305), Constantius (337—361) drohte sogar Todesstrafe an, aber es half alles nichts. Die Astrologie stand und blühte. Sie suchte sogar in der Person des Firmicus Maternus sich auf ein höheres ethisches Niveau zu schwingen. In den „acht Büchern Mathesis“ dieses Autors wird der Astrolog aufgefordert, ein sauberes Dasein zu führen, alle geheimnisvollen Methoden und dunkeln Machenschaften zu vermeiden und keinerlei Fragen leise und insgeheim, sondern stets nur laut und vor Zeugen zu beantworten, auch sollen alle Fragen abgelehnt werden, die auf unlautere Motive des Fragenden schließen lassen. Im übrigen aber steht auch Firmicus Maternus ganz und gar auf dem Boden der astrologischen Vorherbestimmungen: in seinem Werke gibt er unter anderem genauestens die Gestirnkongstellationen an, unter deren Einfluß ein Neugeborener zum Mörder, Blutschänder, Mißgeborenen, Gladiator, Advokat, Sklaven, Findling werden muß (J. Burckhardt).

So hat also insbesondere auch die ausgehende Antike die uralten asiatischen Ideen des Gestirnglaubens übernommen und wesentlich erweitert und verbreitet. Von ihr ging diese astrologische „Wissenschaft“ unverändert auf die germanischen Eroberervölker und damit in das Mittelalter über. Außerdem tritt jetzt auch noch die arabische Welt befruchtend in den Kreis abendländischer Chaldäerkunst ein.

Die Araber kannten astrologische Vorstellungen mit Bestimmtheit bereits seit uralter Zeit und hatten diese Vorstellungen ebenfalls von den alten Babyloniern übernommen, großenteils allerdings erst aus zweiter Hand, nämlich von den Juden. In den Kultstätten — besonders der Kaaba zu Mekka, um die sich ja auch der spätere Islam rankte — wird ein Gott Ab-ram verehrt, der nichts anderes ist, als der Patriarch Abraham der Israeliten und der im Grunde genommen den Planeten Saturn repräsentiert. Dieser Gott hieß bei den arabischen Sabiern Abu-Rom. Er ist bei ihnen den einem höchsten Gott untergebenen Untergöttern zuzuzählen, die ihrerseits in den Planeten wohnen. Also auch hier ein ausgesprochener Gestirnglaube, mit einem gewissen monotheistischen Einschlag, auf den gestützt Mohammed später seine islamische Religion aufbauen sollte.

Diese Sabier bildeten den Sternglauben und im Zusammenhang damit einen Zauberglauben bis ins Einzelne durch. Sie sollen (Henseling) einen wahrsagenden Kopf auf folgende Weise gewonnen haben:

„An einem Dienstag — dem der Regentschaft des Planeten Mars unterliegenden Tage — und zwar dann, wenn Mars seine höchste Erhebung über dem Horizont und damit seine größte Wirksamkeit hatte (Kulmination) wurde ein rotbrauner Mann mit rotem Haar und roten Wangen lebendig in einem Behälter mit Öl ertränkt und ein Jahr in dem Behälter belassen. Dann wurde der Kopf abgeschnitten und prophezeite, weil die Kräfte des Planeten Mars in ihm steckten, sieben Tage lang, was das kommende Jahr an Gutem und Bösem bringen werde.“

Der ausgebildete Islam übernahm mit dem übrigen Kulturgut der Völker des Altertums auch deren Astrologie und bildete sie weiter fort, verbreitete sie auch über ganz Vorderafrika, Kleinasien, von dort über Persien, Afghanistan, Indien, China, Tibet und andererseits nach Spanien, Portugal, Sizilien.

Ausschlaggebend für das Abendland sollte die Astrologie der sizilianischen Araber werden. Schon die hier die Herrschaft nach ihnen antretenden Normannen nahmen sie mit sehr vielen sonstigen arabischen Elementen in ihre Lebensführung auf, ganz besonders jedoch der Hohenstaufenkaiser Friedrich II. (1215—1250) in Palermo. Friedrich schuf einen ausgesprochenen orientalischen Hofstaat, in dem namhafte Araber eine entscheidende Rolle spielten, darunter Astrologen aus Bagdad. Einer der namhaftesten Sterndeuter aber war des Kaisers Leibarzt Michael Scotus; er lehrte, daß nur ein Laie glaube, die zahllosen Sterne seien ohne Ordnung und Regel, dem Gelehrten sei bekannt, daß der Sternhimmel ein mit Edelsteinen besetztes Gewand sei, wobei diese Edelsteine wohlgeordnet seien. Noch hundert Jahre später hat Dante in der Göttlichen Komödie diesen Scotus in die Hölle versetzt. Hier finden sich im vierten Sack des achten Kreises die Wahrsager und Zauberer mit ganz verdrehtem Kopf, sodaß sie nur nach rückwärts sehen und gehen können:

*Der andre dort, der Kurzgeschürzte, war
Michel der Schotte, wahrlich, unvergleichlich
Bewandert in den Künsten der Magic.*

Ausgehend von diesem Hofe Friedrichs II. griff die Sterndeuterei schnell um sich und kam so über die damaligen italienischen Staaten rasch zum Europa nördlich der Alpen, wo alle Völker ihren Ideen und Methoden eifrig folgten. Nur in Spanien und Portugal waren mit dem Untergang der islamischen Kultur auch die Tage der Astrologie — als arabischem Zauberwerk! — gezählt.

Wie außerordentlich der blinde Sternglaube breiteste Kreise ergriff und durchtränkte, zeigt die damalige Kunst und Literatur bis weit in die Neuzeit hinein. In der Kunst verweise ich beispielsweise auf Beham und den Hausbuchmeister mit ihren hochinteressanten Darstellungen der Planeten-„Kinder“. In der Literatur wimmeln die Chroniken von durch die Himmelsereignisse hervorgerufenen Schauer geschichten. Sehen wir uns diesbezüglich einige Beispiele aus

Hartmann Schedels Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erschienenem „Buch der Chroniken“ einmal an:

Drey sunnen sind am andern tag nach absterben des keyser Julij (gemeint ist Cajus Julius Cäsar) aufgangen und im orient erschinnen die sich von weil zu weil in einen einigen sunnenleib und krays zusammen gezogen haben bedeutende das die herrschaft Lucij anthonij und Augusti octauiani in ein einigs fürstenthumb eingezogen werden solt, oder eer darumb dz die kuntschaft des trifeltigen und aynigen gotes sich in gantzer werlt kunftig nahnet.

Erschröckenliche zaichen sind in welschland nach gepurt des herrn vclxx iar bey nacht gesehen worden. dann fewrig straln erschinen am himel und plut tropfset von wolcken menschlichs plut bedewtende daz darnach vergossen wardt. nachfolgend regnet es vil tag aneinander und meret sich die tyber mit gewalt der wasser, also das sie an nidern enden vil volcks ertrencket. deßgleichen geschah auch in andern stetten und gegenten.

Sie sagen das in diesen tagen feür vom himel gefallen unnd ein großer regenpogen erschinen sey das die menschen mayneten das das end der werlt komen wer von der großen grawsamen thornsleg und plitzen wegen. do kom ein uberschwere pestilentz hernach. die verzeret in den summermonaten vil menschen.

Diser zeit schine ein comet drey monat aneinander. der zaiget an großen nachfolgenden iamer. dann es komen groß regen und thornsleg. der gleichen vormals ungesehen. die element stellten sich als ob sie zu ausstilgung der statt rom unnd welschs lannds zusammen geschworen hetten. vil vihs starb davon den menschen große beschedigung entstünd. vil mann warden von den plitzen angeweeet und starben vil getraydtgewechs verdorret und verswelket auff dem velde.

Comet erschine in dem iar darinn der vorgenant babst Leo (gemeint ist Leo III.) starb. der dann als ettlich maynen ein anzaigung solches iamers was.

In welschem land erschyne ein wundergroßer comet fürkündende einen hunger der darnach folget.

Im drit eear kaiser Heinrichs (II) erschine ein scheublicher comet hyn und her flammen umb sich strewende. Item im sibenden iar desselben kaisers wardt die sunn verfinstert und der mond plütfarb gesehen. und beschah ein großer erdpidem. So fyel ein prinnende fackel oder seuln gleich wie ein thurn mit großem hal von himel. So wardt ein prunn in dem lohringischen land in plüt gekert künftigen iamer hungers und sterbens fürkündende. dann darauff kom schier in aller werlt ein solche tewrung und pestilentz das in welschen landen mer leut mit tod vergiengen dann lebendig bliben.

Ein ungewonlicher stern ward in disem iar am freytag der ersten fastwochen umb vesperzeit in dem mittag unnd nydergang gesehen. der schyne xxv tag abweg zu der einigen stund. dem lieffe ein großer palck oder kram entgegen. darnach an dem heilligen gründonrstag des abent essens des herrn warden zwen monde vor tags einer im aufgang der ander im nydergang gesehen. Unlang darnach erschine ein comet mit langen flammigen straymen. Von dem sprach ein closterman. Bistu komen vil müttern bewainendens ding. ich hab dich vorlangst gesehen. aber yetzo scharwe ich dich an als bedroenden die ausstilgung dieß vaterlannds.

Feurige stralen oder spitzen erschynten am himel. die taylten sich durch den gantzen himel. So fieln stern auff die erden. so man wasser darauff gosse so gaben sie einen hale. Es was ein harter winter den volget er große tewrung nach. also das vil lewt und vih starben und die fögel sichselbs erwürgten.

Ein finsternus der gantzen sunnen beschah im iar des herrn tausend ij c xxxviiij amm sechsten tag iunij umb die newnde stund und was also finster wie die nacht. Die bedeutet (als man maynet) den tod babst Gregorij des newnden und verdruckung der kirchen durch kaiser Friedrichen.

Ein comet erschine dieser zeit am himel künftigen iamer und trübsale der cristen bedeutende. In demselben iar an sant andressen tag kome gehling ein solcher erdpidem dergleichen

vor nye gewesen was also das viel gepew davon erniedertelen.

Nach der gepurt des herrnn M ccc xiiij iar erschynen drey monde und ein comet gegen mitternacht drey monat nach verscheynung desselben starb könig Philips zu franckreich.

Ein comet wardt in dem letsten iar diß kaisers (Ludwig der Bayer) zwen monat gesehen. und was deßmals ein großer hunger und tewrung in welschem land.

Es wardt dieser zeit ein finsternus der sunnen. nach derselben folgten mangerlay krieg und aufrür. So erschine auch ein comet. Darnach beschabe ein große schlacht und plütvergießung der menschen zu Lüttich.

Finsternus der sunnen geschabe nach der gepurt Cristi M cccc.xlviiij iar am ersten tag des monats Septembris zu der sechsten ure. In dem selben iar entstunden an vil enden große und grawsam krieg. in Engelland. in Franckreich. in Teutschenlanden. In Flandern. In apulia und in allem Welschem land mord. rawberey. zerstörung. prand und vil unselige übel. So beschabe den Kriechen von den Türcken vil schadens. Über zway iar darnach wardt ein solcher großer sterben das auß vil menschen wenig lebendig bliben.

Ein großer comet erschyne im monat Januario des M cccc lxxij iars der was fewrfarbig mit langen schwarzen straymen geing dem nyderganng raichende. Darnach keret er sich gein mitternacht und weret lxxx tag. Aber diweil diser comet noch nit gar verschynnen was do erewget sich ein andrer mit cim fewrig schwantz gein auffgang der sunnen streckende. Nach disen dingen folgten erstlich ein unerhörte trückne. und darnach an vil enden pestilentz und vil grawsam krieg. zwittracht und aufrür.

Eine prächtige Blütenlese! Kometen, Meteore, „Blutregen“, Sonnen- und Mondfinsternisse, Nordlichter von besonderer Größe und Sichtweite — alles irgendwie Auffällige am Himmel ist Ursache von Pest, Krieg, Aufruhr, Erdbeben, Tod weltlicher und kirchlicher Großer, Überschwemmung und Mißwachs. Aber nicht nur die Geschichtswerke dieser Zeit.

auch die naturwissenschaftlichen Schriften wimmeln von astrologischen Ansichten. Hören wir nur eine Stimme: Konrad von Megenberg (1309—1378) ließ 1349 die erste deutsche Naturgeschichte erscheinen, in der er beispielsweise über die Entstehung der Erdbeben bemerkt:

„Wir wollen angeben, wie es sich mit den Erdbeben in der Tat verhält, und welch wunderbare Folgen es haben kann. Das Erdbeben entsteht dadurch, daß sich in den unterirdischen Räumen, namentlich in hohlem Gebirge, viel irdische Dünste ansammeln, und zwar in solcher Menge, daß sie in den Höhlungen nicht verbleiben können. Sie stoßen deshalb überall gegen die Wände an, fliegen aus einer Höhle in die andere und nehmen so lange zu, bis sie ein ganzes Gebirge ausfallen. Das Zunehmen der Dünste wird durch die Kraft der Gestirne, besonders des Mars und des Jupiter veranlaßt. Wenn nun die Dünste lange Zeit in den Höhlen rumoren, so wird ihr Andrang schließlich so heftig, daß sie mit Gewalt nach außen durchbrechen und einen Berg auf den anderen stürzen. Vermögen sie nicht durchzubringen, so verursachen sie doch eine heftige Erschütterung“ (Zitiert nach Danne-
mann).

Ganz besonders eindringlich machte sich die Sterngläubigkeit in der mittelalterlichen Medizin geltend, doch wollen wir diesen Punkt erst später im Zusammenhang betrachten.

Wir wenden uns zunächst den Verhältnissen während der Renaissance und dem Reformationszeitalter zu. Hier wird wieder einmal eine kleine Abschweifung auf das Gebiet des wirklichen astronomischen Wissens notwendig. Hatte während des ganzen Mittelalters noch das oben skizzierte Welt-system des Ptolemäus unbestritten das Feld beherrscht, so ändert sich diese Sachlage einschneidend, als Nikolaus Kopernikus auf den Plan trat. Er war 1473 geboren, verbrachte mehr als dreißig Jahre seines Lebens als Domberr in Frauenburg in Ostpreußen, wo er sein neues Welt-system ausbaute und seine Ansichten in dem Werke „Über die Kreisbewegungen der Weltkörper“ niederlegte. Es ist die wissenschaft-

lich bedeutsamste und folgenschwerste Tat der Zeit, durch die die Anschauung vom Weltall auf ganz neue Basis gestellt wird. Die Ansicht des Ptolemäus, daß die Erde den Mittelpunkt des Kosmos bilde, wird verlassen und die Sonne als unbeweglicher Fixpunkt in das Zentrum des Weltganzen gestellt, während die Erde zum Planeten wird, der genau wie die übrigen damals bekannten Planeten in Kreisbahn jährlich um die Sonne kreist. Die Erde ihrerseits wird vom Mond, als ihrem Trabanten, umkreist. Die Reihenfolge der Planeten ist, von der Sonne aus gerechnet: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn. Zu äußerst befindet sich dann die Sphäre der gleichfalls, wie die Sonne, unbeweglichen Fixsterne. Damit wurde das Weltsystem geschaffen, das bis heute in Geltung geblieben ist, durch die modernen astronomischen Untersuchungsmethoden als unzweifelhaft bewiesen gelten kann und im Laufe der Jahrhunderte nach Kopernikus nur noch im einzelnen ausgebaut zu werden brauchte, ohne daß im ganzen gesehen an seinen grundsätzlichen Behauptungen eine Änderung nötig gewesen wäre. Kopernikus selbst hat den Erfolg seines Lebenswerkes nicht mehr erlebt. Als er die ersten Exemplare seines Werkes aus der Druckerei erhielt, lag er auf dem Sterbebett.

Es ist für uns Heutige kaum noch nachzuempfinden, welche ungeheure Umwälzung im gesamten geistigen Leben diese neue astronomische Lehre für die Zeitgenossen bedeuten mußte. Um dies so einigermaßen zu verstehen muß man sich vor Augen halten, daß die Erde aus ihrer bisherigen das All beherrschenden Stellung mit einem Schlage vertrieben wurde, und daß sie jetzt nichts anderes mehr war, als ein Planet unter Planeten. So ist es also auch nicht verwunderlich, daß Kopernikus Lehre nicht von heute auf morgen Anerkennung finden konnte. Es war noch vieles auf astronomischem Felde zu leisten, ehe man Ptolemäus endgültig fallen ließ. Ganz besonders war es der italienische Astronom Galileo Galilei (1564—1642), der der neuen Ansicht zum Siege verhalf. Wenn also auch Auserwählte im Zeitraum der Hoch-



Monogrammist J. B.:
Planet Luna. Um 1500



Aderlaßmännchen. 15. Jhdt.

Tobias Stimmer: Planet Merkur. Straßburg, Astronomische Uhr. 16. Jhdt.





renaissance und der Reformation schon den neuen Lehren folgten, so bleibt doch die große Menge noch ganz in den alten Anschauungen befangen. Vor allem kann gesagt werden, daß die Astrologie einstweilen ganz unberührt blieb. Dies war, wie wir noch sehen werden, auch später noch lange Zeit so, da selbst namhafte Astronomen der nachkoperikanischen Zeit keineswegs vom Gestirnglauben frei waren. Ja, es darf sogar behauptet werden, daß die Astrologie bis auf unsere Tage in astronomischer Hinsicht nichts, aber auch nichts hinzugelernt hat.

Zunächst erblühte im Zeitalter der Renaissance das Sterndeutertum in Italien. Das ist nicht verwunderlich. Einmal war hier der Boden durch das sizilianische, stark morgenländisch durchtränkte Reich Friedrichs II. ja schon reichlich vorbereitet und zu dieser Zeit griff auch die Astrologie beispielsweise nach Oberitalien über, wo Ezzelino III., Graf von Romano, Führer der Ghibellinen und Mitspieler der Politik Friedrichs, die maßgeblichste Rolle spielte. Dieser Mann ist in seiner ganzen Art der Vorläufer der späteren Condottieren und Fürsten Italiens, häufte aus politischen Gründen Verbrechen auf Verbrechen, und es ist sicher, daß er sich bei seinem Tun stets astrologisch beraten ließ. So wie Friedrich seine Astrologen Scotus und Theodorus immer um sich hatte, hatte auch Ezzelino einen recht gut bezahlten Hof solcher Leute, wie den besonders berühmten Guido Bonatti und den Sarazenen Paul von Bagdad.

Bei Bonatti lohnt es sich, kurz zu verweilen, da er der eigentliche Wiederhersteller der Chaldäerkunst in Italien genannt werden darf. Er hatte auf viele maßgebliche Ereignisse seiner Zeit einen erheblichen Einfluß, beriet nicht nur den Ezzelino, sondern auch Guido von Montefeltro, ebenfalls einen der großen Ghibellinenführer. Er verschaffte dem Montefeltro angeblich durch seine Voraussagungen mehrere Siege. Niccolò Macchiavelli schreibt im ersten Buch seiner „Geschichte von Florenz“:

„Auf jenen Papst (Nicolaus III.) folgte Martin IV., wel-

¹ Esser, Geheimnisvolle Kräfte

cher als geborener Franzose dem König Carl (von Anjou, damals Herrscher in Neapel-Sizilien) günstig war. Carl sandte daher in die Romagna, welche sich empört hatte, Kriegsvölker dem Papst zu Hilfe, und als das Lager bei Forli geschlagen war, verordnete der Sterndeuter Guido Bonatti, daß das Volk in einem von ihm angegebenen Moment die Franzosen angreifen sollte, wobei diese alle umkamen oder in Gefangenschaft gerieten.“

Burckhardt teilt in seiner „Kultur der Renaissance in Italien“ sehr Interessantes über Bonatti mit. Montefeltro muß derart von seinen Vorhersagen abhängig gewesen sein, daß er unfähig wurde, sein Kriegshandwerk auszuüben, als Bonatti nicht mehr bei ihm war; er dankte ab und ging in ein Kloster. Kein Heeresauszug fand statt, ehe nicht dieser Astrologe das Signal dazu gab; beim Herannahen günstiger Sternkonstellationen stieg er auf einen Turm, beobachtete den Himmel und gab dann das Zeichen. Bonatti versuchte, dem welfisch-ghibellinischen Parteikampf in Forli durch seine Astrologie ein Ende zu bereiten. Bei einem von ihm veranlaßten Neubau der Stadtmauern sollte — selbstredend im Moment der günstigen Sternkonstellation — je ein Angehöriger der beiden Parteien gleichzeitig einen Stein zum Fundament bringen. Dies werde, versicherte Bonatti, den Parteienzwist auf ewig beenden. Im entscheidenden Augenblick aber zögerte der Welfe, und der günstige Moment ging ungenützt vorbei, sehr zur Wut Bonattis, der erklärte: nun werde in fünfhundert Jahren ein solcher Augenblick nicht wiederkehren. Aber — schon um 1480 war der Parteienstreit zu Ende, kein Mensch redete mehr von den Welfen und Ghibellinen.

Bedauerlich ist, daß dieser große Astrologe über sein eigenes Schicksal scheinbar nichts wußte; er wurde von Räufern ermordet, als er sich auf einer Reise befand. Er würde sie wohl kaum angetreten haben, wenn seine Sterne wahr gesprochen hätten.

Sicher ist, daß die Sternwahrsagerei die Kriege der Re-

naissance in Italien maßgeblich beeinflusst hat. So gut wie sämtliche der damaligen Bandenführer und Räuberhauptmänner, der sogenannten Condottiere, hingen ihr fanatisch an, machten alle Entschlüsse kriegischer Natur von ihren astrologischen Beratern abhängig, auch ihre Vertragsabschlüsse, einzelne schmückten sogar ihre Kommandostäbe mit astrologischen Emblemen. Nicht anders handelten die Fürsten und Machthaber der Stadtstaaten, alle, fast ohne Ausnahme, hatten ihre offiziellen, besoldeten Astrologen.

Nicht einmal die Päpste machten — von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen — Halt vor der Sterngläubigkeit, verhehlen auch ihre Einstellung nicht, obwohl die Kirche — wie wir später noch sehen werden — diesem Aberglauben ablehnend gegenüberstand. So schreibt Ranke in seiner „Geschichte der Päpste“ von Paul III. (1534—1549):

„Der Einfluß der Gestirne auf die Erfolge der menschlichen Tätigkeit ward in dieser Epoche wenig bezweifelt. Paul III. unternahm keine wichtige Sitzung des Konsistoriums, keine Reise, ohne die Tage zu wählen, ohne die Konstellation beachtet zu haben. Ein Bund mit Frankreich fand darum Anstand, weil zwischen den Nativitäten des Königs und des Papstes keine Konformität sei. Dieser Papst fühlte sich, wie es scheint, zwischen tausend widerwärtigen Einwirkungen, nicht allein den irdischen der Welt, sondern auch den überirdischen einer Konfiguration der Gestirne; sein Sinn ist, die Macht der einen wie der anderen nach Gebühr zu berücksichtigen, ihrer Ungunst auszuweichen, ihre Gunst zu benutzen, zwischen allen den Klippen, die ihm von allen Seiten drohen, geschickt nach seinem Ziele zu steuern.“

Genau so wie in der Politik schwang der Sternglaube auch im Privatleben sein Zepter. Das ganze Leben konnte durch die Nativität entscheidend in bestimmte Bahnen gelenkt werden. Piero Capponi wurde von seinem Vater, einem Astrologen, zum Kaufmannstande bestimmt, damit er einer in den Sternen verzeichneten Kopfwunde entgehe. Pier-

leoni von Spoleto, gleichfalls Sterndeuter und Arzt, hatte Angst zu ertrinken, mied darum alle Gewässer und schlug glänzende Stellungen in Venedig und Padua aus (*Burckhardt*). Von der Geburt bis zum Tode begleitete den italienischen Renaissancemenschen angesehener Familien das Horoskop.

Daß eine derartige Hochblüte des Chaldäerwesens damals in Italien einsetzen konnte, ist eine direkte Folge dessen, was man die „Wiedergeburt“, die Renaissance, nennt. Es handelt sich ja im eigentlichen Sinne um eine Wiedererweckung des Altertums, dessen Wissen und Kultur lange Zeit im Mittelalter verschüttet gewesen war und es handelte sich nicht nur um eine Wiedererweckung, sondern auch um eine oft kritiklose Nachahmung, eine gewisse Überschätzung. Es mußte also mitsamt dem übrigen antiken Kulturgut auch der gesamte Aberglaube der Völker der alten Welt wieder aufleben, noch vermehrt, wie beschrieben, um den arabischen gleichsinnigen Ideenkreis. Zu dem allem kam noch die in dieser Zeitepoche stark ins Wanken geratene Gläubigkeit an die Kirche und ihre Lehren, sodaß die stets gleichen mystischen Bedürfnisse der Menschen umso leichter okkulten Dingen, so wie die Astrologie sie bot, anheimfallen mußten. Auch die bei aller kulturellen Blüte auf der anderen Seite doch politisch wild bewegte Zeit mit ihren ewigen Kriegen und die dadurch bedingte Unsicherheit aller Lebensverhältnisse taten das ihre, ganz wie in der römischen Verfallzeit.

Auch die Renaissance Italiens hatte natürlich ihre idealen, gutgläubigen Astrologen, beispielsweise Pagolo von Florenz über den später in anderem Zusammenhang noch etwas zu sagen sein wird, und sie hatte auch ihre sachlichen Warner und Bekämpfer des Sterndeutertums. So vor allem Petrarca (1304—1374). Sein Hauptstreben war, auf seine Zeit und vor allem sein eigenes Volk im Sinne einer vernünftigen Auffassung des Altertums einzuwirken, und diesem Ziel dienen vor allem seine Prosaschriften. Unter diesen findet sich eine Art von Geschichtswerk mit Nutzenwendungen — Re-

rum memorabilium libri IV — dessen viertes Buch den Träumen, Ahnungen und Wahrsagungen gewidmet ist. Petrarca bekämpft ferner die Astrologen mit beißender Ironie in einer Briefsammlung, die er *Senilia* nennt und in der er ganz besonders als Ratgeber seiner Zeit dienen will. Der Brief gegen die Astrologen ist an Boccaccio gerichtet.

Wichtiger noch als Petrarca und eine Reihe von anderen, ist Pico della Mirandola (1463—1495), ein schon in der Jugend äußerst vielseitiger und hochgebildeter Gelehrter. Er ist wohl der einzige, der gegen die einseitige Überschätzung des Altertums aufgetreten ist und auf die Wichtigkeit aller Zeiten für Wissenschaft und Kunst hinwies. In seiner Schrift „*Adversus astrologos. Libri XII*“ rechnete er scharf mit dem ganzen Chaldäertum ab, wobei er beachtlicher Weise auch den Weg direkter Nachprüfung beschreitet; er hat die astrologischen Wetterprognosen einen Monat lang genau kontrolliert und zu dreiviertel als falsch festgestellt. Er scheint auf die Gebildeten seiner Zeit tatsächlich großen Eindruck gemacht zu haben; allerdings ließ man weniger die Astrologie, als die Astrologen fallen.

Nördlich der Alpen griff der furor astrologicus Italiens nachhaltig auf die anderen Völker über, es kam bei uns im Grunde zu der gleichen Art und dem gleichen Umfang der Sterndeuterei, sodaß sich Wiederholungen erübrigen dürften. Die Prophezeihungen der nordischen Chaldäer häuften sich riesig. Bald war es eine neue Sintflut, bald das Reich des Antichrists, bald Hunger, bald Pestilenz und Krieg. Trafen die Voraussagen nicht ein, so war schnell die Ausrede zur Hand, daß die Reuetränen und die Gebete der Bußfertigen und Gerechten das Unheil noch einmal abgewandt hätten. Auch bei uns wurden die Astrologen zu Beamten der Fürsten und der Städte, wo sie übrigens oft genug gleichzeitig das Amt des Stadtarztes inne hatten. Einer der berühmtesten war Johannes Stöffler, Astrolog, Arzt und Professor in Tübingen, von dem wir bei der astrologischen Medizin noch zu sprechen haben. Hier interessiert er deswegen, weil er auf

den 25. Februar 1524 eine Sintflut prophezeit hatte, die der Konjunktion von Jupiter, Saturn und Venus in den Fischen entspringen sollte. Die allgemeine Aufregung war groß, nachdem Stöfflers Prognose auch von den Hofastrologen Karls V. bestätigt worden war. Es setzte eine Massenflucht in die Berge ein, Glocken wurden geläutet, Bußübungen abgehalten, in Frankreich ließ ein Präsident Auriol eine Arche bauen, am Stichtag herrschte stellenweise die reinste Panik im Volk, aber — die Sintflut blieb aus. Über die gleiche Konjunktion verbreitete sich überaus umständlich und ausführlich die „Praktika Teutsch“ des Johannes Virdung (zitiert nach Henseling): Nachdem die Art der Planetenkonstellation auseinandergesetzt ist und der Einfluß, den die verschiedenen Planeten dabei aufeinander entfalten werden — wobei besonders ergötzlich ist, daß Venus den bösen Einfluß des Saturn verstärken wird, weil „si alwegen Saturno wyder ist, wie eine junge Frau einem alten Mann“ — wird so ziemlich alles, was unschön ist, der bedauernswerten Menschheit vorausgesagt: Regengüsse, Stürme, Unwetter, Steinregen, gewaltige Überflutung, fliegende Feuer, feurige Drachen, fallende Sterne, Kometen, Aufruhr, Krieg, Morden, Mißwachs, Seuchen, schwere Irrlehren im Christentum, Türkennot. Jedes Land bekommt seine eigenen Spezialitäten des Unheils zu kosten. Zu allem wird der böse Einfluß der Konjunktion sich auf lange Zeit erstrecken, manches wird nach dreizehn Jahren eintreten und fünf Jahre vier Monate dauern, anderes sogar erst nach zwanzig Jahren kommen und acht Monate währen. Man stelle sich vor, was derartige Prognostiken in den Gemüthern einer sterngläubigen Zeit für Unheil und Kummer anrichten mußten!

Der Astrolog Cario prognostizierte Luthers Verbrennung, die bekanntlich nicht eintrat. Er ist aber deshalb bemerkenswert, weil er unter anderem auch für das Jahr 1789 welter-schütternde Ereignisse in den Sternen sah und siehe da — das traf dann auch wirklich ein. Ein Pfarrer Grasser sah in einem Kometen die Ermordung Heinrichs IV. von Frank-

Der Astronomus.



So bin ich ein Astronomus/
 Erkenn zukünftig Finsternuß/
 An Sonn vnd Mond/durch das Gestirn
 Darauß kan ich denn practiciern/
 Ob künfftig komm ein fruchtbar Jar
 Oder Theurung vnd Kriegsgefahr/
 Vnd sonst manicherley Kranckheit/
 Miletius den anfang geit.

Jost Amman: *Eygentliche Beschreibung Aller Stände...*
 Verse von Hans Sachs, 1668

reich vorher, und man behauptet sogar, daß der letzte Grund für die Abdankung Karls V. ein Komet gewesen sei.

Auch unsere Breiten hatten ihre Gegner der Astrologen, die in Scherz und Ernst ihnen zu Leibe gingen. In Frankreich war es vor allem Franz Rabelais (1483—1553), der Arzt, der in seinem „Gargantua und Pantagruel“, dieser grandiosen Satire seiner Epoche, an vielen Stellen gegen sie zu Felde zieht, wobei seine Ausdrucksweise oft nicht gerade salonfähig ist:

Im ersten Kapitel seines Pantagruel sagt er, als er vom „Ursprung und Altertum des großen Pantagruel“ spricht:

„Im October glaub ich, oder auch im September (daß ich nicht irr, davor will ich mich sorglich hüten) war die in den Annalen so berufene Woch, die man die Woch der drei Donnerstäg heißt, weil ihrer drey darinn fielen von wegen der lüderlichen Bissexten oder Schalttag, da die Sonn, ut debitoribus, was wenigens zur Linken neigt, der Mond mehr denn fünf Klafter breit von seinem Lauf wich und offenbar das Zittern am Firmament ersehen ward, welches Aplanes geheissen ist. Dergestalt daß die mittelste von den Plejaden ihre Schwester verließ, und sich zum Gleicher neigt; und der Stern den man die Kornähr nennt, der Jungfrau untreu ward und nach der Wag zulief. Welches doch schauderhafte Fäll und so hartnüssig schwierige Materien sind, daß sie kein Sterngucker aufknacken mocht. Müßten auch etwas lange Zähn han, wenn sie bis da hinan reichen wollten.“

Im siebten Kapitel besichtigt Pantagruel die „schönen Bücher der Liberey zu Sanct Victor“ und findet dabei unter anderem ein Buch „Schmatramenta Scoti“ (Schmierereien des Scotus) und die „Prognosticatio quae incipit, Silvii Klingelsack, capriolate per M. N. Schnakentraumium“ (Prognostik, die anfängt: Silvii K. lufspringerisch vorgeträllert durch unseren Magister Schnakentraum).

Im achten Kapitel schreibt Vater Gargantua an seinen in Paris studierenden Sohn einen salbungsvollen Brief, wie er sich benehmen solle und bemerkt darin: Mit divinatorischer

Astrologi und Lulliuskünsten gieb dich nicht ab, denn es ist eitel Unfug und Thorheit.

Im fünfundzwanzigsten Kapitel will sich Panurg, eine Art Hofnarr, bezüglich Eheschließung beraten lassen und wird von einem Kameraden an einen Astrologen verwiesen: „Hie unweit der Insel Bouchard wohnt Her Trippa. Ihr wißt, wie er durch Astrologi, Geomanti, Chiromanti, Metopomanti und andre Künst vom gleichen Schrot alle zukünftigen Ding weissagt. Laßt uns von eurer Sach mit ihm traktieren. — Davon, sprach Panurg, weiß ich just nix, wohl aber weiß ich daß ihm einstmals, derweil er sich mit dem großen König von himmlischen und übernatürlichen Dingen besprach, die Hof-Lakayen auf der Stieg beym Hinterpförtlein nach Herzenslust sein Weib kartätschten, die traun nicht schlecht war. Und Er, der alle ätherische und irdische Ding ohn Brill' belugt, Vergangenheit und Gegenwart am Schnürlein hatt, und alle Zukunft zum voraus sagt, sah nur sein Weib nicht wackeln, und hats auch nimmermehr erfahren.“ (Gemeint ist der Hofastrologe Franz I. von Frankreich). Sie gehen also zu diesem berühmten Mann, der dem Panurg prognostiziert: „Dann macht er hurtig mit einem Griffel eine Anzahl verschiedener Punkt, addiert sie zusammen auf geomantisch, und sprach: die Wahrheit ist nicht so wahr als es gewiß ist, daß du alsbald nach deiner Hochzeit zum Hahnrey wirst werden. — Hierauf befrug er Panurgen um das Horoskop seiner Geburth, und als ers erhalten, stellt er darnach sein himmlisch Haus in allen Theilen, beschaut den Stand und die Aspekten nach ihrem Drey-Schein: dann holt er einen schweren Seufzer und sprach: Ich sagt' dirs schon vorhin expreß, du würdest Hahnrey werden, da war kein Hülf; hie seh ich nun aufs neu bestätigt und schwör dies zu daß du ein Hahnrey werden mußt. Zudem wirst du von deinem Weib geschlagen, und von ihr bestohlen werden: denn ich seh im siebenten Haus die schlimmsten Aspekten und Schlägerey aller gehörnten Zeichen, als Widder, Steinbock, Stier etcetera. Im vierten, Jovem in cadenti und den Geviert-Schein des Saturn in Con-

junction mit Mercurio. Ach! dir wirds hart gehn, armer Mann.“

Als Anhang an seinen satirischen Roman hat Rabelais dann noch ein „Tren wahrhaft untrügliches Pantagruelisches Prognostiken-Büchlein“, eine Persiflage der astrologischen Kalandermacher. Es kann seiner Länge wegen hier nicht wiedergegeben werden, eine Kostprobe darf genügen:

„Von den Krankheiten dieses Jahres. — In diesem Jahr werden die Blinden fast wenig sehen, den Tauben das Hören blutsauer werden, die Stummen aber meist stille schweigen, die Reichen sich was besser gehaben als die Armen, und die Gesunden besser denn die Kranken. Mehrere Hammel, Stier, Schwein, Hühner, Gans und Enten werden sterben, und unter Affen und Dromedaren kein so erschreckliches Sterben seyn. Das Alter ist dies Jahr unheilbar, von wegen der vergangenen Jahr. Die Lungensiechen werden viel Schmerz in den Seiten spüren, und die im Bauch durchlaufsig sind, die werden häufig zu Stuhle gehen. Fluß und Katarrhi werden sich heuer vom Hirn in die untern Glieder schlagen. Das Augenweh wird dem Gesichte sehr schädlich; die Ohren in Gascogne noch kürzer und rarer als gewöhnlich seyn. Und wird schier durch die ganze Welt eine erschreckliche Seuch einreißen, höchst schauderhaft, unlustig, böß, heimtückisch, furchtbar, grauerlich, die alle Welt verdutzt wird machen, daß mancher nicht wissen wird wo er das Kraut dafür suchen soll, ja ihrer Viel' in ihren Rüschem den Stein der Weisen und Midä-Ohren werden erbrüten und dinkeln wollen: ich zitr und beb wenn ich dran denk, denn sie wird epidemisch seyn, das sag ich euch. Averroes 7 colliget nennt sie Geldmangel. Auch in Hinsicht des Cometen vom vorigen Jahr und des Saturns Rückläufigkeit, wird im Spital ein großer Rekel voll Grind und Fluß und Aussatz sterben, bey dessen Tod wird Krieg entstehn zwischen Katzen und Ratzen, Hunden und Hasen, Falken und Enten, Mönchen und Eyern.“

In unserem Vaterlande richteten unter anderem Sebastian

Brant und Erasmus von Rotterdam ihren Spott gegen die Sterndeuter. Erasmus (1467—1536) schreibt im „Lob der Torheit“ (Encomium moriae):

„... die Philosophen ... rühmen sich, daß ihre Schar der Inbegriff aller Weisheit sei, und behaupten, daß die übrigen Sterblichen nur als gehaltlose Schatten umherflattern. Welch lieblichen Unsinn aber produzieren sie, wenn sie von der Vielheit der Welt reden, wenn sie Sonne, Mond, Sterne und alle Himmelskörper gleichsam mit dem Zollstock oder mit einem Faden ausmessen, wenn sie über den Blitz, über die Winde, über die Sonnen- und Mondfinsternis und alle andern Geheimnisse der Physik Auskunft geben! ... Sie wissen in der Tat garnichts, rühmen sich aber, alles zu wissen ... Durch solchen dummen Firlfanz blenden sie die dumme Masse. Unter diesen Meistern gibt es auch einige, die aus den Sternen die Zukunft vorhersagen und Wunderdinge verkünden, die die Aussprüche der Magier noch übertreffen; sie finden in der Tat hochbegnadete Jünger, die sie von der Unfehlbarkeit ihrer Kunst zu überzeugen wissen.“

Sebastian Brant (1458—1521) widmet das 65. Stück seines „Narrenschiffs“ dem Stern glauben:

Von Beobachtung des Gestirns

Der ist ein Narr, der mehr verheißt,
Als sein Vermögen ihm erweist
Und ihm erlaubt zu tun der Mut.
Verheißten steht den Ärzten gut,
Doch ein Narr verspricht an einem Tag
Mehr, als die Welt je leisten mag.

Das Künft'ge füllt jetzt jedes Hirn,
Was Firmament sowie Gestirn
Und der Planeten Lauf uns sage
Oder Gott in seinem Rat anschlage.
Man meinet, daß man wissen solle
Was Gott all mit uns wirken wolle,
Als ob Gestirn Notwendges bringe

Und ihm nachgingen alle Dinge
Und Gott nicht Herr und Meister wär',
Der eines leicht macht, andres schwer,
Und schafft, daß manch Saturnuskind'
Doch Frömmigkeit und Heil gewinnt,
Dagegen Jupiter und Sol'¹
Oft Kinder haben, Bosheit voll.

Einem Christenmenschen nicht zusteht,
Daß er mit Heidenkunst umgeht
Und merket auf der Planeten Lauf,
Ob dieser Tag sei gut zum Kauf,
Zum Bauen, Kriegen, Eheschließen,
Zur Freundschaft und was ähnlich diesen.
All unser Wort, Werk, Tun und Lassen
Soll sein aus Gott und Gott umfassen.
Darum auch der Gott nicht vertraut,
Wer so auf die Gestirne baut,
Daß Stunden, Monde, Tag' und Jahre
So glücklich seien, daß man wahre
Sich vor und nach, und läßt das sein,
Was nicht zu dieser Zeit kann sein,
Daß es nur nicht geschehen mag
An einem unglücksvollen Tag.
Denn wer nicht etwas Neues trägt
Und um Neujahr nicht Singens pflegt
Und Tannenreisig steckt ans Haus,
Der meint, er leb' das Jahr nicht aus;
Das hielt Egypten² schon für wahr!
Desgleichen, wem zum neuen Jahr
Von Anderen wird nichts geschenkt,
Der meint, daß schlecht das Jahr anfängt.
So gibt's Unglauben allerlei
Mit Wahrsagung und Vogelschrei,

¹ Saturn war unheilvoll.

² Waren glückbringend.

³ Egypten galt als besonders abergläubig.

Mit Formeln, Segen, Träumenbuche,
Und daß man bei dem Mondschein suche
Oder der schwarzen Kunst nachjage;
Nichts gibt es, dem man nicht nachfrage.
Ein Jeder schwört, es fehl' ihm nit,
Doch fehlt's um einen Bauernschritt¹.

Nicht daß der Sterne Lauf allein
Sie deuten — jedes Ding so klein,
Das Allerkleinst im Fliegenhirn
Will man jetzt wissen aus Gestirn,
Und was man reden, raten werde,
Wie einer Glück hab' — die Geberde
Und Absicht, Unfall, Kränklichkeit
Wird frevelnd aus Gestirn prophet.
Von Narrheit ist die Welt betäubt
Und jedem Narrn man jetzo gläubt.
Viel Practik und Weissagekunst
Verbreitet jetzt der Drucker Gunst;
Die drucken alles, was man bringt
Und was man schändlich sagt und singt.
Da schaut nun niemand strafend drein,
Die Welt, die will betrogen sein!

Wenn man die Kunst jetzt trieb und lehrte
Und nicht so sehr zur Bosheit kehrte
Und was sonst Schaden bringt der Seel',
Die Moses trieb und Daniel,
So wär's nicht eine böse Kunst,
Sie wäre Ruhmes wert und Gunst.
Jetzt weissagt man, das Vieh werd' sterben,
Oder wie Korn und Wein verderben,
Wenn es geb' Regen oder Schnee,
Wann schön es sei, und wann es weh'.
Die Bauern fragen nach solcher Schrift,
Dieweil es ihren Gewinn betrifft,
Daß sie Korn hinter sich und Wein

¹ Also viel.

Behalten, bis die teurer se'n.

*Als Abraham las in solchem Buche
In Chaldäa auf der Sternensuche,
Entbehrte Licht und Trost er sehr
Die sandt' in Canaan ihm der Herr.
Mit ernstem Sinn verträgt sich's nicht,
Wenn man von solchen Dingen spricht,
Als wollte man Gott damit zwingen,
Sie so, nicht anders zu vollbringen.
Erloschen ist Gottes Lieb' und Gunst,
Drum sucht man jetzt des Teufels Kunst.
Als König Saul von Gott abfiel,
Des Teufels Werk ihm wohlgefiel.*

Überall durchtränkte die Astrologie das Leben, derart, daß selbst Bauten und sonstige Werke der Kunst oft genug garnicht zu verstehen sind, wenn nicht an astrologische Einflüsse bei der Entstehung gedacht wird. Hierfür nur zwei Beispiele:

Der sogenannte Otto-Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses, der 1556 begonnen wurde, zeigt einen reichen plastischen Schmuck, der von Alexander Colins aus Mecheln geschaffen wurde. Die Figuren stellen zu unterst Statuen alttestamentarischer Persönlichkeiten dar, darüber Personifikationen von Saturn, Mars, Venus, Merkur und Mond, auf dem Dach endlich Sol und Jupiter.

In der Malerei hat Dürers Kupferstich „Melancholie“ (Abbildung auf dem Schutzumschlag) besondere Bedeutung erlangt:

Dieser Stich stammt aus dem Jahre 1514 und ist von Dürer wider Kaiser Maximilians I Planetenfurcht — er war ein „Saturnuskind“ — gefertigt worden. Kaum ein allegorisches Kunstwerk hat einen solchen Meinungsstreit bis heute veranlaßt, als dieser Stich, sogar die Psychoanalyse hat sich in der bei ihr gewohnten Scheuklappenform an der Deutung beteiligt. W. Waetzoldt hat in „Dürer und seine Zeit“ die Ansichten über die Deutung der Melancholie eingehend be-

sprochen. Im einzelnen kann hier nicht auf diese Dinge eingegangen werden. Unzweifelhaft aber ist, daß ein sehr großer Teil der in dem Bild dargestellten Einzelheiten dem Planeten Saturn astrologisch zugesprochen werden müssen, so daß das Ganze doch wohl eine astrologische Allegorie bedeutet, die zur Darstellung bringen will, daß die an sich bösen Einflüsse, die dieser Stern auf seine „Kinder“ auf Erden ausübt, durch mancherlei „Gegenmittel“ mindestens zu bessern sind. Auch Aussprüche Dürers sprechen für eine astrologisch gemeinte Darstellung.

Während des 17. Jahrhunderts blieb der Sternglaube in voller Blüte, ja man kann sagen, daß er durch den entsetzlichen, dreißigjährigen Krieg und seine Folgen wieder besonders stark die Gemüter beschäftigte, wie immer in politisch stark bewegten Zeiten. Gerade von einem der namhaftesten Feldherrn dieses Krieges, von Wallenstein, ist der unentwegte Glaube an die Sterne bekannt. Wallenstein ist eine der eigenartigsten und bis zu einem gewissen Grade undurchsichtigsten Persönlichkeiten der Geschichte. Er scheint schon seinen Zeitgenossen rätselhaft gewesen zu sein. Was ihn besonders charakterisiert ist neben einem unverkennbar kalten Verstand mit kühl berechnender Überlegung ein erhebliches Mißtrauen fast jedem gegenüber, ein oft erstaunlich langes Hinausschieben und Verzögern von Entschlüssen, um dann plötzlich mit umso schnellerer Wucht zu Handlungen überzugehen. Unnahbar, überempfindlich, zu schweren Wutausbrüchen fähig, vermochte er seiner Umgebung nur wenig Liebe einzufloßen, desto mehr Scheu und Furcht. Wieweit diese Wesensart durch innere Unsicherheit bedingt war, wieweit sie Folge seines Sternglaubens ist, läßt sich kaum entscheiden. Sicher ist jedenfalls, daß seine Überzeugung von der Richtigkeit astrologischer Voraussagen außerordentlich groß war, sodaß sie selbst der damaligen grundsätzlich sterngläubigen Zeit unheimlich vorgekommen zu sein scheint. Mit Bestimmtheit darf angenommen werden, daß dieser Glaube seine politischen und kriegerischen Handlungen stark beein-

flußte, wengleich auch Stimmen laut geworden sind, die in seiner blinden Gläubigkeit nur eine Maske sehen wollen, die er bewußt vorband, um seine wirklichen Gedanken zu verdecken und über zu erwartende Handlungen zu täuschen.

Es war damals die Zeit, in der die Astronomie weiteren, sehr wesentlichen Aufschwung nahm und ganz vorwiegend durch die Arbeiten Tycho Brahes und Johannes Keplers dem neuen kopernikanischen Weltssystem zum endgültigen Siege verholfen wurde. Gerade diese beiden Astronomen sind nun auch in astrologischer Hinsicht recht bemerkenswert.

Tycho Brahe (1546—1601) hat durch Tausende von Beobachtungen sehr wesentlich zur Verbesserung der Einzelkenntnisse der Astronomie beigetragen und ist unzweifelhaft somit als ernster Wissenschaftler zu bezeichnen. Aber gleichzeitig war er noch von der Richtigkeit der Astrologie fest überzeugt. Als Kuriosum ist zu vermerken, daß er sogar ein Monatshoroskop für den erotischen Charakter der Frau herausgetiftelt hat: Im Januar und Dezember geborene Frauen seien schön, aber leidenschaftlich und hätten wegen ihrer Neigung zur Koketterie viele Unannehmlichkeiten im Leben. Ebenso sollen im März und August geborene Frauen stark erotisch sein, letztere überdies keine Kinder bekommen. Die Oktoberfrauen aber werden als hinterlistig, putzsüchtig bezeichnet, am besten kommen noch die im November zur Welt gekommenen Frauen ab, die zwar auch kokett sind, aber ihre Männer nicht betrügen.

Viel wichtiger ist für unsere Frage Johannes Kepler, weil er, einer der bedeutendsten Astronomen aller Zeiten, von unseren modernen Astrologen als Kronzeuge in Anspruch genommen wird. Sie behaupten, auch er sei überzeugter Sterngläubiger gewesen. Suchen wir uns darüber ins Klare zu kommen.

Kepler (1571—1630) hatte einen sehr schweren Lebensweg. Schon 1596 veröffentlichte er ein wichtiges astronomisches Jugendwerk, welches ihm die Verbindung mit Galilei und Tycho Brahe einbrachte, 1601 wurde er von Kaiser Ru-



Pieter Breughel d. J.: Dämonen



Magische Hand mit Symbolen: Pflanzensapfen, Eidechse, Schlange mit Hahnenkamm etc. Bronze. London



Elftin (nach Borel): Anbetung des androgynen Baphomet. Dämonen-Versammlung. 18. Jhd.



Martin Schongauer: Versuchung des Hl. Antonius. 15. Jhdt.
 (Beispiel für die Vorstellung, die die Zeit vom Aussehen der Dämonen hatte)

Tafel IV

dolf als Brahes Nachfolger zum Hofastronomen ernannt und wandte sich nun der Ausarbeitung des kopernikanischen Systems zu. Im Jahre 1609 erschien seine „Astronomia nova“, in der er die ersten beiden der von ihm gefundenen Gesetze der Planetenbewegung, die heute nach wie vor gelten, veröffentlichte und die bereits eine wesentliche Verbesserung unserer Kenntnisse des Planetenumlaufs um die Sonne darstellten. Ein drittes Gesetz der Planetenbewegung veröffentlichte er 1619 in den „Harmonices mundi“. Aber dann brachte der schwere Krieg Kepler, der immer und überall um seine Bezahlung — oft vergeblich — kämpfen mußte, sehr oft in überaus schwere Lebenssituationen, zudem mußte er noch seiner Mutter beispringen, die als Hexe angeklagt war. Trotzdem arbeitet er weiter, 1627 erscheinen seine Rudolfinischen Tafeln, die für 150 Jahre der Ratgeber jedes praktischen Astronomen blieben und Keplers Ruhm bis nach China verbreiten. Um leben zu können tritt er 1628 in Wallensteins Dienste, aber auch der bezahlt ihn nicht, 1630 will Kepler endlich seine finanziellen Ansprüche vor dem Reichstag in Regensburg betreiben, aber er stirbt infolge der Überanstrengungen der Reise. Ein Mann also, dem es wahrlich nicht leicht gegangen ist.

Es ist richtig, daß sich Kepler in ziemlichem Umfang mit dem Herstellen astrologischer Kalender und mit dem Stellen von Horoskopen beschäftigt hat. Soviel man aber ersehen kann, hat er dies nur aus Not getan, es war oft genug der einzige Verdienst, den er überhaupt hatte. Wie er selbst über die Astrologie dachte, ist aus vielen Schriftstellen und Aussprüchen bekannt geworden. An einen Freund schreibt er: „Die Astronomie ist die weise Mutter, die Astrologie aber ist die törichte Tochter, die sich an jeden, der sie bezahlt, verkauft, damit sie ihre weise Mutter unterstützen kann“. Ein andermal: „Die Astrologen haben eben darum die Austeilung der zwölf Häuser des Himmels erdacht, damit sie auf alles dasjenige, was der Mensch zu wissen begehrt, unterschiedlich antworten möchten. Ich halte aber diese Weise für unmög-

lich, abergläubig, wahrsagerisch und einen Anhang des arabischen Sortilegii“ (Schicksalsdeutung). Oder: „Die Astrologie ist nicht wert, daß man Zeit darauf verwendet, aber die Leute stehen in dem Wahn, sie gehöre zu einem Mathematiker.“ Dem stehen aber andere Stellen gegenüber, wo Kepler ganz unverkennbar astrologisch eingestellt ist. So beispielsweise sagt er einmal: „Eine noch viel größere Korrespondenz als zwischen Vater und Mutter herrscht zwischen den verborgensten Kräften der Seele und den himmlischen Configurationibus“, ein andermal in einem ausführlichen Bericht über den Kometen von 1607 — den späteren Halley'schen —: „Ich will von vorneherein nicht unbedingt in Abrede stellen, daß auf etliche derartige Kometen große Landsterben natürlicherweise erfolgen können. Wenn nämlich der Schwanz etwa die Erde berührte, während der Konjunktion des Kometen mit der Sonne oder wenn der Komet denselben an einen Ort des Himmels geworfen hätte, welchen später die Erde bei ihrem jährlichen Umlauf um die Sonne passieren müßte, so würde die Luft dadurch verunreinigt werden. Da dies aber gar selten geschieht, so müssen wir nach einem anderen Grund suchen, um eine etwaige natürliche Wirkung der Kometen zu erklären . . . Was aber die Beziehung des Kometen zum Menschengeschlecht anbelangt, so sage ich, daß er von Gott darum an den Himmel gestellt ist, die Menschen alle miteinander und jeden insonderheit, den großen Haufen sowohl als dessen Häupter und Regenten daran zu erinnern, daß sie sterblich sind. Der Komet zeigt an, daß die ganze Welt, ja der Himmel selbst, vergänglich ist und von einer Zeit zur anderen verwandelt wird. Darum sollen wir Menschen umso weniger zürnen, daß wir als in diese vergängliche Welt gesetzte Geschöpfe auch vergänglich sind.“ Hier spürt man förmlich, wie ein ernster Wissenschaftler mit sich selbst und einem weitverbreiteten Irrglauben kämpft und nicht richtig weiß, was er für wahr halten soll, was nicht. So war es denn auch in der Tat. Kepler hat sein ganzes Leben ernst mit der Astrologie gerungen und seine

ablehnenden Aussprüche, wie die oben zitierten, sind nicht von heute auf morgen bei ihm erwachsen. Dies beweist auch eine Schrift, die 1606 erschien und sehr genaue Beobachtungen aus dem Jahre 1603 über einen neuen Stern in der Milchstraße enthält. Diese Schrift zeigte als Titelbild eine im Dung scharrende Henne mit der Umschrift „granadat e fimo scrutans.“ Ich glaube man kann mit Henseling dieses Wort so deuten, daß Kepler sagen will: wenn er sich mit der Astrologie beschäftigt, geht es ihm wie der Henne, die im Mist nach dem verwendbaren Körnchen sucht. Und er hat wirklich gesucht, ehe er verwarf. Er hat für jedes seiner Lebensjahre sein Horoskop berechnet und die errechneten Voraussagen mit der erfolgten Wirklichkeit verglichen, wobei er feststellen mußte, daß die meisten Vorhersagen eben *nicht* stimmten. Ähnlich machte er es mit den Horoskopen von Angehörigen und Freunden, und wieder waren es meist Fehlschläge. So kam er schließlich zur weitgehenden Ablehnung der Astrologie. Aber einen Rest behielt er doch bei, indem er die wirksamen Stellungen der Planeten, die Aspekte, anerkannte: „Die Wandelsterne können zwar die Seele eines Menschen erfüllen, den Erfolg selbst aber vermögen sie nicht zu gewährleisten. Sie rütteln vielmehr den Menschen auf und stellen ihn gleichsam auf Wachtposten, damit er die vorübergehenden Gelegenheiten ergreift.“ So bricht Kepler nicht *ganz* mit der Astrologie, aber gerade das, weswegen ihn die modernen Astrologen als den ihrigen bezeichnen, hat er scharf abgestritten und als Aberglauben bezeichnet. Eine Zeit wie die seinige so weitgehend zu überwinden, wie Kepler es getan hat, ist eine uns heutigen kaum noch faßbare Großtat, und man darf sich nicht wundern, wenn selbst ein so umfassender astronomischer Geist den Irrglauben noch nicht *restlos* abzulegen vermochte. Eines jedenfalls steht fest: erst mit Kepler beginnt die endgültige Trennung in eine wirkliche Wissenschaft, die Astronomie, und in einen *reinen* Aberglauben, die Astrologie.

Meister Johann Dietz (1665—1738), der Feldscher und

Hofbarbier des großen Kurfürsten, schildert in seiner Lebensbeschreibung ergötzlich, daß man auch ihm einmal das Horoskop gestellt hat:

„Denn meine Frau, da sie den Segen Gottes bei mir gewahr wurde, wollte durchaus haben: ich sollte ihr alles aufn Todesfall vermachen, weil ich keine Kinder hatte. — Denn sie meinete ganz gewiß, ich müßte eher sterben.

Zu welchem Ende sie denn einmal zusammen zu einem klugen Manne gefahren (als ich krank lag) etliche Meiln, und lassen mir Nativität stellen. Der Mann gehet von sie weg in eine Kammer, allein. Als er aber wieder herauskomt, sagte er: „Junge Frau, ich kann euch keinen guten Trost geben. Ihr müßt eher fort, euer Mann überlebet euch.“ — Das war wie ein Donnerschlag ins Herz gewesen; maßen sie alle, und ihre Tochter, darüber erschrocken. Sie wurde auch von Stund an kränklich, hustete und kriegete einen starken Vorfall und Blutstürzung, daß ich in der Nacht Herrn Hofrath Stahlen holen müssen, der ihr das pulverem sympatheticum und einen weißen Kieselstein, vor die Stirn, gebraucht und geholfen.“

Der große Kurfürst glaubte übrigens, genau wie sein Barbier, noch fest an Geister und Gespenster, Magier und Sterndeuter. Wir werden ihm diesbezüglich noch mehrfach später begegnen.

Sogar der Alte Fritz huldigte, wie viele große Männer, einem gewissen Aberglauben. James Harris, englischer Gesandter, schreibt 1775:

„Zu verschiedenen anderen unglaublichen Schwächen eines Geistes, wie Friedrich, gehört auch die, daß er einigen Glauben an Astrologie hat, und ich habe von einer Person, gegen deren Glaubhaftigkeit nichts einzuwenden ist, gehört, daß die Furcht vor der Erfüllung einer von einem sächsischen Wahrsager ausgesprochenen Prophezeiung ihm im Kopfe herumgeht und seine schon von Natur aus mürrische Stimmung noch vermehrt.“

So ganz kann man diese Nachricht wohl nicht glauben,

wennleich ein Körnchen Wahrheit in ihr steckt. Dies geht aus einem eigenen Ausspruch Friedrichs hervor:

„Da ich überzeugt bin, daß man auf ganz vernunftwidrigen Wegen oft Wahrheiten entdeckt, und daß die scheinbarsten Vernunftschlüsse gar oft zu grundfalschen Begriffen leiten, so machte ich alle mir möglichen Untersuchungen. Alle, die sich für Astrologen ausgaben, sogar alle Dorfpropheten (dévins de village) ließ ich um Rat fragen: denn über solche Dinge erfährt man nichts, weder von Kathedern noch Kanzeln. Der Erfolg aber war, daß ich überall nichts fand als Alteweibermärchen und Unsinn“ (Zitiert nach Vehse).

Im übrigen war das Jahrhundert der Aufklärung, das achtzehnte, kein günstiger Boden der Sterndeuterei. Sie tritt jetzt wesentlich zurück, offizielle Hofastrologen gibt es nicht mehr, wennleich sie im Privatleben natürlich munter weiter existierte und in alle möglichen abergläubigen Praktiken und Methoden befruchtend eingriff. Es kann hier auf Einzelheiten verzichtet werden, wir werden später bei Besprechung der Alchemie noch sehen, wie zum Beispiel Casanova auch astrologische Vorstellungen seiner berühmten Marquise d'Urfé bei seinem groß angelegten Betrug an dieser Dame ausnutzte.

Ehe wir uns dem Ideeninhalt, der Methodik und der Astrologie unserer Zeit zuwenden, mögen noch einige ausländische Völker kurz betrachtet werden.

Im mexikanisch-mittelamerikanischen Gebiet saßen die Völker der Tolteken, Maya, Azteken, die, wie wir heute wissen, als ausgesprochene Kulturvölker anzusehen sind und bekanntlich durch die spanischen Conquistadoren, Cortez und Genossen, erbarmungslos ruiniert wurden, wobei unersetzliche Kulturgüter zugrunde gingen, sodaß heute unser Wissen um diese Völker dazu verurteilt ist, Stückwerk zu bleiben. Immerhin hat man doch eine ganze Reihe von Kenntnissen sammeln können, und so ist unter anderem erwiesen, daß diese Völker ganz ausgezeichnete astronomische Kenntnisse besaßen und zwar schon in Zeiten, wo die abendländischen gleichartigen Erfahrungen noch keineswegs diese

Höhe erreicht hatten. Ebenso ist bekannt, daß diese astronomischen Details sich mit astrologischen Anschauungen verknüpfen, also ein ausgesprochener Gestirnglaube bestand.

Von den *Azteken* kennt man einen Kalenderstein, der den Durchmesser von dreiviertel Meter und ein Gewicht von 21 000 Kilo hat. Er ist lange in der Mauer der Kathedrale von Mexiko eingemauert gewesen und befindet sich heute im mexikanischen Nationalmuseum. Dieser Stein beweist — man hat ihn deuten können — einmal eine höchst genaue Kalenderrechnung der Azteken, gestützt auf genaue astronomische Beobachtungen des Gestirnlaufes. Das Jahr war in achtzehn Monate von je zwanzig Tagen, zuzüglich fünf Schalttagen, eingeteilt. Die Mitte des Steins zeigt ein Bild der Sonne, umgeben von fünf Figuren, mutmaßlich die fünf höchsten Gottheiten neben der Sonne, der Regenbringerin, gleichzeitig aber auch sengenden Zerstörerin. Die fünf Schalttage des Jahres galten als unheilbringend, keinerlei Arbeit durfte an ihnen verrichtet werden. Außerdem kannten die alten Azteken ein Ritualjahr von dreizehn Monaten zu zwanzig Tagen. Jedesmal, wenn die reguläre und rituelle Doppelzählung der Tage wieder eine Deckung der Anfangstage beider Jahre ergab, was alle zweiundfünfzig Jahre eintrat, hatte eine sogenannte große Ära, ein Katun, sein Ende. Alsdann vernichtete der Azteke seinen ganzen materiellen Besitz, es wurden die Feuer gelöscht und neu entzündet, selbst Werkzeuge wurden neu gefertigt.

Interessantes wissen wir auch von Volk der *Maya*. Für sie ergab sich beispielsweise eine bis ins Einzelne gehende Kenntnis der Umläufe des Planeten Venus, auf der sie ihre Zeitrechnung aufbauten. Die Venus hieß bei ihnen „kostbarer Zwilling“, worunter zu verstehen ist, daß dieser Planet, der einzige Stern, der auch am Taghimmel erkennbar ist, die „Zweiheit“ der Himmelmächte Sonne — für den Tag — und Mond — für die Nacht — in sich vereinigt. — Beachtlich für den Gestirnglauben ist auch die Ansicht, die die Maya über das Sternbild des großen Bären entwickelt haben (nach

H. Werner): sie erblickten in ihm einen Menschen, der nur ein Bein hat, und nannten das Sternbild deshalb „Einbein“, „hunrakan“. In den Monaten August bis Oktober ist Einbein nur tagsüber über dem Horizont, also nicht sichtbar. Um die gleiche Zeit entstehen im Karibischen Meer die schweren Antillenstürme. So kommt Einbein zur Bedeutung eines Unwettergottes, der, in die Unterwelt gestürzt, sich in einen Jaguar verwandelt, dessen Gebrüll im Sturm laut wird. Hunrakan = huracan, Ouragan, hurricane, Orkan!

China, von dessen Kultur aus auch die koreanische, japanische und zum Teil hinterindische entstanden ist, hat ebenfalls schon einige tausend Jahre vor Christus Himmelsbeobachtungen angestellt und frühzeitig eine große Zahl astronomischer Kenntnisse gesammelt. Die chinesischen Reichsannalen melden sogar, daß schon im dritten vorchristlichen Jahrtausend zwei beamtete Astronomen wegen Nichtvoraussagens einer Sonnenfinsternis zum Tode verurteilt wurden. Alle auffälligen Himmelsereignisse wurden systematisch verzeichnet, sogar Sonnenflecke hat dieses Volk mit bloßem Auge beobachtet. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ein größerer Teil dieser Kenntnisse auf eigenem Boden erwachsen ist. Später kam dann der Import aus Mesopotamien, Indien, sogar Griechenland und schließlich aus der arabischen Kultur hinzu. Um 551—479 v. Chr. lebte Konfuzius, der in gewissem Sinne die chinesische offizielle Staatsreligion schuf, wobei er, wie fast alle Religionsstifter, auf den Schultern der alten überkommenen Volksreligion stand.

Schon diese chinesischen Urreligionen zeigen zwei Grundkräfte, Himmel als befruchtendes männliches Prinzip und Erde als empfangendes weibliches, somit einen ausgesprochenen Dualismus. Neben diesen beiden Hauptmächten wird „die Schar der Geister“, die in das gesamte Naturleben fördernd oder störend eingreift, als Naturgottheiten geringerer Bedeutung verehrt. Das Haupt des Staates, der Kaiser, ist „der Sohn des Himmels“ und als Vermittler zwischen Himmel und Erde für die Harmonie dieser beiden Hauptmächte

verantwortlich. Der Mensch besitzt zwei Seelen, eine von der Erde stammende, die auch den Körper erzeugt hat. Diese gewissermaßen irdische Seele leitet das Leibliche und bleibt immer mit dem Körper verbunden. Eine zweite vom Himmel stammende Seele ist die Trägerin des vernünftigen Denkens. So sind also astrale Leitkräfte schon ganz früh erkennbar. Diese himmlische Seele kehrt nach dem Tode des Menschen zum Himmel zurück. Der dem chinesischen Volk eingeborene Ordnungssinn führte dann zur Entwicklung des Tao-Begriffs: die in Natur und Menschenleben waltende Ordnung.

Wenn auch Konfutses Religion keine eigentlichen Dogmen kennt, so bleibt doch auch schon sein „Himmel“ nicht ohne Einfluß auf die irdischen Geschehnisse, sondern gibt die zwischen Himmel, Erde und Mensch als den drei Grundprinzipien gestörte Harmonie in Gestalt von Dürre, Überschwemmungen, Erdbeben kund, denn auch bei ihm sind die Geister eine wesentliche Beigabe seines Systems, Sonne, Mond, Sternbilder sind himmlische Geister. Wenn somit schon bei ihm astrale Komponenten reichlich zu finden sind, so ganz besonders in der religiösen Weltanschauung des Taoismus, über den wir bei der Alchemie noch einiges hören werden. In dieser auf Laotse zurückgehenden Lehre, in die sich besonders nach ihm der gesamte chinesische Aberglaube zurückzog, der im Konfutsianismus keinen richtigen Platz finden konnte, gewinnt denn auch die Astrologie an Raum. Diese macht insofern von der abendländischen Astrologie eine gewisse Ausnahme, als sie den Mond nicht einbezieht. Die auf die Erde und ihre Geschöpfe direkte Einwirkungen entfaltenden Sterne sind: Sonne, Jupiter, Mars, Venus, Merkur, Saturn und der große Bär. Im übrigen aber gelten auch hier ähnliche Spielregeln, wie in der alten Welt. Der Tierkreis spielt eine große Rolle, jedes Ding am Himmel hat sein Gegenstück auf Erden, außerdem bestehen innige Wechselbeziehungen zwischen den astrologisch wichtigen Himmelskörpern und den fünf chinesischen „Elementen“ Feuer, Wasser, Erde, Holz und Metall sowie den fünf Weltgegenden Mitte, Nord, Ost,

West und Süd. Man kannte astrologische Kalender ganz entsprechend den unseren, sie wurden sogar jährlich seitens der kaiserlichen Regierung herausgegeben, alle günstigen und ungünstigen Tage waren in ihnen zu lesen. Das ganze Privatleben wurde sterndeuterisch durchtränkt, nicht nur das Geburtshoroskop wurde gestellt, auch der Tag des ersten Schulganges wird durch den chinesischen Sterndeuter bestimmt, für die Wahl des Platzes für den Hausbau, noch mehr fast für das Grab wird der Geomant zugezogen. Wichtig sind auch zwei astral dirigierte magnetische Ströme, die in entgegengesetzter Richtung auf der Erde laufen, der „blaue Drache“ und der „weiße Tiger“. Gerade die große Rolle des Drachen in der ganzen Kultur Chinas ist ja zur Genüge bekannt. Im Gestirnglauben ist er ein Mittel zur Erforschung der Zukunft, vor allem aber der fruchtbare Regenbringer, also — ganz im Gegensatz zu unserer Drachenanschauung — ein gütiges Wesen, wenn er auch mit gewisser achtungsvoll-scheuer Vorsicht zu behandeln ist. Noch heute ist die Einteilung der chinesischen Feste völlig auf den Gestirnlauf abgestellt, man bringt sogar am 15. Tag des ersten Monats den glück- und unglückbringenden Sternen ein Lichtopfer dar (Henseling).

Für das kulturell von China abhängige *Korea* hat *A. Eckardt* in jüngster Zeit einen hochinteressanten Artikel über eine eigenartige Pflanze, die Ginsengwurzel veröffentlicht.

Es handelt sich um eine in der ostasiatischen Heilkunde eine sehr große Rolle spielende Pflanze, bei der die alraun-ähnlich geformte Wurzel das wirksame Prinzip enthalten soll. Europäische Ärzte sprechen ihr allerdings jede Heilwirkung ab. Bei ihr spielen nun außer mannigfaltigen andersartigen okkulten Vorstellungen ganz offensichtlich auch astrologische Vorstellungen erheblich mit. So darf die Pflanze beispielsweise nicht der Sonne ausgesetzt werden. Soll ihre Heilkraft nicht zerstört werden, so darf sie nur im Mondlicht wachsen. Sie gilt als dem Mond geheiligt, auch die Ernte darf nur in klarer Vollmondnacht vollzogen werden. Die Zahl

„drei“ spielt bei ihr eine erhebliche Bedeutung: „Dreifach ist die Anwendung des In-sam, bei Tag, in der Dämmerung und in der Nacht . . . Dreifach ist der Sieg: In der Niederung, auf den Bergen und in den Sternen . . .“ Das Schriftzeichen für „drei“ und Ginseng ist dasselbe und das Beachtliche dabei ist, daß es sich in der ursprünglichen Bilderschrift oben aus drei Sternen, in der Mitte aus zwei Füßen — Mensch — und unten drei Strahlen zusammensetzt. Das aber ist auch das Symbol eines unter die Sterne versetzten Menschen und zwar des Orion. Die drei oberen Sterne stellen den Gürtel des Orion dar. So ist der Sternengott in direkte Beziehung zu der Wunderpflanze gesetzt.

In dem ebenfalls chinesischen, aber auch indischem Einfluß stark unterworfenen *Siam* kennt man gleichfalls den Gestirnglauben.

Einen Monat nach der Geburt wird das Kind, nachdem ihm feierlich der Kopf geschoren wurde, dem Wahrsager gebracht, der ihm das Horoskop stellt, dasselbe geschieht, wenn es seine ersten Schritte macht und erst dann bekommt das Kind einen Namen, der unter denen ausgewählt wird, für die die Stunde und der Tag die günstigsten sind. Der siamesische Sterndeuter bedient sich einer Horoskoptafel, die aus zwölf Häusern besteht. In jedem derselben befindet sich ein bestimmtes astrologisches Symbol (Buddha, Drache, Zauberin, Wahrsager, Turm, Mann ohne Kopf etc.). Jeder dieser Figuren kommt eine besondere glück- oder unglückbringende Bedeutung zu. Im ganzen werden aus dem Tag der Geburt heraus drei solche Figuren ausgezählt, die entsprechend alle Unglückssymbole treffen können, alle glücksbedeutend sein können oder ein Gemisch beider Faktoren ergeben.

Auch regelrechte Versternungen finden sich im malayischen Kulturkreis:

„Der Nordstern der ganz nahe am Himmelspol sich findet, ist nach einer Erzählung auf der Insel Elato ein junger Mann, der von einer Himmelskönigin mit in den Himmel genom-

men worden ist, dort vom obersten Himmelsgott seiner Tanzkunst wegen zurückgehalten wird und als Sterngeist den Namen „Himmelsmitte“ bekommen hat“ (Henseling).

Bei den *Singhalesen* wird dem Neugeborenen sofort das Horoskop gestellt. Fiel es ungünstig aus, so wurde das Kind früher — weil unter einem unglücklichen Planeten geboren, ertränkt oder dem Hungertode preisgegeben. Überhaupt ist das ganze singhalesische Dasein von Sternglauben durchtränkt, bei allen Verrichtungen wird die Gunst der Sterne vorher erforscht, es gibt auch astrologische Kalender. In einem derselben heißt es:

„Das Zeichen des kommenden Jahres wird ein roter Löwe sein, der gerade aufgerichtet auf einem Pferde reitet und aus einem Loch herauskommt, das wie das Maul eines Pferdes gestaltet ist. Dies wird am Anfang des Jahres geschehen, neun Stunden und vierundfünfzig Minuten nach Sonnenuntergang; in diesem glücklichen Augenblick soll man Milch an allen vier Ecken des Hauses kochen . . .“ (Buschan).

Daß auch *Indien* seine Chaldäer hat, ist selbstverständlich. Ganz besonders ist auch die in diesem Lande eine sehr große Rolle spielende Liebeskunst astrologisch untermalt.

Es gibt spezielle astrologische Liebeskalender, in denen beispielsweise der Tag der Eheschließung entsprechend der Konstellation der Gestirne bestimmt wird, selbst die Stunde, zu der der Bräutigam zu Hause die Braut empfängt, wird vom Sterndeuter bestimmt. Ganz besonderen Ruhm als Wahrsager haben die Kaniyan der indischen Westküste. Buschan berichtet, daß sie alle Festtage bestimmen, zur Aufklärung eines Familienkummers zugezogen werden und dergleichen. Sie erscheinen mit dem auf die Stirn gemalten Zeichen des Gottes Siva, zeichnen ein Diagramm auf den Fußboden und belegen dessen Felder mit Muscheln, die die einzelnen Planeten darstellen, worauf sie in einem Astrologenkalendar die Stellung der Gestirne bestimmen und dann ihre Entscheidung treffen.

Selbst bei den *Naturvölkern*, deren astronomische Kennt-

nisse manchmal erstaunlich sind, findet sich der Gestirns-glaube.

Bei den nordamerikanischen Indianern kannten die Kaio-wäh eine Sonnenverehrung, die Pani und Witschita, die einen ausgeprägten Sternkult betrieben, besaßen auf Häuten gemalte Sternkarten. Erschien einem der ihren der Morgenstern im Traum, so banden sie ein gefangenes Mädchen an einen Pfahl und töteten es durch Pfeilschüsse, womit sie gleichzeitig einen Fruchtbarkeitszauber bezweckten (Buschan).

Auch bei Negern begegnen uns derartige Vorstellungen. Henseling berichtet über das Horoskopstellen der Baronga-Neger, welches deswegen besonders interessant ist, weil es eine Art Vorform der eigentlichen Astrologie darstellt:

Die Weltanschauung der Baronga, die zu den Bantu-Negern gehören, ist im wesentlichen Schicksalsglaube und Ahnenverehrung. Kommt bei ihnen ein außergewöhnliches Ereignis vor, so wird der Wahrsager geholt, um das Schicksal zu erforschen, das heißt die Zukunft aufzuhellen. Er kommt mit seinem Handwerkszeug, einem aus kleinen Knochen (Sprungbeinknöcheln) verschiedener Tiere hergestellten Instrument. Die Knöchel werden wie ein Würfelspiel alle auf einmal ausgeworfen nun nun wird auf Grund ihrer Lage zueinander und daraus, ob ein solcher Knöchel mit der hohlen oder der gewölbten Seite nach oben liegt, die Zukunft prophezeit. Dies ist dadurch „möglich“, daß jeder der Knöchel eine bestimmte Bedeutung hat, er „entspricht“ irgendeiner Person oder irgendeiner Sache. Der Knöchel eines Bocks beispielsweise „entspricht“ dem Vater der befragenden Familie, diejenigen eines Zickleins den Kindern derselben, der der roten (Blutfarbe!) Antilope dem Verbrecher. Eine weitere in dem Zaubergerät enthaltene Gruppe von Gegenständen besteht aus Muscheln, Stückchen eines Schildkrötenpanzers, absonderlich gestalteten Fruchtkernen etc. und „entspricht“ den äußeren Einflüssen verschiedener Art, die eine Rolle spielen

können. Die Deutung dieses Horoskopes soll sehr schwer sein und eine lange Ausbildung des Wahrsagers erfordern.

Man sieht, daß hier die genau gleichen Grundlagen wie bei der Astrologie vorhanden sind: die Sehnsucht nach dem Blick in die Zukunft und das zu diesem Zweck erdachte System der „Entsprechungen“ zwischen dem Okkulten und dem Fragenden.

Ehe wir zum Ideenkreis und der Methodik der Astrologie übergehen, sind die für das Verständnis unumgänglichen Kenntnisse über unser *heutiges Bild vom Weltall*, wie es die moderne Astronomie erarbeitet hat, kurz darzulegen. Gerade die allgemeine Unkenntnis, die hier besteht, ist einer der Hauptgründe, weshalb es immer noch so viele Menschen gibt, die von der Richtigkeit der Astrologie überzeugt sind.

Unsere Sonne ist eine im Weltraum schwebende materielle Masse, die sich im glühenden Zustand befindet, das heißt die Stoffe, aus denen sie besteht, sind als leuchtende Gase aufzufassen, flüssige oder feste Bestandteile existieren auf ihr nicht. Die Stoffe sind sämtlich als Elemente (im chemischen Sinne) vorhanden, und es ist wichtig zu wissen, daß alle hier von der Erde her bekannten Elemente sich auch in der Sonne wiederfinden. Dies gilt für sämtliche in dieser Hinsicht untersuchten Sterne. Der für uns so imponierende Gasball ist aber nichts anderes als ein Fixstern unter den übrigen Fixsternen, und noch nicht einmal ihr bedeutendster. Würden wir also die Sonne von einem entfernten Weltkörper aus betrachten können, so wäre sie von den übrigen Sternen des nächtlichen Himmels prinzipiell nicht zu unterscheiden, sondern würde den gleichen Anblick bieten wie diese. Denn sämtliche Fixsterne, die wir von unserer Erde aus sehen, sind nichts anderes, als ganz gleichartig konstruierte glühende Gasbälle, also „Sonne“, die sich untereinander lediglich durch ihre recht verschiedene Größe und Masse, dementsprechend recht verschiedene Leuchtkraft unterscheiden.

Diese Fixsterne galten von alters her als völlig unbeweglich im Weltall, daher ihr Name. Es hat sich aber einwand-

frei zeigen lassen, daß sie in Wirklichkeit keineswegs still stehen, sondern eine Eigenbewegung haben und sich somit im Laufe der Zeit um kleine Beträge gegeneinander verschieben. Da aber die Entfernungen dieser Sterne von unserem Beobachtungsort, der Erde, unfassbar groß sind, kommen diese Bewegungen selbst in tausenden von Jahren nicht zu unserer Kenntnis, wenn lediglich mit dem natürlichen Werkzeug, dem Auge, der Himmel allnächtlich beobachtet wird. Wie unendlich groß die Entfernungen der Sterne von uns und auch untereinander sind, zeigt die Tatsache, daß sie oft viele tausende von „Lichtjahren“ von uns abliegen. Der Astronom benutzt dieses „Maß“, weil eine Ausdrucksmöglichkeit in anderartigen Maßstäben unmöglich ist. Was ein Lichtjahr heißt, mag sich jeder selbst ausrechnen: es bedeutet, daß ein Stern so fern von uns ist, als das Licht braucht, um in einem Jahr die Strecke zurückzulegen. Das Licht aber macht in der Sekunde 300 000 Kilometer, wie auch sonstige elektromagnetische Wellen, zum Beispiel die Radiowellen. Die Entfernungsziffern eines tausende von Lichtjahren entfernten Fixsterns in Zahlen auszudrücken, ist also unmöglich und auch, wie zugegeben werden muß, für unsere auf irdische Größenverhältnisse eingestellte Denkkraft unfasslich. Trotzdem ist an der Exaktheit dieser astronomischen Ergebnisse nicht zu zweifeln.

Auch die Milchstraße ist nichts anderes als ein unendlich weit entfernt liegender Komplex solcher einzelner Fixsterne vom Sonnentyp.

Mit bloßem Auge können auf der ganzen nördlichen und südlichen Himmelskugel zusammen etwa 6000 Fixsterne unterschieden werden, eine lächerlich kleine Zahl, wenn wir von der Astronomie hören, daß sie durch ihre Methoden unzweifelhaft erwiesen hat, daß es tatsächlich Milliarden von ihnen gibt!

Trotzdem ist der Weltraum so unermesslich groß, daß die Sterne sich nur in außerordentlich weiten Entfernungen voneinander befinden, sozusagen vereinzelt. Ein Vergleich soll

dies beweisen: Denkt man sich die Sonne in einer Verkleinerung von 1 : 100 Milliarden, so ist sie ein Kügelchen von etwa 1,5 cm Durchmesser, die Erde ein Stäubchen an der Sichtbarkeitsgrenze, welches anderthalb Meter von dem Sonnenkügelchen abliegt. Stellen wir uns weiter vor, daß das winzige Sonnen-Erde-Modell in London liegt, so liegen die nächstbenachbarten ebenfalls etwa zentimetergroßen Fixsterne ungefähr in Berlin und Genua (nach Henseling).

Um unseren „speziellen“ Fixstern, die Sonne, sind eine Reihe sonstiger Weltkörper angesammelt, und man bezeichnet die Gesamtheit dieser Weltkörper plus Sonne als das *Sonnensystem*. Wir kennen nur unser eigenes Sonnensystem; ob sich ähnliches auch bei anderen Fixsternen findet, läßt sich einstweilen nicht entscheiden, ist aber durchaus möglich. Die unser System zusammensetzenden Körper sind die Planeten mit ihren Monden, die Kometen und Meteore.

Die *Planeten* oder Wandelsterne — weil sie ihren Ort unter den Fixsternen ändern — sind von der Sonne als Zentralpunkt des Systems aus gezählt: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun, Pluto. Man sieht, seit dem Altertum hat sich ihre Zahl geändert, zu den fünf damals bekannten (Sonne und Mond scheiden als „Planeten“ ja aus) ist die Erde hinzugekommen und nach Kopernikus sind bis heute weitere drei entdeckt worden. Es wird neuerdings noch ein Planet innerhalb der Merkurbahn vermutet, doch ist er noch nicht sicher erwiesen. Diese sämtlichen Planeten umlaufen die Sonne in bestimmten Zeiten und zwar nicht, wie noch Kopernikus annahm, in kreisförmiger Bahn, sondern in Form einer Ellipse, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht (Kepler's Entdeckung). Die Planeten ihrerseits sind oft von Monden umkreist, gewissermaßen Trabanten zweiter Ordnung, so wie die Planeten Trabanten erster Ordnung sind.

Einige wenige Einzelheiten über jeden der Planeten:

Merkur: kleinster Planet, der die Sonne in 88 Tagen umkreist, woraus sich ergibt, daß er schwer zu beobachten ist,

weil er stets sehr nahe der Sonne steht. Man hat ihn fast als einen „Mond der Sonne“ aufzufassen. Infolge der schlechten Beobachtungsmöglichkeit ist über seine Natur noch wenig bekannt. Seine Umdrehung um die eigene Achse beträgt wahrscheinlich nur wenige Stunden oder Tage. Der Durchmesser beträgt 4800 km, die Entfernung von der Sonne im Mittel 57,9 Millionen km. Er hat keine Monde.

Venus: hat wahrscheinlich eine sehr dichte Atmosphäre, sodaß ihre Oberflächenverhältnisse kaum bekannt sind. Sonnenumlaufzeit: 224 Tage, Durchmesser 12 200 km (fast Erdgröße), Umdrehungszeit um die eigene Achse bis heute unbekannt, kein Mond, Sonnenabstand 108 Millionen km.

Erde: unser Sonnenabstand beträgt 149,5 Millionen km, die Umlaufzeit beträgt bekanntlich 1 Jahr, die Achsenumdrehung 24 Stunden. Der Durchmesser ist 12 757 km groß. Unser Mond mit einem Durchmesser von 3476 km liegt 384 000 km entfernt von uns. Er umkreist uns in etwa 27 Tagen und dreht sich während dieser ganzen Zeit — also sehr langsam — nur einmal um seine Achse, sodaß er uns stets die gleiche Seite zukehrt.

Mars: Sonnenentfernung ist 228 Millionen km groß, sein Durchmesser 6800 km, er ist also wesentlich kleiner als Venus und Erde, aber etwas größer als Merkur. Seine Umlaufzeit beträgt 687 Tage, seine Rotationszeit $24\frac{1}{2}$ Stunden. Er ist bekanntlich wegen seiner eigenartigen Oberflächen-gestaltung — Mars-„Kanäle“ — viel umstritten worden. Man hat an besonders intelligente Bewohner geglaubt. Deshalb sei hier kurz angeführt, daß die Frage, ob es im Weltall noch weitere „Erden“ wie die unsere gibt, von der Astronomie nicht beantwortet werden kann. Man weiß darüber nichts. Mars hat zwei Monde.

Planetoiden: zwischen der Mars- und Jupiterbahn finden sich zahlreiche — man rechnet heute etwa 5000 — Miniaturplaneten, deren Durchmesser allermeist unter 1200 km bleibt. Sie sind noch nicht lange bekannt, der erste von ihnen wurde

1801 entdeckt. Diese Planetoiden verteilen sich in Form eines Gürtels um die Sonne.

Jupiter: lagen die bisher genannten Planeten verhältnismäßig dicht beieinander, so erfolgt jetzt ein weiter Abstand, denn Jupiter umkreist in der Entfernung von 778 Millionen km die Sonne in 11,8 Jahren und rotiert sehr schnell, nämlich in fünf Stunden. Er ist der Riese unseres Sonnensystems — Durchmesser 142 700 km — und wahrscheinlich noch nicht ganz aus dem ehemaligen glühenden Zustand seiner Entstehungszeit herausgekommen, das heißt noch nicht ganz erkaltet. Auch bei ihm können wir wegen der dichten Atmosphäre nichts über die Oberflächengestaltung sagen. Er besitzt elf Monde.

Saturn: in einer Sonnenentfernung von 1426 Millionen km gelegen umkreist er das Zentralgestirn in $29\frac{1}{2}$ Jahren. Mit einem Durchmesser von 120 800 km der zweitgrößte Wandelstern hat er außer 10 Monden den „Ring“, besser gesagt, ein System aus drei ineinandergelegenen Ringen, die sich aus unzähligen kleinen Körperchen zusammensetzen.

Uranus: wurde erst 1781 durch den Astronomen *Herschel* entdeckt. Er steht an der Grenze der Sichtbarkeit mit bloßem Auge und blieb deshalb jahrtausendlang als Planet verborgen. Auch er rotiert äußerst schnell, nämlich innerhalb knapp elf Stunden, liegt 2869 Millionen km von der Sonne ab, die er in 84 Jahren umläuft und ist wieder bedeutend kleiner als die beiden zuletzt genannten Wandelsterne, sein Durchmesser beträgt 49 700 km. Vier Monde sind von ihm bekannt.

Neptun: ist ein prachtvolles Beispiel für die Leistungsfähigkeit der modernen, mit allem Rüstzeug mathematischer Rechenkunst arbeitenden Astronomie. Man hatte erkannt, daß der Lauf des Uranus gewisse Störungen aufwies. Aus diesen Störungen errechnete der französische Astronom *Leverrier* im Jahre 1846 den neuen Planeten, der einzig als Ursache dieser Störungen in betracht kommen konnte und

schrieb den derzeitigen Standort des neuen Wandelsterns an den Berliner Astronomen *Galle*, der ihn denn auch noch am Abend des Empfanges dieses Briefes in nächster Nähe des errechneten Ortes fand. Neptun ist mit bloßem Auge bereits nicht mehr zu sehen. Seine Umdrehungszeit beträgt knapp sechzehn Stunden, die Sonnenentfernung 4495 Millionen km, er umkreist sie in knapp 165 Jahren und hat einen Durchmesser von 53 000 km, ist also auch nicht besonders groß. Neptun hat einen Mond.

Pluto: wurde als letzter Planet 1930 von der Lowell-Sternwarte in Arizona gefunden. Auch er war auf Grund von Störungen der Uranusbewegung errechnet worden. Später hat man ihn auf photographischen Aufnahmen bis in das Jahr 1914 zurückverfolgen können. Er kreist in stark 249 Jahren um die Sonne, von der er 5918 Millionen km entfernt ist. Einen Mond besitzt er nicht.

Kometen: sind keineswegs so selten, wie geglaubt wird, man nimmt vielmehr heute an, daß ihre Zahl in unserem Sonnensystem in die Hunderttausende geht. Die meisten von ihnen leuchten aber nur so wenig, daß sie nur mit Fernrohren festzustellen sind. Die großen, hell strahlenden Kometen sind nicht häufig, allerdings ist unser Jahrhundert an ihnen wesentlich ärmer, als die früheren Jahrhunderte. Die Masse, also damit die Dichte dieser Schweifsterne, ist außerordentlich gering. Man hat immer wieder festgestellt, daß selbst die größten und hellsten Kometen das Licht der Sterne, vor denen sie gerade stehen, unvermindert durchlassen. Die Kometen laufen, wie die Planeten, in elliptischen Bahnen um die Sonne, doch sind diese Bahnen außerordentlich lang gestreckt, sodaß zur Wiederkehr auch der sogenannten periodischen Kometen viele Jahre (beispielsweise des Halley'schen durchschnittlich 76) gehören, die Umlaufzeiten sehr vieler anderer betragen der astronomischen Berechnung nach Tausende von Jahren. Erst, wenn ein solcher Komet den sonnennahen Teil seiner Bahn durchwandert, kann er sichtbar werden. Er wird dann von der Sonne so

beleuchtet, daß er hell wird und widerstrahlt. Gleichzeitig entwickelt sich um seinen Kopf unter dem Einfluß der Sonnenstrahlung eine leuchtende Nebelwolke und er bildet den für diese Weltkörper so charakteristischen Schweif aus, der aus kleinsten Teilchen in unendlicher Verdünnung besteht, die durch den Druck der Sonnenstrahlung vom Kopf abgedrückt werden, weshalb ein solcher Schweif stets von der Sonne abgewandt ist. Die Länge der Schweife kann den Abstand Erde-Sonne bei weitem übertreffen. Alles in allem: es sind äußerst wenig dichte, wolkenartige Gebilde, die weder Störungen im Lauf der Planeten veranlassen können — sie können im Gegenteil *selbst* durch die wesentlich größere Masse der Planeten aus ihrer *eigenen* Bahn abgelenkt werden — und die auch nicht in der Lage sind, einem dieser großen Mitglieder des Sonnensystems irgend einen meßbaren Schaden zuzufügen.

Meteore: sind ihrer Art nach von den Sternschnuppen nicht verschieden. Es handelt sich in beiden Fällen um kleine feste Körperchen, die höchstens einige Gramm wiegen und beim Eindringen in die irdische Lufthülle infolge der starken durch Reibung bedingten Erhitzung hell aufleuchten und regelrecht verpuffen. Eine Art himmlisches Feuerwerk also. Nur in ganz seltenen Fällen sind sie kilogramm- oder tonnenschwer, kommen dann mit großem Geräusch als Feuerkugeln durch die Atmosphäre, und schlagen als feste Brocken in die Erdoberfläche ein.

Um sich über die *Größenverhältnisse im Sonnensystem* ein Bild zu machen kann man sich folgendes „Modell“ denken: In einer großen Ebene liegt in der Mitte eine Kugel von $1\frac{1}{2}$ m Durchmesser, die Sonne. Alsdann liegt Merkur, hanfkorngroß 58 m entfernt, Venus und Erde, je kirschgroß, 108 beziehungsweise 150 m ab. Mars als große Erbse befindet sich 230 m von der Zentralkugel, die Planetoiden, eine Handvoll feinsten Staubkörner, liegen in einem Kreise von 336 m. Radius verteilt, Jupiter, eine große Apfelsine in 780 m Entfernung, Saturn als großer Apfel in 1400 m, Uranus und

Neptun, je in der Größe eines Pfirsichs 2800 m und 4500 m entfernt (nach J. H. Fabre).

Unsere Lage im Weltraum ist bekannt. Die Sonne gehört zu einer Gruppe von Fixsternen, die zusammen einen linsenförmig gestalteten Raum einnehmen. Die Milchstraße ist die Kante dieser Linse. Über die Größe unserer Sterneninsel gehen die astronomischen Ansichten noch stark auseinander, hinsichtlich der größten Ausdehnung schwanken die Schätzungen zwischen 70 000 und 200 000 Lichtjahren. Es ist gesichert, daß es außer der Welteninsel, der unser Sonnensystem angehört, noch eine ganze Reihe ähnlicher Sterninseln im Weltraum gibt. Den Weltraum selbst, also den Raum zwischen sämtlichen Fixsternen, haben wir uns als frei von jeder wägbaren Masse, also auch von Luft, zu denken.

Die Bahnen aller Planeten liegen fast in der gleichen Ebene und bewegen sich von rechts nach links um die Sonne. In derselben Richtung kreisen die meisten Monde um ihre Planeten.

Da sich die Erde innerhalb eines Tages einmal in der Richtung West-Süd-Ost um ihre Achse dreht, entsteht die Täuschung, als ob sich Sonne, Mond und Sterne in dieser Zeit in der Richtung Ost-Süd-West um die Erde drehen. Sie gehen somit im Osten auf und im Westen unter, das heißt sie erscheinen im Osten über dem Horizont und verschwinden im Westen unter ihm. In diese sogenannte *rechtläufige* Planetenbewegung sind in alljährlicher Wiederholung kurze Zeiten eingeschaltet, in denen ein Planet in der Richtung von Westen nach Osten verläuft, die *rüchläufige* Bewegung. Sie ist eine optische Täuschung und kommt auf folgende Weise zustande: Planeten *und* Erde kreisen in gleichsinniger Richtung um die Sonne, aber infolge der verschiedenen großen Abstände verschieden schnell. Infolgedessen kann es scheinbar dazu kommen, daß ein Planet, obwohl er unverändert gleichsinnig wie die Erde seine Bahn zieht, rückwärts zu wandeln scheint. Die Sache wird klar, wenn wir nachstehendes Beispiel beachten: wir fahren im Schnellzug parallel zu

einer Landstraße, auf der sich ein Auto in der gleichen Richtung, aber wesentlich langsamer bewegt. Alsdann scheint auch dieses Auto tatsächlich rückwärts zu fahren, die scheinbare Rückläufigkeit ist jedoch nichts anderes als eine perspektivische Wirkung.

Sonne und Planeten wandern, von der Erde aus gesehen, auf einem großen Kreise am Himmel, der schon genannten Ekliptik. Sie stehen infolgedessen immer wieder bei anderen Fixsternen. Diese Fixsterne auf dem Wege der Sonne, des Mondes und der Planeten hat man (wie auch die übrigen Teile des Fixsternhimmels) zu den uns ja auch schon bekannten Sternbildern zusammengefaßt, das heißt Gruppen von Sternen, in die man Figuren, so gut es gehen wollte, projizierte, und zwar im Bereiche der Ekliptik in die zwölf Sternbilder des *Tierkreises*. Dies sind die Frühjahrsbilder: Widder, Stier, Zwillinge, die Sommerbilder: Krebs, Löwe, Jungfrau, die Herbstbilder: Waage, Skorpion, Schütze und die Winterbilder: Steinbock, Wassermann, Fische. Der gesamte Kreis wird in 360 Grad eingeteilt, wobei ein Grad den Weg bedeutet, den die Sonne an einem Tage an diesen Sternen weiterwandert. Jedes Sternbild des Tierkreises oder Zodiakus umfaßt also 30 Grade und wird von der Sonne im Laufe eines Monats durchwandert. Mit 0-Grad wurde dabei der Beginn des Widders bezeichnet, mit 360 Grad der Endpunkt der Fische. Von März bis Februar müßte also die Sonne allmonatlich eines dieser Bilder, anfangend beim Widder und endigend bei den Fischen, durchlaufen, und so war es auch, als man im Altertum diese Tierkreiseinteilung schuf. Aber heute ist es nicht mehr so, und dies liegt an der Präzessionsbewegung der Weltachse beziehungsweise Erdachse. Die vom Nordpol der Erde zum Südpol gedachte Linie, die Erdachse (in den Weltraum verlängert gedacht = Weltachse) führt nämlich eine kreisende Bewegung aus, zeigt also himmelwärts nicht ständig starr an einen Punkt, den Nordpol des Himmels, sondern zieht um ihn einen kleinen Kreis. Dabei verläuft diese Bewegung äußerst langsam, der Kreis

wird erst in 26 000 Jahren einmal beschrieben. Diese Präzessionsbewegung bringt aber auch Änderungen der Ekliptik mit — das Wie führt hier zu weit — und zwar in dem Sinne, daß der Frühlingspunkt, der Null-Grad des Tierkreises, eine dem Sonnenlauf entgegengesetzte, *rückläufige* Bewegung ausführt. Diese beträgt in 72 Jahren einen Grad, in 2000 Jahren somit ein ganzes Sternbild des Zodiakus. So kommt es, daß heute der Frühlingspunkt sich vom Bild des Widders in das der Fische verschoben hat, der ganze Turnus hat sich somit um je ein Sternbild zurückverlagert.

Es bleiben noch die Begriffe „Konjunktion“ und „Opposition“ zu erklären, die in der astrologischen Praxis und Denkweise gleichfalls eine große Bedeutung haben.

Um auf der Erde den Ort einer Stadt, eines Berges oder eines Schiffes auf See zu bestimmen, gibt man deren geographische Breite und Länge an. Unter Breite versteht man dabei den Abstand des Ortes vom Äquator, unter Länge den Abstand vom Null-Meridian, dem Meridian, der durch die Sternwarte in Greenwich geht. Beide Werte nennt man geographische Koordinaten. In gleicher Weise bestimmt man heute den Ort, den ein bestimmter Stern, den man näher festlegen will, auf der Himmelskugel einnimmt. Der Nordpol des Himmels liegt dabei an dem Punkt des Himmelsgewölbes, der von der gradlinig verlängerten Nord-Süd-Achse der Erde getroffen wird, der Südpol an der entsprechenden Stelle der Gegenseite. Unter Zenit versteht man den höchsten Punkt des Himmelsgewölbes, der genau senkrecht über dem Scheitel des Beobachters liegt — deshalb auch Scheitelpunkt genannt —, während Nadir, oder Fußpunkt der tiefste, senkrecht unter den Füßen des Beobachters liegende Punkt der Himmelskugel ist. Der durch Zenit und Nadir hindurchgehende Großkreis am Himmel wird Meridian oder Mittagskreis genannt.

Auch auf der Himmelskugel legt man den Sternort durch zwei Koordinaten fest. Dabei kann die eine dieser Koordinaten den Abstand des betreffenden Sterns von der Ekliptik

festlegen und man spricht dann vom Koordinatensystem der Ekliptik. Konjunktion liegt dann vor, wenn zwei Sterne die gleiche Länge haben, bezogen auf das System der Ekliptik.

Konjunktion ist der Gleichschein, während Opposition der Gegenschein ist. Die Opposition liegt dann vor, wenn die auf die Ekliptik bezogenen Längen zweier Gestirne um 180 Grad verschieden sind, der eine also am östlichen Horizont im Aufgehen ist, der andere am westlichen Horizont sich im Untergang befindet. Entsprechend ist der Gedrittschein die Stellung zweier Gestirne zueinander im Winkel von 120 Grad, der Geviertschein eine solche von 90 Grad und der Sechstschein eine gegenseitige Stellung von 60 Grad.

Der oben genannte Meridian des Himmels hat insofern Bedeutung für uns, als ein Stern „kulminiert“, wenn er auf seinem Wege von Ost nach West den Mittagskreis erreicht. Bei der Kulmination erlangt ein Gestirn seine größte Höhe am Himmel.

Damit können wir unsere etwas langatmigen, aber notwendigen astronomischen Erörterungen abschließen und uns dem *Wesen der Astrologie* zuwenden.

Die Idee der Sterndeuterei aller Zeiten ist die, daß die Gestirne oder doch wenigstens bestimmte Sterne das *verursachen*, was unten auf Erden *geschieht*. Weil große Hitze einsetzte, wenn der Hundstern aufging, weil ein großes Sterben einsetzte, nachdem ein großer Komet sich gezeigt hatte, deshalb waren diese Weltkörper die Ursache. Es ist der auch sonst im Denken so oft eine verhängnisvolle Rolle spielende Grundsatz des: post hoc, ergo propter hoc, der sich da breit macht. Aber dies ist es nicht allein, sondern vor allem spiegeln sich auch uralte, ganz aus der Frühzeit der Völker stammende dämonistische Vorstellungen bei der Entwicklung und weiteren Ausbildung der Astrologie entscheidend ab. In den primitiven Religionsvorstellungen der Menschheit ist der Dämonismus wohl die erste Erscheinungsform überirdischen Denkens, wobei die Dämonen in echt menschlicher Weise mit

dem eigenen Wohl und Wehe verknüpft werden. Bei allem, was um ihn herum passiert, fragt der Mensch danach, ob es geeignet ist, seine Bedürfnisse und Wünsche zu befriedigen oder ob es ihn mit Gefahren und Schrecken bedroht. So kommt es, daß alle unerklärlichen Naturereignisse, insbesondere alle katastrophalen Geschehnisse, auch alle nur unheimlichen Erlebnisse alsbald durch die Tätigkeit der Geister erklärt werden. Ganz besonders mußte es der nächtliche Himmel sein, der solche Reflexionen auslöste. Allein schon das Dunkel der Nacht war geeignet, bei dem vorwiegend durch das Auge sich orientierenden „Tagtier“ Mensch unbehagliche Gefühle auszulösen; „die Nacht ist keines Menschen Freund“ ist bekanntlich ein noch heute viel gebrauchtes Sprichwort. Auffällig war für den Primitiven auch der regelmäßige Phasenwechsel des Mondes, den er nicht begreifen konnte, vor allem aber entfalteten die Mondfinsternis und Sonnenfinsternis oft genug eine panikartige Stimmung. Diese ungewöhnlichen Vorgänge am Himmel konnte man sich nur so deuten, daß böse Dämonen die Gestirne verschlingen, eine Vorstellung, die wir bei allen jungen Völkern finden können. Wir hören, daß sie voller Angst in Höhlen flüchteten, wenn eine Finsternis einsetzte oder daß sie mit allen möglichen Lärminstrumenten den bösen Geist an seinem Tun zu hindern suchten. So wird schon ganz früh gerade der Vorgang am *Himmel* im dämonistischen Sinne gesehen und es schleicht sich eine *Furcht* vor dem Gestirn ein, dessen Dämon jeden Augenblick unliebsam in das irdische Geschehen eingreifen kann.

Mit fortschreitender Kultivierung werden die Anschauungen zwar auf eine höhere Warte gehoben, die *Sterndämonen* werden durch *Sterngötter* ersetzt, aber im Halbbewußtsein und Unterbewußtsein bleibt die uralte Dämonie doch erhalten und durchtränkt den Stern glauben bis heute. Mit den allmählich genauer werdenden Himmelsbeobachtungen, insbesondere mit der Entdeckung der Wandelsterne und ihres Laufs in dem umgrenzten Himmelsbezirk des Tierkreises

konzentriert sich der astrologische Glaube ganz überwiegend auf diese Planeten, denen Sonne und Mond beigezelt werden, da sie ja in derselben Ekliptik sich bewegen, sowie auf diesem Tierkreis selbst, dessen Sternbilder jetzt konstruiert und in direkte Beziehungen zu den Planeten gebracht werden, während der übrige Fixsternhimmel in seiner astrologischen Bedeutung mehr und mehr zurücktritt.

In dieses umgrenzte Himmelsgebiet wird nun aber auch alles, was denkbar ist, hineingeheimnist, nach Diodor (zitiert nach Henseling) sagten schon die Chaldäer der beginnenden römischen Kaiserzeit:

„Durch eine göttliche Vorsehung sei das All geordnet und ausgebildet worden, und noch jetzt seien alle Veränderungen am Himmel nicht Wirkungen des Zufalls, auch nicht innerer Gesetze, sondern eine unwandelbar gültige Entscheidung der Götter. . . Die Planeten nennen sie Verkünder, weil, während die anderen Sterne nie von ihrer ordentlichen Bahn abirren, jene allein ihre eigene Bahn gehen und eben damit die Zukunft andeuten und den Menschen die Gnade der Götter kundgeben. . . Bald seien es heftige Stürme, was sie anzeigen, bald ungewöhnlich nasse oder trockene Witterung, zuweilen Erscheinungen von Kometen, Sonnen- und Mondfinsternisse, Erdbeben, überhaupt Veränderungen jeder Art im Luftraum, welche Nutzen oder Schaden bringen, nicht nur für ganze Völker und Länder, sondern auch für Könige und sogar für gemeine Leute. . . Die Planeten seien es, die bei der Geburt eines Menschen den stärksten Einfluß auf seine glücklichen und unglücklichen Schicksale haben, ihre Eigenschaften kämen hauptsächlich in Betracht, wenn man das Wesen und das künftige Leben der Geborenen erforschen wolle.“

Also schon diese Zeit kannte eine ziemlich detaillierte Astrologie. Bis ins Einzelne und geradezu Kleinliche wurde das System der Entsprechungen aber erst im Mittelalter und der Renaissance getrieben, sodaß schließlich kein Gebiet menschlicher Betätigung, ja sogar am Körper des Menschen nicht ein Glied blieb, welche nicht speziellen Gestirneinflüs-

sen unterworfen gewesen und dementsprechend von astrologischen Vorhersagen überschüttet worden wäre. Selbst alle Wissenszweige, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Chemie, Hüttenwesen, Medizin waren gestirngläubig und liefen am Gängelband des Chaldäertums.

Sehen wir uns als erstes einmal die sieben Planeten etwas an.

In dem um 1500 entstandenen „Hausbuch“, einem von einem unbekanntem Künstler illustrierten kulturhistorisch sehr beachtlichen Werk sagt der Verfasser des Textes von dem Planeten *Saturn*:

*Saturnus bin ich genannt
Der höchst planet wol bekannt
Naturlich bin ich trucken und kalt
Mit meinen wercken mannigfalt
So ich in meinen bewesern stan
Dem stainpock und dem wassermann
Den thun ich schaden in der Welt
Bade in wasser und in velt
Mein erhobung in der wage ist
Im wider walle ich zu der frist
Und mag die zwelff zeichen
In dreißig jaren durchreichen*

Seine „Kinder“ sehen wir auf dem Bilde als eine recht trübe Gesellschaft dargestellt: Diebe im Block, Rad und Galgen auf einer Anhöhe, der ein Verbrecher zur Hinrichtung zugeführt wird, ein verkrüppeltes altes Weib, das sich mühsam an Krücken fortbewegt, der Totengräber, ein Schinder, der ein Pferd ausweidet, während ihm ein Schwein zusieht, aber auch einen etwas versöhnenden Anblick: im Hintergrund pflügt der Landmann. Auf einer Darstellung der Planeten durch Hans Sebald Beham sehen wir diesen Personenkreis noch durch den Mönch, Männer, die am Ziehbrunnen Wasser schöpfen und waschende Frauen am Fluß vervollständigt. „Boßhaftig sein die Kinder mein“, läßt Beham den Saturn sagen.

So ist alles, was sich mit der Erde irgendwie beschäftigt oder was berufsmäßig mit dem Wasser zu tun hat, ebenso ein Saturnuskind als die aus irgendwelchen Gründen Unbeholfenen, Langsamen, dadurch wesentlich die Krüppel und Bettler, und von diesen Leuten, den Fahrenden bis zum Dieb und sonstigen Verbrecher war kein weiter Sprung. Also werden auch sie einbezogen. Aber es gibt auch edlere Naturen, die von Saturn regiert werden: alle „Melancholiker“ gehören ihm zu, und da man damals glaubte, daß die Beschäftigung mit der Wissenschaft, speziell der Meßkunst jeglicher Form „melancholisch“ mache, so fallen die Astronomen, Geographen, ferner die Architekten und Bauleute unter seine Gefolgschaft. Die Bauleute gehören auch noch aus einem zweiten Grunde zum Saturn; sie beschäftigen sich mit Holz und Stein, Materialien, die wie das trübe kalte, schwere Metall Blei als ausgesprochen „saturnisch“ gelten, wie ihm von den „Elementen“ (Erde, Feuer, Wasser, Luft) das Wasser zukommt und von den Tieren der mit dem Tod viel in Verbindung gebrachte Rabe, das erdwühlende Schwein, der Drache. Sein Wochentag ist der Samstag, seine „Häuser“ im Tierkreis für den Tag beziehungsweise die Nacht Steinbock und Wassermann, Winterbilder, wo also die irdische Natur in Tod und Schlaf befangen ist. Sein Einfluß wird — wie bei allen Planeten entsprechend — bei seinem Verweilen in diesen Häusern vermehrt, da die Sterne dieser Bilder dem Saturn gleichsinnig wirken, indem die sich mit den Saturnstrahlen vereinigenden Widder- und Steinbockstrahlen eine Verstärkung bedeuten. Stand er in Opposition zum Mond, so war sein Einfluß ganz besonders ungünstig. Von den Edelsteinen, die im Aberglauben eine vielfältige Rolle spielen, ist ihm und dem Steinbock der Chalzedon verwandt, der aber andererseits auch als Glücksstein gelten kann. Auch der uralte Dämonismus kommt bei diesem Planeten zu seinem Recht. Das Ende des 16. Jahrhunderts erschienene Lehrbuch für Teufels- und Geisterbeschwörer „Fausts dreifacher Höllezwang“ unterstellt ihm eine Unmasse von Geistern. Im

Hexenhammer wird über die Beziehung zum Dämonismus gesagt:

„Es gibt Leute, die . . . halten geschmolzenes Blei über den Kranken und gießen es dann in eine Schüssel voll Wasser, und wenn sich eine gewisse Figur bildet, dann urteilen sie, die Krankheit sei durch Hexerei gekommen. Auf die Frage, ob eine solche Figur entstehe durch die Macht der Dämonen oder durch natürliche Kraft, pflegen manche, die solches tun, zu antworten, durch den Einfluß des Saturn auf das Blei, weil er sonst böse ist, wie auch die Sonne über dem Golde durch ihre Kraft Hexerei anzuzeigen pflegt.“

Ein wenig sympathisches Bild zeigt uns der alte Herr Saturn, der übrigens von der bildenden Kunst auch oft genug als alter, an der Krücke gehender Mann dargestellt wird. Und warum tut er das? Na, er ist nun einmal der fernste und langsamste der Planeten, schleicht in ganzen dreißig Jahren nur einmal seine Bahn, also muß er auch auf Erden einen bindenden, hemmenden, einschränkenden, niederdrückenden Einfluß entfalten.

Planet *Jupiter* ist wesentlich sympathischer, seine Kinder sind glücklich und froh, lieben die Jagd, sind tugendhaft und ergeben sich auch gerne ernstem Gelehrtentum oder sind als Richter tätig.

*Jupiter tugenthafft und gut
Meine kind weyss/zuchtig wolgemut
Ich kann in zwelff Jahren
Des gantzen himels lauff umbfahren*

überschreibt Beham seinen Stich, der im Hintergrund eine fröhliche Jagd, zum Vordergrund hin einen gerade ein Urteil aussprechenden Richter und ganz vorne den unter seinem Thronhimmel sitzenden, von den Kardinälen umgebenen Papst zeigt, der dem seinen Fuß küssenden Kaiser die Krone aufsetzt. Das dem Jupiter zugeteilte Element ist die Luft, seine Häuser der Schütze und die Fische, sein Tag der Donnerstag. Seine Konjunktion mit Venus galt, wie wir sahen,

schon den Babyloniern als glückbringend und neueren Untersuchungen nach ist seine Konjunktion mit Saturn in den Fischen wohl der Stern Bethlehems gewesen, dagegen gilt er in der astrologischen Medizin als hemmend. Bei Konjunktionen mit Saturn sollte im übrigen darauf geachtet werden, welcher von beiden Sternen höher stand, denn dessen Einfluß war der bedeutendere.

Mars aber hat wieder eine recht anrühige Kinderschar.

*Mars kinder machen manchen hass
Wissen nit wie / warumb / und wass
In Siben hundert acht und zwentzig tagen
Mag ich mich durch die wolken tragen*

lautet die Überschrift zu Behams Bildbericht, der im Hintergrund ein von der Soldateska überfallenes brennendes Gehöft zeigt, vor dem die verzweifelten Bewohner fliehen, während die Reisigen ihre Kühe fortreiben. Links haben Räuber im Walde Menschen überfallen und nackt an Bäume gebunden, während sich im Vordergrund eine Gruppe von Männern mit Schwert, Speiß und geschwungenem Spaten anfällt, eine Frau vergeblich die Kämpfenden zu trennen sucht und Kinder entsetzt davonlaufen. So üben seine Kinder alle nur erdenkbare Gewalttat, andererseits gehören zu ihnen aber auch die besseren Kampfnaturen und „Martialischen“. Seine Häuser sind Widder und Skorpion, der Dienstag ist ihm zugeordnet, als Element das Feuer, die rote Farbe ist sein eigen. Im ganzen ein unheilbringender, aufreißerischer, feindlicher Stern.

Der ihm verbündete Edelstein ist der Amethyst, der gerade vom Krieger — sogar mit Bestimmtheit noch im ersten Weltkrieg! — als glückbringendes Amulett getragen wurde, andererseits auch geeignet ist, den ihn tragenden Marsmenschen sanfter und milder zu machen, als dessen hitziger Natur entspricht.

Noch die ersten Astronomen, die die neu erfundenen Fernrohre auf den Mars richteten, zum Beispiel Athanasius Kircher, geben stark astrologisch durchtränkte Beschreibungen

Hexenhammer wird über die Beziehung zum Dämonismus gesagt:

„Es gibt Leute, die . . . halten geschmolzenes Blei über den Kranken und gießen es dann in eine Schüssel voll Wasser, und wenn sich eine gewisse Figur bildet, dann urteilen sie, die Krankheit sei durch Hexerei gekommen. Auf die Frage, ob eine solche Figur entstehe durch die Macht der Dämonen oder durch natürliche Kraft, pflegen manche, die solches tun, zu antworten, durch den Einfluß des Saturn auf das Blei, weil er sonst böse ist, wie auch die Sonne über dem Golde durch ihre Kraft Hexerei anzuzeigen pflegt.“

Ein wenig sympathisches Bild zeigt uns der alte Herr Saturn, der übrigens von der bildenden Kunst auch oft genug als alter, an der Krücke gehender Mann dargestellt wird. Und warum tut er das? Na, er ist nun einmal der fernste und langsamste der Planeten, schleicht in ganzen dreißig Jahren nur einmal seine Bahn, also muß er auch auf Erden einen bindenden, hemmenden, einschränkenden, niederdrückenden Einfluß entfalten.

Planet *Jupiter* ist wesentlich sympathischer, seine Kinder sind glücklich und froh, lieben die Jagd, sind tugendhaft und ergeben sich auch gerne ernstem Gelehrtentum oder sind als Richter tätig.

*Jupiter tugenthafft und gut
Meine kind weyslzuchtig wolgemut
Ich kann in zwelff Jahren
Des gantzen himels lauff umbfahren*

überschreibt Beham seinen Stich, der im Hintergrund eine fröhliche Jagd, zum Vordergrund hin einen gerade ein Urteil aussprechenden Richter und ganz vorne den unter seinem Thronhimmel sitzenden, von den Kardinälen umgebenen Papst zeigt, der dem seinen Fuß küssenden Kaiser die Krone aufsetzt. Das dem Jupiter zugeteilte Element ist die Luft, seine Häuser der Schütze und die Fische, sein Tag der Donnerstag. Seine Konjunktion mit Venus galt, wie wir sahen,

schon den Babyloniern als glückbringend und neueren Untersuchungen nach ist seine Konjunktion mit Saturn in den Fischen wohl der Stern Bethlehem gewesen, dagegen gilt er in der astrologischen Medizin als hemmend. Bei Konjunktionen mit Saturn sollte im übrigen darauf geachtet werden, welcher von beiden Sternen höher stand, denn dessen Einfluß war der bedeutendere.

Mars aber hat wieder eine recht anrühige Kinderschar.

*Mars kinder machen manchen bass
Wissen nit wie I warumb I und wass
In Siben hundert acht und zwentzig tagen
Mag ich mich durch die wolken tragen*

lautet die Überschrift zu Behams Bildbericht, der im Hintergrund ein von der Soldateska überfallenes brennendes Gehöft zeigt, vor dem die verzweifelten Bewohner fliehen, während die Reisigen ihre Kühe forttreiben. Links haben Räuber im Walde Menschen überfallen und nackt an Bäume gebunden, während sich im Vordergrund eine Gruppe von Männern mit Schwert, Speiß und geschwungenem Spaten anfällt, eine Frau vergeblich die Kämpfenden zu trennen sucht und Kinder entsetzt davonlaufen. So üben seine Kinder alle nur erdenkbare Gewalttat, andererseits gehören zu ihnen aber auch die besseren Kampfnaturen und „Martialischen“. Seine Häuser sind Widder und Skorpion, der Dienstag ist ihm zugeordnet, als Element das Feuer, die rote Farbe ist sein eigen. Im ganzen ein unheilbringender, aufrehrerischer, feindlicher Stern.

Der ihm verbündete Edelstein ist der Amethyst, der gerade vom Krieger — sogar mit Bestimmtheit noch im ersten Weltkrieg! — als glückbringendes Amulett getragen wurde, andererseits auch geeignet ist, den ihn tragenden Marsmenschen sanfter und milder zu machen, als dessen hitziger Natur entspricht.

Noch die ersten Astronomen, die die neu erfundenen Fernrohre auf den Mars richteten, zum Beispiel Athanasius Kircher, geben stark astrologisch durchtränkte Beschreibungen

gen dieses Planeten. Da soll er in feurig rotem Licht drohende Flammen ausspeien, flüssiges Pech und Schwefel enthalten, überhaupt die reinste Hölle sein. Entsprechend seiner hitzigen trockenen Natur wird er denn auch folgerichtig für Dürre, Trockenheit, Blitze, plötzliche schwere Gewitterstürme verantwortlich gemacht. Auch ihm sind selbstredend Dämonen untergeben, häßliche Kerle in Gestalt von Feuerflammen, stets in Unruhe, teils von scheußlicher Gestalt beispielsweise mit vielen Köpfen. Das Hausbuch beschreibt ihn:

„Mars beherrscht Unglück und Krieg, den Tag des Dienstags, die Nacht des Freitags, das Element des Feuers, unter den Metallen das Eisen, Steine: Jaspis, Hematites. Farbe rot; Geschmack bitter; Geschlecht männlich; Körperteile: Leber, Adern, Nieren, Galle, linkes Ohr; Temperament choleric; Qualität warm und trocken; Tageszeit: Nacht; Lebensalter vom 42 bis 57 Jar.“

Seine Erhöhung ist im Steinbock, seine Erniedrigung im Krebs. Bei Konjunktionen sind die Schicksale der Marskinder betrüblich zu hören: steht er in Opposition zu Sonne und Mond oder im Geviertschein mit ihnen, dann wird ihnen der Kopf abgeschlagen, kulminiert Mars, wird man sie vierteilen, steht er aber in Verbindung mit den Zwillingen oder Fischen, dann hackt man ihnen immerhin noch die Hände oder Füße ab.

Die Sonne, der glanzvollste Planet, der Glück und Freude bringt, ist bezeichnenderweise männlich, ihr Tag natürlich der Sonntag, ihr Element wie bei Mars das Feuer. Als Edelstein besitzt sie den Heliotrop, was übersetzt Sonnenwender heißt; man nahm an, daß er die Eigenschaft habe, die Sonne abzuwenden, das heißt unsichtbar zu machen. Ihr Metall ist das Gold, wie zu denken ist. Sie hat nur ein Haus, den Löwen und entfaltet in ihm auch ihre höchste Kraft (Hundstage!).

*Die Sonne man mich nennen sol
Der myttelst planet byn ich wol
Warm und trucken kan ich sein*

*Natürlich gantz mit meinem schein
Der lawe¹ hot meines hawses creyss
Dorynne bin ich voste heiss²
Doch ist saturnus stetiglich
Mit seiner kelde weder mich*

wird sie uns beschrieben, und Beham meint zu seinem Bilde

*Die Sunn über aller Planeten schein
Recht freuntlich sein die kinder mein
Inn 365 tagen behent
Durch lauffe ich die firmament.*

Vor einem prächtigen Palast vergnügen sich Männer mit Fechtübungen, während geschmückte Damen von einem Balkon zusehen, ein Priester liest in einer ebenso schönen Kirche die Messe, im Vordergrund vergnügen sich Krieger mit Ringkampf, Wettlauf und Steinstoßen. Ähnliches zeigt uns der Hausbuchmeister im Hintergrund seiner Illustration, und auch bei ihm fehlt der fromm in der Kirche betende Priester nicht, daneben sieht man im Garten ein tafelndes Paar, dem Musikanten aufspielen. Die Sonnenkinder sind also fromm, üben Barmherzigkeit, treiben Leibesübungen aller Art und sind Musikfreunde.

Mancherlei merkwürdiger Volksaberglaube rankt sich noch heute um die Sonne; so darf ein Mädchen beispielsweise nicht nackt im grellen Sonnenlicht durch wogendes Getreide gehen, sonst kommt sie in Hoffnung. Nun, die Gefahr ist wohl nicht groß, denn diese Sitte dürfte nicht allgemein üblich sein.

Ihr Einfluß auf die anderen Gestirne ist mächtig, kommt sie in den Bereich eines derselben, so verstärkt sie seinen Einfluß; auch wenn sie in Opposition steht, ist sie ein erheblicher Faktor, wie wir bei Mars sahen.

Zahlreich sind die Amulette, die sich der Sonnenglaube geschaffen hat. Sie bestehen — aber nicht immer — aus Gold

¹ lawe = Löwe.

² Besonders heiß.

und sind außer mit astrologischen Emblemen nicht selten mit sogenannten „magischen Zahlenquadraten“ geschmückt. Ich gebe nach W. Ahrens ein solches Quadrat wieder:

| | | | | | |
|----|----|----|----|----|----|
| 6 | 32 | 3 | 34 | 35 | 1 |
| 7 | 11 | 27 | 28 | 8 | 30 |
| 19 | 14 | 16 | 15 | 23 | 24 |
| 18 | 20 | 22 | 21 | 17 | 13 |
| 25 | 29 | 10 | 9 | 26 | 12 |
| 36 | 5 | 33 | 4 | 2 | 31 |

Hier sind sämtliche Zahlen von 1 bis 36 so vereinigt, daß sich bei Addieren aller sechs waagerechten und senkrechten Reihen, sowie beider Diagonalen stets die Summe 111 ergibt. Ein solches Quadrat aus 6 mal 6 gleich 36 Zellen war seitens der Astrologie speziell der Sonne zugeordnet — jedem Planeten gehörte ein derartiges Quadrat zu, dem Mond beispielsweise eins aus 9 mal 9 gleich 81 Zellen — und das ganze war wieder der hebräischen Kabbala, einer speziellen Geheimwissenschaft, über die später in anderem Zusammenhang noch einiges zu sagen sein wird, verknüpft. Sie ist eine eigenartige Spielerei mit Zahlen und Worten. So findet sich auf dem Amulett, welches obiges Quadrat zeigt, das Wort „Nachyel“. Dieses Wort hat aber in der Kabbala den Zahlenwert 111, denn den einzelnen hebräischen Buchstaben entspricht jeweils eine bestimmte Zahl und diese ergeben addiert im Wort Nachyel den Wert 111, in der Kabbalistenprache „Intelligenz der Sonne“.

Daß die Sonne „über dem Golde durch ihre Kraft Hexerei anzuzeigen plegt“, also ebenfalls in den Dämonismus einbezogen wird, hörten wir oben schon.

Von Frau *Venus* erzählt uns die astrologische Bilderserie Behams

*Venus kind sind frölich geren
Bulschaft liebt yhn für als auff eren
Inn 365 tagen gering
Ich meinen gantzen lauff verbring.*

In dem parkartigen Garten einer großen Beszung sehen wir eine Menge Liebespaare, die teils in einer offenen Halle tafeln, teils im Garten spazieren gehen, während einige von ihnen in einem Teich gemeinsam baden. Drei Paare des Vordergrundes sind in verliebter Unterhaltung begriffen oder vergnügen sich mit Musik. Auch die Tanzfreudigen, die Gaukler, die Kartenspieler rechnet man zur Gefolgschaft der *Venus*. Stets sind die *Venus*kinder harmonische Menschen, schön gebaut mit angenehmen Rundungen, kleinen rosigen Ohren, freundlichen Augen, anmutig und liebenswürdig.

Aber so sind sie nur, wenn *Venus* allein ihre Geburtsstunde beherrschte. Stand sie in Konjunktion mit *Mars*, dann sind die Kinder sehr sinnlich, sogar ausschweifend, die Konjunktion mit *Saturn* bringt kalt-sadistische *Venus*kinder hervor, dagegen sichert die günstigste Konjunktion, die mit der Sonne, eine glückliche Ehe. Daß ihre Konjunktion mit *Jupiter* eine günstige war, glaubte schon Babylon.

Ihr Element ist die Luft, ihr Tag der Freitag, ihre Häuser Waage und Stier. Als Edelstein ist ihr und der Waage der Sarder (brauner Chalzedon) zuständig.

Mercur (siehe Tafel nach Seite 48, Nr. 3), der in den Zwillingen und in der Jungfrau sein Domizil hat, ist der Mittwoch geweiht. Er schützt die Künste und Wissenschaften:

*Mercurius kind sind künstenreich
An behendigkeyt ist yhn nymant gleich
Inn 365 tagen lanng
Verbring ich meinen lauff und gang*

sagt Beham und führt uns in eine mittelalterliche Stadt, in deren Straßen Kaufläden geöffnet sind. An einem Tisch unter einem offenen Gewölbe sitzt der Arzt, vor ihm das aufgeschlagene Buch, eifrig beschaut er das Uringlas. Neben ihm sind am gleichen Tisch zwei Astrologen mit der Erd-

kugel beschäftigt. Der Maler sitzt vor einer Staffelei, ein Farbenreiber bereitet ihm eifrig die Farben. Im Vordergrund schnitzt der Bildhauer an einer Holzfigur, ein Kaufmann rechnet, sein Schreiber notiert, während ein Orgelspieler durch seinen Gehilfen an den Blasebälgen unterstützt wird. Merkurs Element ist das Wasser, sein Edelstein der Chrysolith, der auch Beziehungen zum Sternbild der Jungfrau hat. Im ganzen nimmt Merkur eine zwiespältige Stellung ein; bald ist er günstig, bald ungünstig.

Der letzte Planet, *Mond*, ist weiblich (siehe Tafel nach Seite 48, Nr. 1). Ihm ist das Silber untertan, sein Element die Erde, sein Tag der Montag. Er ist der lebhafteste, beherrschende der Planeten, daher auch seine Kinder regsame, bewegliche Naturen sind.

Luna kind man nicht zemen kan

Ihre kind seind nyemandt unterthan

In Acht und zwanzig tag und nacht

Wirt auch mein gantzer lauff verbracht

sagt Beham und das mittelalterliche Hausbuch führt „Leuffer, gauckler, fischer, marnen (Seeleute), farnschuler (Fahrende Schüler), vogler, maler, pader (Bader) und was mit wasser sich ernert“ als Mondkinder auf. Dementsprechend werden sie denn auch im Bilde gezeigt: bei Beham eine offene Landschaft, im Hintergrunde das Meer mit einem Schiff am Ufer, Seeleute stehen am Lande vor einem Barbierladen, im Vordergrund fließt ein Wasser, in dem der Bootsmann den Kahn führt, Fischer mit Netzen und Angeln beschäftigt sind, und am Lande ein kornbeladener Esel zur Mühle getrieben wird. Noch umfangreicher ist das kleine Bild des Hausbuchmeisters, der zu den genannten Berufen noch den Vogelsteller, Gaukler und Jahrmarktschausteller hinzufügt.

Von je war natürlich der ständige Phasenwechsel des Mondes besonders aufgefallen, sein unausgesetztes Schwinden und Wachsen. So ist er schnell zum Regler auch der irdischen Wachstumskraft geworden und in dieser Eigenschaft breit in den Aberglauben übergegangen, wobei grundsätzlich jedes

Werk, das gedeihen soll, bei zunehmendem Monde vorgenommen werden muß und umgekehrt. Als Regler der Fruchtbarkeitsverhältnisse kam der Mond in Verbindung mit Ostern, dem Frühlingsfest, der Zeit der wieder erwachenden und sich vermehrenden Natur. Es ist interessant, daß auch unser Osterhase, der die Fruchtbarkeitssymbole, die Eier, legt, hier seinen Ursprung hat. Bekanntlich zeigt unser Trabant in seiner hellen Scheibe mehrere dunkle Flecken und ein Teil dieser Flecken läßt sich ohne große Phantasie zum Umriss eines Hasen ergänzen. Nicht nur bei uns ist diese Deutung vorhanden, wir sehen ähnliches auch bei den Chinesen und Indern.

Es ist selbstverständlich, daß man den Mond als Fruchtbarkeitsplaneten im Volksglauben auch in sehr enge Verbindung mit dem weiblichen Sexualleben gebracht hat und heute noch bringt. Schon im Altertum sprach man ihm wesentliche Bedeutung für den Ablauf der Geburt zu, und wieder ist es natürlich der zunehmende Mond, der sie erleichtert, während der abnehmende sie behindert. Auch die Empfängnis und die Geschlechtsbestimmung des Kindes regelt er: bei zunehmendem Monde wird ein Knabe empfangen, bei abnehmendem ein Mädchen. Bei den Südslawen darf ein Mädchen nicht unbekleidet bei Vollmond im Freien schlafen, sonst kommt sie in Hoffnung und derartige Kinder besitzen das zweite Gesicht. Aber auch dem Liebhaber hilft er; denkt derselbe in Vollmondnächten intensiv an die Geliebte, so lockt er sie dadurch ans Fenster.

Römische Kaiser überließen sich nur bei wachsendem Monde den Händen ihres Barbiers, Heilpflanzen dürfen nur bei Mondlicht geerntet werden — wir hörten dies oben schon für Koreas Wunderwurzel Ginseng — bestimmt. Pflanzen dürfen nur bei zunehmendem Mond gepflanzt werden, sonst gedeihen sie nicht, Warzen können nur bei abnehmendem Mond vertrieben werden. Sogar eigene Mondstationen haben verschiedene Völker diesem Gestirn geschaffen, kleine Fixsterngruppen, in denen er sich bei seinem Umlauf je einen

Tag aufhält. Die Chinesen unterscheiden achtundzwanzig derartige Mondhäuser. In unserer Astrologie aber besitzt er nur ein Haus, den Krebs.

Auch die Dämonenlehre nimmt Frau Luna für sich in Anspruch, wie der Hexenhammer ausführt:

„Daß die Dämonen nach gewissen Zunahmen des Mondes die Menschen beunruhigen, geschieht aus zwei Gründen, erstens, darum, daß sie die Kreatur Gottes schänden, nämlich den Mond, wie Hieronymus und Chrysostomus sagen; zweitens, weil sie nicht handeln können ohne die Vermittlung der natürlichen Kräfte . . . deshalb erwägen sie die Geschicklichkeit der Körper zur Herbeiführung von Wirkungen; und weil das Gehirn der feuchteste aller Teile des Körpers ist, wie Aristoteles sagt, und mit ihm alle Naturforscher, deshalb ist es am meisten der Macht des Mondes unterworfen, weil dieser durch seine eigentümliche Beschaffenheit die Fähigkeit hat, Flüssigkeiten zu bewegen. Im Gehirn aber werden die Kräfte der Seele vollendet; und darum stören die Dämonen je nach dem Zunehmen des Mondes die Phantasie des Menschen, wenn sie sehen, daß sein Gehirn dazu gut disponiert ist.“

So ist schon allein bei den Planeten ein bis ins einzelne ausgearbeitetes System ihrer Wirkungen und irdischen „Entsprechungen“ ausgebaut worden. Ihr Aufgang und ihre Kulmination sind von höchster Bedeutung, denn dann entfalten sie ihre stärkste Kraft, auch die Konjunktionen sind Momente höchster gegenseitiger Kräftesteigerung, stehen sie aber in Opposition, so sind sie einander feindlich und schwächen ihre Wirkungen ab. Dann nämlich strahlen sie sich entgegen, während sie bei den Konjunktionen parallel strahlen und sich dadurch gegenseitig unterstützen. Günstig ist auch der Gedrittschein und Gesechtschein, verringernd macht sich der Geviertschein geltend. Auch die Spezialkräfte der Bilder des Tierkreises beleben sie, insbesondere wenn es sich um ihre eigenen Häuser handelt, denn dann ist wieder der Fall gegeben, daß die Planetenstrahlen mit den Strahlen der be-

treffenden Fixsterne einen gleichartigen Lauf nehmen. Als besonders mächtig galt die Konjunktion Jupiter-Saturn, die seltenste, sie wird geradezu die goldene (Conjunctio aurea) genannt.

Daß die Planeten in ihren eigenen Häusern auch selbst einen Machtgewinn zu verzeichnen haben, versteht sich. Andererseits gibt es innerhalb der Ekliptik für jeden Wandelstern noch einen Punkt allerhöchster und allerniedrigster Wirkung überhaupt. Diese Punkte, die Erhöhungen und Erniedrigungen, liegen einander gegenüber und zwar ist je weils erhöht beziehungsweise erniedrigt:

*Sonne in Widder und Waage
Mond in Stier und Skorpion
Saturn in Waage und Widder
Jupiter in Krebs und Steinbock
Mars in Steinbock und Krebs
Venus in Fischen und Jungfrau
Merkur in Jungfrau und Fischen.*

Wirklich, die armen Astrologen hatten es nicht leicht, sie mußten überaus viel wissen und beachten! Und zu alledem kommen noch die Eigenwirkungen der Fixsterne im Tierkreis dazu. Denn wer unter einem bestimmten „Zeichen“ geboren ist, wird durch die von der Sonne mobilisierten Kräfte dieses Zeichens ebenso geformt und im voraus für seinen zu erwartenden Lebenslauf gekennzeichnet, wie von den Planeten seiner Geburtsstunde. Zeichen ist dabei nichts anderes als das augenblicklich herrschende Sternbild des Tierkreises. Wer also im Zeichen des Widders geboren ist, erblickt das Licht dieser Welt in den ersten dreißig Tagen nach der Frühlingsgleiche (31. März) und so fort. Schon sehr früh teilte die Astrologie die dreißig Grad, die jedes dieser Sternbilder umfaßt, in drei Gruppen von je zehn Grad unter, und später wurden auch diese noch gradweise eingeteilt. Schließlich war es soweit, daß jedem dieser einzelnen Grade seine ureigenen Sternegeister und astralen Wirkungskräfte zugeschrieben wurden. Über das alles hinaus unternahm man

noch eine Sonderung der einzelnen Sternbilder in Bezirke, wobei Zahl und Umfang dieser Bezirke je nach dem Bearbeiter auch noch erheblich wechselte, kurz, es herrschte eine greuliche Verwirrung, zumal sich die Kräfte benachbarter Bezirke, Sternbilder und Gradgruppen je nachdem auch noch überschneiden und dadurch gegenseitig beeinflussen konnten. Der alte Satz: warum einfach, wenn es auch kompliziert geht, hat da seine volle Gültigkeit.

Auch für diese Tierkreiskinder sei ein Beispiel gegeben: die unter dem Stier (21. April bis 20. Mai) Geborenen sind von mittlerer Statur, geistig nicht bedeutend, egoistisch, sehr leidenschaftlich. Die Männer sind furchtlos, machen Feinde schnell unschädlich, als Bräutigam sind sie eifersüchtig und haben wenig Glück in der Ehe.

Der „unter einem Zeichen Geborene“ war bis an sein seliges Ende gegängelt und beherrscht von seinem sozusagen privaten Stern, der bei seiner Geburt aufging — denn auch das glaubte man und hielt vielfach den genau über dem Geburtshaus stehenden Stern dafür —, überdies von dem Planeten, der die Geburtsstunde — nach anderer Ansicht die Empfängnisstunde — „regierte“, darüber hinaus aber auch noch von den sämtlichen anderen Wandelsternen und von den Fixsternen des Tierkreises. Für astrale Helfer und Helfershelfer war also reichlichst gesorgt. Es war auch reichlichst dafür gesorgt, daß jedes sonstige wichtige Ereignis, eine Reise, ein Geschäftsabschluß, Verlobung, Eheschließung und was auch immer im menschlichen Leben sonst eine wichtige Rolle spielen konnte, unter Diktat der Sternenwelt ablief. Denn für jedes derartige Erlebnis konnte selbstredend erneut die Sternenwelt befragt werden und Gunst oder Ungunst der Stunde eruiert werden.

Wir wollen, um den Umfang dieser „Entsprechungen“ und Beeinflussungen siderischer Natur noch etwas näher kennen zu lernen, einen Blick in die *astrologische Medizin* tun.

Auch sie findet sich bereits bei den Babyloniern, denn die

astrologische Weltanschauung forderte logisch auch die Beschäftigung mit dem kranken Körper. War der Mensch in seinem ganzen Tun und Lassen durch die Gestirnstellungen zur Zeit seiner Geburt geformt, so mußten auch seine im Laufe des Daseins zutage kommenden Krankheiten prädestiniert sein. Auch konnte man sich das Zustandekommen von plötzlichen Massenerkrankungen — speziell die Seuchen — nicht erklären, der Begriff der ansteckenden Erkrankung und ihrer Erreger, der Bakterien, ist ja erst eine neueste Errungenschaft der Medizin. Da war denn bezüglich solcher Epidemien wieder die nächstliegende Deutung, daß sie einer krankmachenden Ausdünstung eines Sterns, die sich über große Teile der Erde erstreckte, ihr Dasein verdanken. Es ist bemerkenswert, daß das heute noch für die Grippe gebrauchte Wort „Influenza“, das heißt Eingießung, auf diese uralte astrale Denkweise zurückgeht. Außerdem unterlag ja nicht nur der Mensch den Gestirnen, sondern alles, was sich auf der Erde befand, also auch die Pflanzen. Sie „entsprachen“ genau so einzelnen Sternen, wie alles übrige, und da sie den damals bekannten Arzneischatz repräsentierten, so war für die „entsprechende“ Krankheit die „entsprechende“ Heilpflanze zu wählen. Die Astrologie ist dadurch auf den Grundsatz „Similia similibus“ — ähnliche Heilmittel für ähnliche Krankheiten — eingestellt, den viel später die Homöopathie auf ihre Fahnen schrieb, und hat jahrtausendlang nach diesem Grundsatz gehandelt. Nicht nur die innere Medizin wurde diesen astrologischen Ideen unterworfen, auch die Chirurgie richtete sich ganz nach ihnen. Nicht nur der Zeitpunkt einer Operation, sogar ihre Technik unterlagen den Vorschriften der Sterndeuterei. Wie ernst man es damit nahm, geht daraus hervor, daß der berühmte Hammurabi (um 1950 v. Chr.) einem Chirurgen, der vor der Operation nicht die Sterne befragt hatte, als Strafe das Abhacken beider Hände androhte. Die Verschmelzung der Heilkunde mit der Astrologie mußte umso näher liegen, als der Priester gleichzeitig auch der Arzt war, dieser Begriff des Priesterarztes

blieb ja noch lange nach Babylon auch bei anderen Völkern in Geltung.

Bei den Babyloniern entsprach das Herz der Sonne, die Wirbelsäule dem Mond, der Unterleib dem Merkur, der Kopf dem Jupiter, später beschreibt Ptolemäus sehr eingehend den Zusammenhang zwischen den Planeten mit den Erkrankungen der einzelnen Organe und den zugehörigen Heilkräutern. Ganze Tabellenwerke solcher Entsprechungen wurden verfaßt und die Kranken nach ihnen behandelt.

Schon im Altertum gab es wahre Akrobaten der astrologischen Medizin, wie beispielsweise in der Zeit Neros einen gewissen Crinas aus Marseille. Er schuf eine astrologische Lehre der Diät, die Patienten hatten ihre Speisen und Arzneien unter genauer Einhaltung astrologischer Stundentafeln einzunehmen, waren also den ganzen Tag über wohlthuend beschäftigt, was so manche „Kranke“ allzugern haben und weshalb auch geschickte moderne Kurpfuscher oft so beliebt und „erfolgreich“ sind. Crinas hat jedenfalls gut verdient. Schon zu Lebzeiten stiftete er 1 200 000 Mark zum Bau einer Stadt und eine gleiche Summe hinterließ er zum Bau der Stadtmauern von Marseille.

Das Mittelalter baute die astrologische Medizin weitgehend aus, Zahl und Wichtigkeit der Entsprechungen wuchsen, auch die Wahl der Heilmittel unter astrologischem Blickwinkel vermehrte sich erfreulich: Petrus Albano wählte zum Beispiel zu dem damals sehr beliebten Brennen nur eiserne Instrumente, weil dieses Metall dem Mars untertan war und Mars ein der Chirurgie günstiger Planet war.

Tycho Brahe unterstellt das Herz — die Wärmequelle des Körpers! — der Sonne, das Gehirn dem Monde, die Milz dem Saturn, die Leber dem Jupiter, die Gallenblase dem Mars, die Niere der Venus und die Lunge dem Merkur. Im 16. Jahrhundert glaubt ein Wittenberger Professor beobachtet zu haben, daß jedesmal, wenn die Pest in der Stadt Brandenburg ausbricht, Saturn und Mars im Steinbock oder Krebs stehen.

Einer der nennenswertesten Förderer der astrologischen Medizin war Theophrastus Paracelsus von Hohenheim aus dem schwäbischen Adelsgeschlecht der Bombaste (Banbast^e), der 1493 geboren wurde und 1541 starb. In der Geschichte der Medizin ist er eine viel umstrittene Persönlichkeit. Lange hat man ihn als ganz gewöhnlichen Kurpfuscher angesehen. Dann hat 1848 der rheinische Arzt J. G. Rademacher in einem hochinteressanten Werk eine, allerdings zum Teil erheblich mißglückte, Ehrenrettung des Paracelsus versucht, und auch in neuester Zeit hat man ihn als spätmittelalterlichen Arzt und Forscher ersten Ranges darzustellen versucht. Die Wahrheit dürfte vielleicht in der Mitte liegen, jedenfalls kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß man den guten Paracelsus heute ebenso überschätzt, wie man ihn früher unterschätzte. Eins ist sicher: er ist Bahnbrecher astrologisch-medizinischer Methoden und spielt auch in der alchemistischen Denkweise eine Rolle, wie wir später noch sehen werden.

Paracelsus muß ein recht unangenehmer Zeitgenosse gewesen sein, seine Grobheit, speziell der lieben Kollegenschaft gegenüber, scheint einen Gipfelpunkt darzustellen. Seine Tätigkeit übte er jahrzehntelang in einem unstäten Wanderleben aus. Alle medizinischen Autoritäten des Altertums und Mittelalters verwarf er und hielt sich nur an seine eigenen Beobachtungen und Experimente. Zweifellos hat er durch dieses Verhalten einen wohlthuend frischen Wind in die arg danieder liegende Medizin seiner Zeit gebracht, aber es darf nicht übersehen werden, daß er durch seinen mit den Jahren ständig zunehmenden medizinischen Mystizismus viel Schaden angerichtet hat.

Die sehr zahlreichen Schriften des Paracelsus sind infolge seiner Neigung zur Geheimniskrämerei schwer verständlich, weshalb es auch den verschiedenen Kritikern möglich ist, oft genug schwarz und weiß aus der gleichen Textstelle herauszulesen und deshalb ist auch seine Einstellung zur Astrologie nicht immer ganz klar. Es scheint, daß er — wie später der

Astronom Kepler — keineswegs *alles* glaubte, was die Astrologen behaupteten, aber im ganzen gesehen, ist Paracelsus bestimmt sterngläubig gewesen und hat danach gehandelt. Unzweideutig spricht er aus, daß die Erkennung und die Theorie der Krankheiten nicht aus den Symptomen erfolgen könne, sondern stets die Planeten zu befragen seien, auch die zur Heilung verwendete Pflanze müsse „dirigiert“ sein. Als Säulen der Heilkunst bezeichnet er Philosophie, Astronomie und Alchemie. Während er auf der einen Seite astrologischem Denken abhold ist, bricht er auf der anderen Seite wieder eine Lanze für die Sterndeuterei. Wenige Stellen aus seinen Schriften seien gegenübergestellt:

„Es ist umsonst, daß die Astronomi den Himmel stellen auf seine Geburt und ihn dadurch loben wollen, er sei im guten Gestirn geboren. Wie viel sind mehr Kinder auch geboren zur selbigen Zeit in seinem Lande und weiter, und wurden mehr Narren daraus denn Witzige. Darum ist es eine Lapperei, die Dinge also zu regieren.“ (Paracelsus meint mit dieser Stelle Christus, dem die Astrologen noch nachträglich das Horoskop gestellt hatten.) Aber andererseits sagt er:

„Es ist gewiß, daß von dem obersten Gestirn und dessen Gewalt dem Menschen des mehrteils Siechtum und Krankheit zustehen und auf die Körper fallen, doch nicht gar so behend, daß man es empfindet oder von stund an inne wird, wie den Schlag, oder von Schrecken die Fallsucht sondern sich langsam sammelt ohne alle Empfindlichkeit, bis so lange sich der angezogene Wust zusammensammelt . . . Alsdann empfindet der Mensch erst sein Gebrechen an Lähme der Glieder, an Unlust der Speise und des Getränks, item, an Empfindung des Wehtags nach einer jeden Krankheit Art und Eigenschaft, durch lange Wirkung des Gestirns, mit Hülfe anderer Zufälle in uns durch die angezogene Luft präpariert und vorbereitet.“

An anderer Stelle spricht er von der Einwirkung der Sterne auf das *M*, worunter er das Naturleben versteht: „Also sollt ihr merken, daß die Gestirne nicht inklinieren, allein wer-

giften durch ihren Dunst das *M*, durch welches wir dann vergiftet werden und geschwächt. Und also ist das *Ens astrale* das, das unseren Leib ändert zum Guten oder Bösen durch einen solchen Weg. Welcher Mensch der ist, der also genaturet ist aus seinem natürlichen Blute demselben Dunste widerwärtig, derselbe wird krank; der aber nicht wider das naturet ist, dem schadet es nicht.“

Hier scheint Paracelsus also statt einer direkten Einwirkung auf den Einzelmenschen eine indirekte Gestirnwirkung auf dem Umweg über das „Naturleben“ anzunehmen. Gewiß, eine modifizierte Astrologie, aber eben doch — Astrologie!

Ganz klar aber spricht er seine astrologische Gläubigkeit meines Erachtens in folgenden Worten aus: „Wo du das nicht kannst (die „Astronomie“), so ist all dein Ding vergebens und ist nichts; darum so stehest du Arzt da, wie eine Güle und ein Narr. Wann es nicht hilfet und ist nichts nutz, so verwunderst du dich wie ein Meerwunder und sprichst: bei Gott! da und da stehet es geschrieben, da und da hats es getan; es muß eine Plage sein von Gott, meine Kunst ist je gerecht. — Das macht, daß du ein Narr bist, kennst der Natur Concordanz nicht.“

Soviel man erkennen kann, ist der Mensch, der Mikrokosmos, für Paracelsus ein getreues Abbild des Makrokosmos, des Weltalls, der ganze Himmel wirkt im menschlichen Körper, und auch am Krankenbett denkt er in dieser Weltanschauung. Damit aber wird seine „Erfahrungs“-Medizin recht problematisch, im Grunde sucht er immer nur nach den astralen „Entsprechungen“. Interessanterweise hat er dabei einmal einen richtigen Wurf getan: für ihn waren die venetischen Erkrankungen ein Einfluß der Venus, und so glaubte er ihnen durch Merkur, das Quecksilber, entgegenwirken zu müssen, was an sich richtig war. Man sieht, auch falsche Gedankengänge können einmal zufällig auf etwas Richtiges im Endergebnis führen. Wenn also Paracelsus auch einmal gesagt hat: Helena wär eine Hur geworden, auch wenn Venus

nicht am Himmel gestanden hätte bei ihrer Geburt! — ein Sterngläubiger bleibt er doch!

Auch in der astrologischen Medizin macht sich das ganze System der Konstellationen, Kulminationen breit und schnürt alles ärztliche Tun in seine Fesseln.

Die Wirkung des Purgierens wird durch die Konjunktionen des Mondes mit Jupiter gehemmt.

Nimm keinerlei Operation an einem Gliede vor, wenn der Mond in dem Zeichen steht, dem das Glied zugehört, sagt ein mittelalterliches astrologisches Regelbuch und eines der „Planetenbüchlein“, welche der Belehrung des gemeinen Mannes dienten, spricht sich neben unzähligen sonstigen Dingen, die durch das Sternbild des Widders beeinflusst werden, medizinisch wie folgt aus:

*Im Widder lass¹, doch nicht zum Haupt,
So seynd schweißbad auch erlaubt.
Für böse Feuchtigkeit das merck
Die an sich ziehend Krafft und Starck
Und dann auch reuch, gurgel und spey
Die Nägel beschneid, ob dirs not sey.*

Ganz besonders der hochbeliebte Aderlaß unterlag minutiöser astrologischer Vorschrift, war er doch fast ein Allheilmittel und hielt sich bis in das 19. Jahrhundert. Es war sozusagen Mode, sich alljährlich wenigstens einmal einen Aderlaß machen zu lassen, und bei Krankheiten war er das A und O der Medizin. Aber der Sternglaube hielt es keineswegs für gleichgültig, wo zu einem gegebenen Zeitpunkt die Ader geschlagen wurde. Er teilte vielmehr den Körper genau nach den Tierkreiszeichen ein und durfte im Widdermonat nur am Kopf zur Ader gelassen werden, im Stiermonat nur am Hals und so fort bis zu den Füßen herab (siehe Tafel nach S. 48, Nr. 2). Um dem lieben Publikum die Vorschrift zu erleichtern, ist deshalb jeder Kalender dieser Zeit mit dem Laßmännlein oder Aderlaßmännchen geschmückt, einer

¹ lass = aderlassen.



Astrologisches Amulett
der Katharina von Medici

menschlichen Figur, an deren einzelnen Gliedern die verschiedenen Tierkreiszeichen auf die günstigen Zeiten hinwiesen.

Endlich war die Anwendung magisch-astraler Amulette in der Medizin stark im Gebrauch. Sie führten gewöhnlich den Namen Siegel, je nach dem Tierkreiszeichen wurden sie benannt und nach strengen Vorschriften hergestellt um an dem dem Zeichen entsprechenden Glied oder in der Nähe des entsprechenden inneren Organs befestigt zu werden. Diese Siegel sollten infolge ihrer magischen Herstellung die heilenden Kräfte eines Gestirns gewissermaßen in Extraktform enthalten und so nützliche Wirkung tun.

Geradezu ein Fanatiker des Aderlasses ist der Professor Johannes Stöffler gewesen, der die Sintflut von 1524 so falsch prophezeit hat; er besang ihn sogar im einem Poem und ist der größte Propagandist des Laßmännchens in den Kalendern gewesen.

Die Kalendermacherei war eine sehr wesentliche und einträgliche Arbeit des Astrologen. Die Kalender waren nicht, wie unsere heutigen, lediglich oder vorwiegend der rein wissenschaftlich fundierten Zeiteinteilung gewidmet, sondern ergingen sich der Hauptsache nach in astrologischen Prophezeihungen aller Art, darunter auch Wetterprognosen auf lange Sicht. Schon das ausgehende Römertum hatte astrologische Kalender, die sogenannte Ephemeris, gekannt, und bis in unsere Zeit hat sich die Wettervorhersage des

„Hundertjährigen Kalenders“ gerettet, dessen Gläubige auch nicht alle werden wollen. Das Interessante ist nun, daß diese modernen Jünger nicht einmal genau wissen, was der Ausdruck „hundertjährig“ bei ihrem geliebten Kalender eigentlich bedeutet. Sie sind zumeist der Meinung, mit diesem Wort sei das Wetter vor hundert Jahren gemeint, während tatsächlich besagt werden soll, daß der Kalender für die nächsten hundert Jahre voraussagen will. Die Entstehungsgeschichte des hundertjährigen Kalenders ist beachtlich.

Der für die jeweilige *Stunde* stärkste Planet war für die Sterndeuterei der „Regent“ dieser Stunde, und wir haben ja heute noch, wenn mal wieder ein Krieg ausbricht, das Wort „Mars regiert die Stunde“. Diese kurze Regierungszeit genügte aber den astrologischen Bedürfnissen nicht, war insbesondere für Kalenderprognosen ungeeignet. Deshalb gab man dem Regenten eine längere Lebensdauer, zunächst über eine Jahreszeit, schließlich über das ganze Jahr hinweg, um so in dem jeweiligen Kalender einen Hauptplaneten des Jahres aufstellen zu können, der selbstredend noch weitere Planeten als Mithelfer bekam. Nun war um 1650 ein Mauritius Knauer aus unerfindlichen Gründen auf den Gedanken verfallen, dem gerade das Jahr beherrschenden Regenten zunächst einmal der Reihenfolge nach in den kommenden Jahren die übrigen Planeten als Jahresregenten folgen zu lassen und im achten Jahre mit diesem Turnus wieder von vorne anzufangen. Weil nun das Wetter des Jahres von den Eigenschaften des hohen Regierenden abhing, ob er nämlich „trucken“ oder „naß“ oder „hitzig“ seiner gesamten persönlichen Veranlagung nach war, so mußte natürlich ein *regelmäßiger* achtjähriger Turnus der Regenten auch eine *regelmäßige* Wetterfolge in diesen Jahren zeitigen. Damit war der Hundertjährige Kalender da. Knauer hat seinen Kalender allerdings noch nicht so benannt. Das tat erst 1701 der Arzt Christoph von Hellwig, der sich kurzer Hand des nur in wenigen Exemplaren handschriftlich bekannt gewordenen Knauer'schen Elaborates bemächtigt hatte und diese Art des

Kalenders nun selbst herausgab. In der Folge sind dann eine Menge derartiger „Hundertjähriger“ gedruckt und weit verbreitet worden, da ihre Beliebtheit bedeutend war, ganz besonders bei der Landbevölkerung, deren Wetterinteresse beruflich besonders groß ist. Mehr und mehr haben sich dabei die langfristigen Wettervorhersagen dieser Kalender in eine Art von allgemeinen Witterungsregeln — die aber genau so unsicher oder falsch sind wie die „planetarischen“ — umgewandelt, aber der alte Sterndeuter guckt uns doch überall aus den Blättern entgegen.

In der oben gegebenen Zusammenstellung einiger himmlischer Schauergeschichten aus der Schedel'schen Chronik ist auch mehrfach die Rede von „Blutregen“ gewesen. Ich will deshalb hier auf ihn etwas eingehen; denn, wenn solche merkwürdigen Regenfälle auch nicht direkt astrologisch untermalt sind, so sind sie doch „himmlische“ Erscheinungen, die infolge ihrer Unerklärlichkeit böse Verwirrung in den Köpfen angerichtet haben.

Schon Homer erwähnt den Blutregen zweimal in der Ilias, wo Zeus ihn vom Himmel fallen läßt, einmal, um einen schweren Kampftag zu verkünden, das zweite Mal um seinen dem Tod geweihten Sohn Sarpedon zu ehren:

*Doch der Kronide
Weckt ein graues Getümmel im Heer und sandte vom
[Himmel
Hochher Tau mit Blut besprengt; denn heute gedacht' er
Noch viel tapfere Häupter hinab in den Hades zu stürzen.
(Il. 11, 52)*

*Und bluttriefenden Regen ergoß er nieder zur Erde,
Ehre zu zollen dem Sohn, den jetzt in der furchtbaren Troja,
Fern von dem Lande der Väter, Patroklos sollte vertilgen.
(Il. 16, 459)*

Es gibt tatsächlich solche Blutregen. Bei uns äußerst selten, kommen sie in manchen Tropengebieten etwas öfter vor. Emil Carthaus, der einen solchen Regen auf Java mehrfach

erlebte, schreibt in einem Bericht aus dem Jahre 1911: „... nach wiederholter eigener Anschauung kann ich sagen, daß man gar seltsam berührt wird, wenn man plötzlich vom hohen Himmel herab in Strömen ein rotes Naß herabfallen sieht, das bedenklich an den ‚ganz besonderen Saft‘ erinnert, der unser Lebensträger ist“, Carthaus benutzte aber die Gelegenheit; er sammelte den Regen in einer Schüssel und untersuchte die Flüssigkeit mikroskopisch. Dabei fand er, was die Wissenschaft bereits lange wußte, was Carthaus aber noch einmal ausdrücklich betätigen wollte, Unmassen von mikroskopisch kleinen, einzelligen Algen der Gattung Sphaerella. Milliarden solcher Algen sind es, die durch ihre rote Eigenfarbe den Blutregen bedingen und nun erklärt sich auch, warum dieses Ereignis bei uns so extrem selten, in tropischen Gegenden aber etwas häufiger ist. Es gehören eben mehrere Umstände dazu. Einmal Unmassen der Alge, was nur unter den Lebensbedingungen heißer Länder häufigere Voraussetzung ist, zweitens ziemlich schnelle Austrocknung großer Tümpelflächen, wobei die Alge in eine staubfeine trockene Dauerform übergeht und vom Wind beliebig weit und hoch transportiert werden kann, was ebenfalls nur in warmen Ländern in genügendem Ausmaß vorkommt. Dieser feine Algenstaub kommt dann mit den Platzregen der Tropen als Blutregen wieder herunter.

Nur nebenbei sei bemerkt, daß die gelegentlich auch einmal eine Rolle spielenden Kröten-, Wurm-, Frosch-, und „Schwefel“-Regen gleichfalls auf ganz natürliche Weise ihre Erklärung gefunden haben. Diese Tiere kommen nicht *mit* einem plötzlichen Gewitterregen vom Himmel herunter, sondern unmittelbar *nach* ihm in großen Mengen aus ihren Verstecken im Boden, der scheinbare „Schwefel“ ist massenhafter Blütenstaub, der sich dem Regen beigemischt hat.

Die einmal in Schedels Chronik erwähnte Umwandlung von Brunnenwasser in Blut beruht auf dem Massenauftreten des rot gefärbten einzelligen Geißeltierchens *Englena sanguinea* und ist damit ebenfalls ihrer Bedeutung als „Wun-

derzeichen“ beraubt worden. Ferner sind die gelegentlich bei uns in Schnee zu beobachtenden „Blutflecken“ das Produkt der mikroskopischen Alge *Sphaerella nivalis*, einer Verwandten der Blutregen-Alge.

Doch zurück zur Astrologie. Es ist klar, daß eine Weltanschauung, die alle irdischen Geschehnisse und vor allem das individuelle Lebensschicksal des Menschen als von den Planeten *verursacht* ansah, auch vor dem religiösen Problem nicht halt machen konnte, wenn sie folgerichtig dachte. Und sie dachte folgerichtig! Man stellte nicht nur noch nachträglich das Horoskop Christi und sonstiger Religionsstifter auf, sondern man ging dazu über, auch die Religionen selbst als Wirkung von Gestirnstellungen zu „erklären“. Burckhardt schreibt in seiner Kulturgeschichte der Renaissance:

„Die Konjunktion des Jupiter, hieß es, mit Saturn habe den hebräischen Glauben hervorgebracht, die mit Mars den chaldäischen, die mit der Sonne den ägyptischen, die mit Venus den mohammedanischen, die mit Merkur den christlichen, und die mit dem Mond werde einst die Religion des Antichrist hervorbringen. In frevelhaftester Weise hatte schon Checco d'Ascoli die Nativität Christi berechnet und seinen Kreuzestod daraus deduziert; er mußte deshalb 1327 in Florenz auf dem Scheiterhaufen sterben. Vor ihm hatte schon der oben genannte Bonatti das Wunder der göttlichen Liebe in Franz von Assisi als Wirkung des Planeten Mars hingestellt.“

Wesentlich bedeutender als derartige Mätzchen war die letzte Konsequenz, die sich aus dem astrologischen Denken ergeben mußte. Es war ein absoluter Schicksalsglaube, ein Fatalismus, der sich da auftrat. Waren die himmlischen Einflüsse das Entscheidende, dann konnte der Mensch für sein Tun und Lassen nicht verantwortlich sein, dann entwickelte sich in seinem Dasein alles ohne sein Zutun, er war nur eine Marionettenfigur, die sich so bewegen mußte, wie der planetarische Marionettenspieler es wollte. Eine solche Anschauung lief letztlich auf ein Leugnen des freien Willens hinaus,

und hier war der Punkt, wo Astrologie und kirchliche Lehre in schweren Konflikt kommen mußten, denn auf der Behauptung des freien Willens des Menschen basiert der christliche Glaube und basiert schließlich unsere ganze Gesellschaftsordnung. Es ist hier nicht der Ort, auf das schwierige Problem des freien Willens grundsätzlich einzugehen; er wird bekanntlich auch von ganz anderer, mit astrologischen Dingen nicht verwandter Seite angegriffen. Entscheidend ist in unserem Zusammenhang allein die Feststellung, daß die Astrologie als Weltanschauung grundsätzliche kirchliche Lehrsätze bedrohte.

So sehen wir denn die Kirche schon frühzeitig ihre Position beziehen. Sämtliche Kirchenväter machen einstimmig Front gegen die Astrologie und bezeichnen sie als spezifisch heidnische Wissenschaft, Augustinus nennt sie ein satanisches Werk. Die Kirche bedient sich in ihrem Kampfe auch des weltlichen Arms. Kaiser Honorius erläßt 409 zum Beispiel folgendes Gesetz:

„Wir befehlen, daß die Mathematiker, wenn sie nicht bereit sind, nach Verbrennung ihrer Bücher vor den Augen der Bischöfe zu versprechen, der katholischen Kirche treu zu bleiben und nie in ihre früheren Irrtümer zurückzufallen, nicht allein aus der Stadt Rom, sondern auch aus allen anderen Städten verbannt werden. Wenn sie sich dennoch nicht entfernen und bei Ausübung ihrer Profession ergriffen werden, sollen sie deportiert werden.“

Aber die Astrologie war die stärkere in diesem Machtkampf, wie wir gesehen haben. Es ist geradezu erstaunlich, daß die streng kirchengläubige Zeit des Mittelalters es fertig bringen konnte, daneben eine so erhebliche Sternengläubigkeit zu entwickeln. Aber es war nun einmal so, selbst die Päpste machten ja vielfach keine Ausnahme: wir sahen einen Paul III. seine Entschlüsse von astrologischen Erwägungen abhängig machen, ein Leo X. errichtete eine offizielle Professur für Astrologie an der päpstlichen Universität in Rom,

ein Bonifaz VIII. ließ sich ein Löwensiegel an die Hüfte binden, um seine Nierenschmerzen los zu werden. Die Kirche sah sich genötigt, mit der Astrologie zu paktieren, da sie sie nicht auszurotten vermocht hatte. Schon den Kirchenvätern war auf die Dauer nichts anderes übrig geblieben und sie entwickelten schließlich — Lactantius, Augustinus, Thomas von Aquin — die Meinung: die Gestirne beherrschen nur den *Leib*, alle Dämonenmacht kann der menschliche *Wille* durch Gottes Gnade überwinden. Sehr schön spiegelt sich der Zwiespalt in dem berühmten Hexenhammer wider. Dieses in der Kulturgeschichte meist sehr übel abkommende Buch habe ich ja schon mehrfach zitiert. Es wurde im Anschluß an die Bulle „*Summis desiderantes*“, die „Hexenbulle“ Innocenz VIII. vom 5. 12. 1484 von den Kölner Dominikanern Jakob Sprenger und Heinrich Institoris verfaßt und stellt *das* Lehrbuch der Dämonologie und des Hexenwesens dar. Es will eine Rechtsgrundlage für den Inquisitor und Hexenrichter sein. Der in ihm vorhandene Wust von Aberglauben ist allerdings schauerlich, und die Wirkungen des Buches für die Durchführung der Hexenprozesse war entsetzlich. Es darf aber doch nicht übersehen werden, daß das ganze Werk schließlich nur die Zusammenfassung des Glaubens seiner Zeit ist. Man darf nicht die Kirche als solche für das verantwortlich machen, was im Zeitdenken lag. Der Aberglaube auf rein weltlichem Felde, darunter unsere liebe Astrologie, war schließlich auch nicht gerade von Pappel!

Dieser Hexenhammer also schlägt sich mit dem Problem Kirche-Astrologie an vielen Stellen herum, von denen einige zitiert sein mögen:

„Von der Zeit, wo die erste Art des Aberglaubens bekannt ward, wobei ich unter „erster Art“ die Anrufung der Dämonen, nicht den eigentlichen Götzendienst verstehe, sagt Vincentius, spec. hist., mit Anführung mehrerer Gelehrter, daß der erste Erfinder der Magie und Astrologie Zoroaster war, der ein Sohn des Cham gewesen sein soll, des Sohnes des Noah. Dieser war nach Augustinus de civ. dei der einzige,

der bei der Geburt lachte, was doch nur mit Hilfe des Teufels geschehen konnte . . .

. . . zwiefache Bilder, nigromantische und astronomische vorkommen können, und unter ihnen ist der Unterschied der: bei den nigromantischen finden immer ausdrückliche Anrufungen der Dämonen statt, wegen der ausdrücklich mit ihnen eingegangenen Pakte . . ., dagegen bei den astronomischen sind nur stille Pakte und darum keine Anrufung außer vielleicht einer stillen, nämlich wegen der Figuren und der Zeichen der Charaktere, die auf sie geschrieben werden. Und wiederum die nigromantischen Bilder werden entweder gemacht unter bestimmten Konstellationen, um bestimmte Einflüsse und Eindrücke der Himmelskörper aufzunehmen, auch mit bestimmten Figuren und Charakteren versehen, wie an einem Ringe, Steine oder einem anderen kostbaren Stoffe; oder sie werden einfach gemacht ohne Beobachtung der Konstellationen, aber ohne Unterschied aus jedem, auch gewöhnlichem Stoffe, um Hexerei zu verüben, wo und wann sie auf bestimmte Stellen gelegt werden; . . .

Wären die Himmelskörper nicht die Ursachen der Handlungen der Menschen in Hinsicht auf Tugend und Sünde, so würden die Astrologen nicht so häufig die Wahrheit über den Ausgang der Kriege und anderer menschlicher Handlungen voraussagen: (die Himmelskörper) sind also in gewisser Hinsicht die Ursache. Außerdem werden die Himmelskörper nach allen Theologen und Philosophen von geistigen Substanzen bewegt. Nun sind diese Geister unseren Seelen ebenso überlegen wie die Himmelskörper unseren Körpern: daher haben beide gleichermaßen auf Leib und Seele des Menschen zur Verursachung irgendwelcher menschlicher Handlungen einzuwirken. Ferner können die Himmelskörper die Dämonen selbst so beeinflussen, daß sie bestimmte Hexenkünste verursachen; umso mehr also die Menschen selbst . . .

Wenn man (die Behauptung) aufstellt, daß notwendigerweise alles von den Sternen ausgehe, dann hebt man dadurch das Verdienst und damit auch das Nichtverdienst auf; dann

hebt man auch die Gnade und damit die Verherrlichung auf. Weil dann die Sittlichkeit der Menschen durch solche Irrlehre einen Ausgang finden muß, da die Schuld des Sünders die Sterne trifft, so wird zügellose Hexerei ohne Tadel zugelassen und der Mensch zur Verehrung und Anbetung der Sterne gezwungen. Sagt man dagegen, daß die Sitten der Menschen von den Stellungen der Sterne nur stellenweise und zufällig verändert werden, so kann man auf die Wahrheit stoßen, weil das weder dem Glauben noch der Vernunft widerspricht . . .

Wiewohl nämlich die Konstellation von Jupiter und Saturn dadurch, daß Saturn einen melancholisch (wirkenden) und bösen, Jupiter aber einen sehr guten Einfluß hat, die Leute zu Streit und Zwietracht bringen kann, so können doch die Menschen dieser Neigung nach der Freiheit des Willens widerstehen, und zwar sehr leicht mit Hilfe der Gnade Gottes . . .

Ferner beachte man, warum die Astronomen öfters Wahres vorhersagen und ihre Urteile meist an einer Provinz oder dem Volke eines Landes sich bewähren. Der Grund davon ist, weil sie ihre Urteile aus den Sternen nehmen, welche auch größeren Einfluß haben, d. h. annehmbaren, keinen zwingenden, in den Handlungen der Natur sowohl wie des Willens und in den Haupthandlungen der Menschen, wie eines Volkes oder einer Provinz, mehr als in den Einzelhandlungen einer Person. Denn weil der Einfluß der Sterne auf ein ganzes Volk größer ist als auf einen einzelnen Menschen, und weil der größere Teil eines Volkes den natürlichen Affekten des Körpers mehr folgt als ein einzelner Mensch, deshalb usw. Doch ist dies nur als nebensächlich aufgestellt. Der zweite Weg, wie unsere angegebene katholische Behauptung erklärt wird, liegt in der Zurückweisung der Irrtümer der Genehliaker und der Astrologen, die eine Göttin Fortuna verehren. Darüber Isidorus Ethic. VIII, 9. Genehliaker heißen sie wegen der Beobachtung der Geburtssterne; gewöhnlich heißen sie Astrologen; die Fortuna aber

soll, wie er *ibid.* 2 sagt, ihre Namen von *fortuitum* („Zufall“) haben. Sie ist gleichsam eine Göttin, die das Treiben der Menschen durch Wechselfälle und Zufälligkeiten verspottet. Deshalb nennt man sie auch blind, weil sie hier und dort, auf jeden zueilt, ohne Prüfung des Verdienstes, und zu Guten wie Bösen kommt. So Isidorus . . .

. . . die intellektuelle menschliche Erkenntnis wird von Gott durch Vermittlung der Engel verwaltet. Was aber mit den Körpern zusammenhängt, mag es nun äußerlich oder innerlich sein, und dem Menschen zum Gebrauche dient, wird durch Gott unter Vermittlung der Engel und der Himmelskörper verwaltet. Denn es sagt der Heilige Dionysius, *de div. nom.* 4, daß die Himmelskörper die Ursachen sind von dem, was auf Erden geschieht, ohne jedoch einen unumstößlichen Zwang auszuüben. Und da der Mensch hinsichtlich des Körpers unter die Himmelskörper, hinsichtlich des Verstandes jedoch unter die Engel, hinsichtlich des Willens jedoch unter Gott geordnet ist, so kann es geschehen, daß der Mensch, mit Verachtung der Eingebung Gottes zum Guten und der Erleuchtung des guten Engels, durch einen körperlichen Affekt dahin geführt wird, wozu die Einflüsse der Himmelskörper neigen, sodaß damit sowohl der Wille als der Verstand in Bosheit und Irrtümer verstrickt werden.“

Man sieht, die Herren Sprenger und Institoris müssen sich viel Mühe geben, um kirchliche und astrologische Glaubenslehre wenigstens so einigermaßen miteinander zu versöhnen. Günstiger stand entschieden die protestantische Kirche der Astrologie gegenüber, Luther hielt die Sterndeutung für „eine reine Kunst“, wenn auch etwas „unsicher“, Melancthon war völlig astrologiegläubig, las sogar über diese Kunst.

Die prinzipielle *Methodik der Sterndeutekunst* war die Stellung des *Horoskops* („Thema“). Dieses Horoskop kann nicht nur für die Stunde der Geburt beziehungsweise des Tages der Empfängnis gestellt werden, sondern Fall für Fall für jedes dem Fragesteller wichtig genug erscheinende Vorhaben in seinem Leben, für allgemein zu erwartende Ereignis-

nisse, für die Entscheidung über Krieg und Frieden, kurz, für jeden denkbaren Fall. Es stellt die Konstellation sämtlicher infrage kommenden Gestirne zur Zeit der Geburt oder des sonst gewünschten Zeitpunktes vor. Entscheidend für die Vorhersage ist jedesmal der Planet, der im Augenblick innerhalb der Ekliptik zunächst dem Aufgangspunkt steht, er „sieht die Stunde an“, „regiert sie“ und wird deshalb der Regent genannt. Hauptsächlich unter seinem Einfluß wird sich das Leben abspielen, daher der Name „Planetenkinder“. Daß auch die übrigen Gestirne je nach ihrer Konstellation einen gewissen Einfluß ausüben werden, ist selbstverständlich und deshalb zeigen die Planetenkinder nicht immer die reinen Züge ihres Sterns, sondern können ein Gemisch aus den Merkmalen verschiedener Sterne darbieten.

Nun wird sich der im Augenblick stärkste Planet je nachdem nicht gerade im Vollbesitz seiner Kräfte befinden; außerdem steht er bald in dem, bald in jenem Zeichen des Tierkreises, die ihrerseits ja auch wieder eine verschiedenartige Wirkung und Bedeutung haben. Auch innerhalb des Zeichens, in dem sich der Hauptplanet gerade befindet, kann seine Einordnung noch verschieden sein. So kommt es zur Aufstellung der zwölf Orte der Vorbedeutungen. Sie werden Fall für Fall nach dem zur Zeit der Stellung des Themas, also von dem gerade entsprechenden Zeichen aufgestellt und in nachstehender Weise ausgewertet:

I. Allgemeiner Ablauf des Schicksals. II. Vermögen. III. Geschwister. IV. Eltern. V. Kinder. VI. Gesundheit. VII. Ehe. VIII. Tod und Erbschaft. IX. Religion. X. Fähigkeiten, Charakter. XI. Gute Werke, Freundschaften. XII. Schlimme Schicksale.

Nach diesem Muster sind die üblichen Horoskope mit ihren „Orten“ aufgebaut. Die gegenseitigen Stellungen der Gestirne, Konstellationen, Opposition, Gedrittschein und so fort sind die sogenannten Aspekte. Die Lehre vom Gedrittschein ist auch auf die Tierkreiszeichen ausgedehnt worden, die in die vier Trigona eingeteilt wurden; diese ihrerseits

wurden mit den vier „Elementen“ verknüpft: das „feurige“: Widder — Löwe — Schütz; das „erdige“: Stier — Jungfrau — Steinbock; das „luftige“: Zwillinge — Waage — Wassermann; „wässrige“ Trigonum: Krebs — Skorpion — Fische.

In der Herrschaft über die Zeit lösen die Planeten einander stündlich ab. Der die erste Stunde regierende Planet bleibt der Herrscher des ganzen Tages. Die Monate aber werden von den Tierkreiszeichen dirigiert, für die Jahre wurden Zyklen von sieben und zwölf Jahren erstellt, einerseits für die Herrschaft der Planeten, andererseits die der Zodiakuszeichen. (Bei der Darstellung der astrologischen Methodik folge ich *Henseling*.)

Die heutige Astrologie dürfte im wesentlichen eine Folgerscheinung der Verhältnisse sein, die der erste Weltkrieg hinterlassen hat. Zwar hat 1816 ein Arzt und Chemiker J. W. Pfaff noch einmal ein astrologisches Lehrbuch geschrieben, aber im übrigen hört man im vergangenen Jahrhundert, in dem die Wissenschaften, insbesondere auch die Naturwissenschaften mächtig aufblühten, kaum etwas vom Sternglauben. So konnte Anfang 1914 ein bedeutender englischer Wissenschaftler sagen: „Die Astrologie ist vollständig ausgestorben“ (*R. Eisler*).

Alles um uns herum ist seit 1914 durch die beiden Weltkriege und ihre Auswirkungen unsicher und unberechenbar geworden, wer heute hoch oben steht, liegt morgen tief am Boden, die Religion in Gestalt der christlichen Kirchen kämpft verzweifelt um ihre Geltung und ist — es wäre verfehlt, dies nicht einmal offen zu betonen — für sehr viele Zeitgenossen kein Anker mehr, an dem sie sich halten können. Die soziale Struktur in fast allen Ländern ist tief erschüttert, der materielle Wohlstand überall zumindest stark zurückgegangen, bei uns in Deutschland sogar ruiniert, das Gespenst des Hungers sehen wir seit Jahren unausgesetzt vor uns.

Das mystische Bedürfnis der Menschen aber ist gleich geblieben, der Wunsch nach der „Erklärung“ des Geschehens, nach dem Blick in die Zukunft ist stärker als je, und so sehen

wir, daß schon bald nach dem Ausbruch des Krieges von 1914 die uralten okkulten „Wissenschaften“ aller Art wieder in Erscheinung treten. Sie erwachen aus dem Halbschlaf und machen sich breit. Unter ihnen in erster Linie die Astrologie, die schon in der „Systemzeit“ sehr viele Gläubige in ihren Bann zog, heute aber einen Umfang erreicht hat, der fast an eine „Renaissance“ des Mittelalters denken lassen sollte. Und das keineswegs nur bei uns, die wir beide Kriege verloren haben. Für Großbritannien hat *Thomas Harrison* eingehende Erhebungen angestellt, die ihn, zitiert nach *R. Eisler*, zu folgendem Ergebnis führten:

„Beinahe zwei Drittel der Erwachsenen lesen oder überfliegen wenigstens irgendein astrologisches Presseerzeugnis; ungefähr vier von zehn Erwachsenen glauben teils mehr, teils weniger an astrologische Deutungen oder zeigen wenigstens Interesse daran; dieser Glaube und dieses Interesse haben sich seit Kriegsende ständig weiter ausgebreitet; astrologische Fachzeitschriften werden in Millionenaufgaben abgesetzt, ebenso eine Sonntagszeitung, die eine besondere „astrologische Spalte“ im Zusammenhang mit oder als Kommentar zu einer genauen Übersicht aller in der vergangenen Woche verübten und abgeurteilten Verbrechen bringt.

In den Vereinigten Staaten ist der Zustand noch grotesker. Dort drucken 162 Zeitungen tägliche Horoskope, und ein astrologischer Jahreskalender hat eine Auflage von einer Million. Offiziell angemeldet und registriert sind 25 000 Astrologen, zu denen noch 80 000 Kartenleger und Wahrsager kommen.“

Diese modernen Chaldäer mischen sich ganz nach Art ihrer Berufsgenossen früherer Zeiten in alles! Nicht nur das Privatleben des Einzelnen wird von ihnen horoskopiert, wo es nur irgend geht, auch in politischen Prognosen sind sie groß, und auf die exakt wissenschaftlich forschende „Schwester“, die Astronomie, blicken sie mit Verachtung herab. Sie verstehen es auch sehr gut, sich selbst ein wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen, der ersten Wissenschaft aber vorzuwerfen,

daß sie bewußt und planmäßig die „eindeutig bewiesenen“ astrologischen Thesen sabotiere. Sie haben es auch leicht in dieser Hinsicht. Gerade von der Astronomie weiß der ungebildete Laie allermeist nicht das Geringste, und die Kenntnisse der Gebildeten sind auf diesem Gebiet gleichfalls in der Regel völlig unzureichend. So fehlt dem Publikum von vorneherein die Vergleichsmöglichkeit. Die recht spröde Astronomie liegt den meisten Menschen nicht, während die okkulte, mit Scheinwissen verbrämte Sterndeuterei ihren inneren Wünschen entgegenkommt.

Wenn die Astrologen still in ihrem Kämmerlein warteten, bis ein Gläubiger zu ihnen kommt, um sie zu befragen, ginge es noch an. Aber das aktive Vorgehen in unzähligen Schriften, das damit verbundene unausgesetzte Einwirken auf die Masse Mensch, das Sich-in-den-Vordergrund-Drängen mit allgemein interessierenden Prognosen, das alles ist das Verhängnisvolle. Wie sie sich in Familien, von denen sie garnicht befragt worden sind, eindringen, habe ich in meiner eigenen Verwandtschaft erst kürzlich erlebt. Eine nahe Angehörige, die sich um das Schicksal ihres beim Heer befindlichen Mannes sehr bangte, von dem sie lange nichts mehr gehört hatte, erhielt einen Brief eines solchen Chaldäers, in dem er sein „unfehlbares“ Prognostikon hochtrabend anpries. Er hatte zufällig von der Sorge der Frau Kenntnis erhalten. Als er höflich abschlägig beschieden wurde, hatte er die Stirn, sich brieflich an mich zu wenden, indem er ohne weiteres unterstellte, daß ich gläubig seiner Horoskopstellerei gegenüber stände und sein Anerbieten bei meiner Verwandtschaft unterstützen werde.

Wie raffiniert diese Geschäftemacher vorgehen, ergibt sich aus den astrologischen „nach den Gesetzen kosmischer Harmonie“ zusammengestellten zwölf „Tierkreiszeichen-Typen“ eines gewissen E. Bartetzko. Diese beispielsweise an Zeitungskiosken erhältlichen Traktätchen geben für die beiden Geschlechter für jedes Tierkreiszeichen den entsprechenden und nicht entsprechenden Partner für Verkehr, Gesellschaft,

Freundschaft, Liebe und Ehe an, nachdem anfangs der oder die Wissensdurstige charakterlich definiert ist. Für mich, einen „Steinbock-Mann“, darf ich dem Leser meine Visitenkarte nach Herrn Bartetzko wie folgt überreichen:

Etwas verschlossen und schüchtern komme ich nur langsam aus mir heraus. Ich habe eine „starke Vorgespanntheit“. Obwohl ich tiefe und unruhige Leidenschaften habe, ist meine Erotik durch das Berufsleben stark gehemmt. In der Gesellschaft lasse ich mich von meinem Inneren nicht beherrschen. Ich bin ziemlich launisch und Stimmungen unterworfen. Bei der Frau suche ich den inneren Wert. Ich bin treu, aber auch stark eifersüchtig. Den Menschen meiner Umgebung bin ich treu zugetan und man kann sich auf mich verlassen.

Leider habe ich mich übel in der Wahl meiner Lebensgefährtin vergriffen. Ich habe nämlich eine „Löwin“ geheiratet und damit ist Herr Bartetzko nicht ganz einverstanden, denn er meint:

Steinbock und Löwe einigen sich nur auf der Basis „einer gewissen Umgebung und das ist die Vernunft.“ Daher wird in meiner Ehe immer ein bitterer Geschmack bestehen, da sich unsere Zeichen „kosmisch im Quincunc“ verbinden und das wirkt im Leben „meist wenig harmonisch.“

Jetzt weiß ich doch endlich, was los ist. Ich habe es Herrn Bartetzko zu danken, daß ich eine ganze Reihe von Eigenschaften an mir feststelle, von denen ich bislang in meinem Leben noch nichts bemerkt habe, und weiß nun auch, daß meine Ehe wenig harmonisch ist, was mir ganze achtzehn Jahre verborgen geblieben ist. Ich hätte mir eben doch lieber einen „Skorpion“ zur Ehe erwählen sollen, aber ich fürchte, das ist jetzt zu spät. Dann hätte ich mit meiner Frau „kosmisch im Sextil“ gestanden, was „aufbauend und fördernd“ bedeutet. Ja, man lernt eben nie aus.

Aber ich möchte doch dem hochmodernen Sterndeuter nicht allzu großes Unrecht antun. Ausdrücklich nämlich sagt er — und das ist denn auch der eigentliche Kernpunkt seiner Tierkreistypen, — daß es sich nur um „eine allgemein ge-

haltene Bearbeitung der 12 kosmischen Tierkreistypen“ handle. Das eigentlich Individuelle, auch die Errechnung der „günstigen und ungünstigen Tage“, vorteilhafte Unternehmungen, beruflichen Aufstieg, Zukunft, erfordere eine besondere Arbeit mit genaueren Daten, für die man einen Fragebogen anfordern solle. Auch Jahreshoroskope werden angepriesen. Auf Grund eines ganz allgemein gehaltenen Phrasengedreschs werden so die „Steinbock-Männer“, „Löwen-Frauen“ und so weiter verlockt, sich bei Herrn Bartetzko umfangreichere Horoskope gegen klingende Münze stellen zu lassen.

Bezüglich der Methodik stehen die modernen Astrologen den früheren Sterndeutern absolut gleich. Es sind dieselben Planeten — nolens volens um die neu entdeckten „bereichert“ — der gleiche Tierkreis, die nämlichen übrigen Fixsterne, denen sie ihre Aufmerksamkeit schenken, und es sind die altgewohnten Konjunktionen, Oppositionen, Gedritt-Geviert-Gesechstscheine, kurz das ganze uralte Rüstzeug, mit dem da gearbeitet wird, sodaß sich eine erneute Schilderung erübrigt. Sie berufen sich in ihren Schriften auch immer wieder auf die Astrologie der Babylonier und Ägypter, geben somit unumwunden zu, daß sie in ausgetretenen Schuhen wandeln.

Wie steht es nun mit ihren verschiedenen Behauptungen? Prüfen wir nach!

Da wird der ernst forschenden Wissenschaft nicht nur der Vorwurf gemacht, daß sie stolz an der Astrologie vorbeigehe, sondern es wird überdies behauptet, daß sie sich in keiner Weise um den Einfluß des Kosmischen auf das Irdische, speziell den Menschen, bekümmere. Genau das Gegenteil stimmt!

Die Astronomie hat sehr viel Forscherarbeit auf diese Fragen verwandt, und den Einfluß, den das Weltall auf die Erde hat, kennt man heute genau. Allem voran steht die moderne Sonnenforschung. Daß unsere Sonne durch ihre Licht- und Wärmestrahlung die Erhalterin aller irdischen Verhältnisse,

speziell des gesamten Lebens, ist, ist Binsenwahrheit. Man denke sich beide Faktoren weg — und die Erde ist ein toter eiskalter Ball. Ganz besonders hat sich die Sonnenforschung darum bemüht, den etwaigen Einfluß der Sonnenflecke auf unsere Erde aufzuhellen. Diese Sonnenflecke sind stärkste elektromagnetische Wirbel in den strahlenden Außenschichten unseres Zentralgestirns, Unruheherde, die in einem ungefähren Turnus von elf Jahren mit besonderer Mächtigkeit in Erscheinung treten. Unzweifelhaft bringen diese Flecke eine erheblich vermehrte Elektronen- und Ultraviolettstrahlung bis in die irdische Lufthülle hervor. Diese vermehrte Strahlung bleibt aber in den höchsten Schichten der Atmosphäre, der Ionosphäre, und erreicht den Erdboden nicht. Die vermehrte Strahlung hat zur Folge: Verstärkung und Vermehrung der Polarlichter, Schwankungen im Erdmagnetismus (sogenannte magnetische „Gewitter“) und dadurch Störungen der Magnetnadeln und des Telegrafverkehrs, vielleicht auch eine Zunahme unserer gewöhnlichen Gewitter. An Bäumen scheint das Wachstum durch gesteigerte Sonnenfleckenaktivität beschleunigt zu werden, wie Studien an den Jahresringen der Bäume ergeben. Setzt man noch hinzu, daß *vielleicht* die nervöse Reizbarkeit besonders sensibler Menschen sich ebenfalls etwas steigern kann, so ist alles gesagt, was jahrzehntelange gemeinsame Arbeit von Astronomen, Biologen, Zoologen, Botanikern und Medizinern über einen irdischen Einfluß der Sonnenflecke ergeben hat.

Der Mond, als uns nächster, wenn auch kleiner und völlig „toter“, erkalteter Weltkörper hat unzweifelhaften Einfluß auf die Erde, die eine Folge des von *Newton* gefundenen Gravitationsgesetzes ist. Dies will besagen, daß er infolge seiner Masse eine jeweils bei seinem Umlauf um die Erde wechselnde Anziehungskraft auf die ihm zugewandten Erdteile ausübt und die direkte Folge hiervon ist die rhythmisch ablaufende Ebbe und Flut der leicht beweglichen Wassermassen der Ozeane. Die Rolle des Mondes, die er bei der Gestaltung unserer Wetterverhältnisse spielen soll, ist bis

heute nicht restlos geklärt. Es läßt sich aber sagen, daß auf keinen Fall „das Wetter mit dem Mond wechselt“, die Mondphasen sind in dieser Hinsicht ganz bedeutungslos. Das kalte, bleiche Licht des Mondes (er leuchtet ja nicht selbst, sondern spiegelt lediglich das auf ihn fallende Sonnenlicht wieder) kann besonders in klaren Vollmondnächten nervöse Menschen beunruhigen, am Schlaf hindern, in Unruhe versetzen und bei Psychopathen sogar traumhafte Zustände — Mondsüchtige, Schlafwandler — hervorzurufen. Damit ist auch der Einfluß unseres Trabanten auf uns erschöpft.

Alle Planeten unseres Sonnensystems, also die Lieblinge der Astrologie, haben der exakten Forschung die kalte Schulter gezeigt. Sie sind insgesamt so weit von uns entfernt, daß ihre Anziehungskräfte auf die Erde ohne meßbare Wirkung bleiben. Wäre es anders, so müßte ja die sich ganz (Newtons Entdeckung) nach dem Gravitationsgesetz regelnde Bahn der Planeten um die Sonne unausgesetzt lebhaft stören und den normalen Ablauf dieser Bahnen längst unmöglich gemacht haben, was das Ende des ganzen Systems bedeutet hätte. Eine eigene Strahlung kommt bei ihnen gleichfalls nicht in Betracht.

Die Weltall-Sonnen, die Fixsterne, sind samt und sonders derart weit von uns entfernt, daß Strahlenwirkungen auf die Erde praktisch entfallen. Die ganz geringen Strahlenwirkungen, die sie besitzen, sind nur mit Hilfe der größtenlichtsammelnden Spiegelfernrohre und bei Anwendung empfindlichster physikalischer Meßapparate, somit bei stärkster Konzentration auf einen Punkt, überhaupt noch festzustellen.

Alles in allem sind also die Wirkungen der Gestirne auf die Erde nur durch Strahlung und Gravitation bedingt und so gering, daß sie keine nennenswerte Rolle auf irdisches Geschehen spielen. Die erheblichste ist Ebbe und Flut. Von einem Einfluß auf das *Schicksal des Menschen* im Sinne der Astrologie kann die Forschung nicht das geringste entdecken.

Nun aber die Gegenrechnung! Es ist überaus beachtlich,

daß die Sterndeuterei aller Zeiten von den *wirklich* vorhandenen Gestirneinflüssen — Mondeinfluß, Sonnenflecke — nicht das geringste bemerkt zu haben scheint, obwohl diese Effekte ungleich sinnfälliger sind, als die von ihr so hochtrabend behauptete Wirkung der Planeten, für die sie jeden greifbaren Beweis schuldig bleibt. Ferner: geht nicht die Astrologie an der Astronomie vorbei? Wir stellten oben fest, daß sich im Laufe der letzten 2000 Jahre der Frühlingspunkt im Tierkreis um fast ein ganzes Sternbild nach rückwärts verlagert hat. Die alte astrologische Rechnung gilt somit gar nicht mehr. Aber das stört große Geister nicht. War man zu Zeiten des alten Herrn Marius in Rom unter dem Zeichen des Widders geboren, wenn man in den ersten dreißig Tagen nach der Frühlingsgleiche zur Welt kam, dann ist man es auch heute noch. Daß man alsdann in Wirklichkeit heute im Zeichen der Fische geboren ist, also ganz und gar anderem astralem Einfluß unterworfen sein müßte, scheint der moderne Astrologe nicht zu wissen, auf jeden Fall bagatellisiert er es. Sein Publikum weiß davon doch nichts! Man muß den Eindruck davon tragen, daß diese Leute von den Ergebnissen der Wissenschaft nicht Kenntnis nehmen *wollen*, denn das würde ihre Thesen doch zu sehr in Verwirrung bringen. Nur mit einer solchen Scheuklappenpolitik sind Aussprüche eines Gruber, die kosmischen Beziehungen seien nicht naturwissenschaftlich, sondern nur „metaphysisch zu erfassen“, zu verstehen, wie auch der reichlich unbegreifliche Satz eines Sindbad: „Das Symbolische vermag sich mit dem Lebendigen viel näher zu erschmiegen als alle rationalen Methoden, daher ist das den Naturwissenschaftler störende Fehlen exakter Beweise ein Vorzug größerer Lebensnähe“, (zitiert nach *Löhr*). Immerhin ist dieser Satz lichtvoll: Sindbad gibt unumwunden zu, daß die Astrologie keine Beweise für ihre Annahmen hat; man muß sie „erschmiegen“! Andere moderne Himmelskünstler lehnen sogar die Beschäftigung der Astronomie mit astrologischen Problemen rundweg ab und erklären sie für unzuständig; die Sterndeuterei beruhe auf

„Offenbarung“ und auf „Glauben“. Darin liegt wenigstens eine gewisse Ehrlichkeit. Solche Astrologen stellen sich auf den Standpunkt, es gebe eben gewisse „Kräfte“ des Weltalls, „Lichtboten“, deren Erfassung der exakten Wissenschaft nur deshalb unmöglich sei, weil ihr keine experimentellen Methoden hierfür zu Gebote ständen. Es ist der alte Satz Hamlets von den vielen Dingen zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt, ein außerordentlich bequemes und — feiges Kampfmittel gegen unliebsame Gegner.

Soweit sich die Sterndeuter unserer Zeit aber wirklich mit dem für die Astrologie ja recht peinlichen Problem der Präzession abgeben, finden sie folgende lichtvolle „Erklärung“ dafür, weshalb diese Tierkreiszeichenverschiebung für ihre Kunst unwichtig sei: das *alte* Zeichen besitzt eben eine „dynamische Feldwirkung“. Wie das allerdings sein soll und was das überhaupt für eine Wirkung ist, davon schweigen sie. Auch die Tatsache, daß die von Ihnen behaupteten astralen Wirkungen der Tierkreiszeichen für die Südhalbkugel unserer Erde keine Geltung haben, sondern direkt zu Widersprüchen führen müssen, wird diskreterweise nicht gesprochen. Eisler weist sehr schön darauf hin, daß zum Beispiel der bei uns „feurige“ Löwe (tritt die Sonne in sein Zeichen, so herrscht bei uns Hochsommer) in Australien ein kalter, wässriger Patron ist, denn zu dieser Zeit schwingt dort der Winter sein Szepter.

Die moderne Astrologie behauptet, daß sie sich mit Berechtigung eine „Wissenschaft“ nennen dürfe, denn sie arbeite, genau so wie die Astronomie, mit exakt-mathematischer Berechnung. Dem kann man insofern zustimmen, als diese Chaldäer — wenigstens ein Teil von ihnen — bei Aufstellung der Horoskope die Gestirnkonstellationen astronomisch genau errechnet. Bis hierhin also stimmt die Sache. Aber wo bleibt die „exakte Mathematik“, wenn nun aus dieser Konstellation heraus die *Deutung* erfolgt? Welches mathematische Gesetz gibt es, das Venus als Glücksbringerin,

Saturn als üblen Burschen „beweist“? Darüber schweigen die Herren Sterndeuter diskret. Sie deuten vielmehr ihre Ergebnisse genau so aus, wie die Kartenlegerin ihre Karten und die alte Tante den Kaffeesatz.

In einem Buch, das sich „Mathematisch instruktives Lehrbuch der Astrologie“ nennt, behauptet der Verfasser (nach *Th. Wolff*), daß natürlich neben Millionen richtiger astrologischer Voraussagen auch einmal ein Fehlschlag unterlaufen könne. Dies führt auf die „Erfolge“, deren sich die Sterndeuterei immer wieder rühmt. Sehen wir uns diese Erfolge einmal etwas näher an:

Unleugbar sind zu allen Zeiten solche Erfolge eingetreten. Unleugbar hat ein König Sargon seinen von den Hofastrologen geleiteten Kriegszug mit Glanz gewonnen, unleugbar ist ein Augustus Kaiser geworden, ein Galba, ein Otho gekrönt worden, unleugbar hat es recht nasse Jahre gegeben — alles Dinge, die die Chaldäer ihrer Epoche vorausgesagt hatten. Bei der Unzahl von Prophezeihungen kann es nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung auch gar nicht anders sein. Ferner darf nicht übersehen werden, daß die astrologisch beratenen Fürsten und Großen des Altertums und des Mittelalters gläubig den Sternen gegenüber standen. Somit ist es klar, daß politische oder kriegerische Erwägungen, die sie faßten und zu deren Durchführung ihnen die Sterne rieten, zum Entschluß reifen mußten, und daß das Gefühl, vom Himmel selbst unterstützt zu sein, alle Kräfte eines solchen Machthabers wach rufen mußte, Hemmungen ausräumte und damit eine Gesamtsituation schuf, die der Durchführung des geplanten Unternehmens nur zugute kommen konnte. Aber derartiges liegt dann nicht „in den Sternen“, sondern in der eigenen Persönlichkeit: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.“

Es darf auch nicht übersehen werden, daß die Persönlichkeit des Astrologen selbst eine große Rolle spielt. Solche Männer hatten, wie mit Bestimmtheit anzunehmen ist, oft genug einen klugen Kopf und konnten auf Grund ihrer

Kenntnisse der gegebenen politischen Verhältnisse an den Fingern abzählen, welcher „himmlische Wille“ im Augenblick der gegebene war. Es dürfte für Othos Astrologen beispielsweise ein Leichtes gewesen sein, zu erkennen, daß ein Galba niemals lange Herrscher des römischen Reiches bleiben könne, Otho aber der kommende Mann war. Es bedurfte da nur eines geringen astrologischen Anstoßes, um den Präkandidaten zu zielbewußter Handlung zu bringen. So kam es ja auch: wir hören, wie Otho auf Grund der Vorhersage planmäßig Galbas Leibwachen besticht, Güter verschenkt, sich bei allen Leuten einschmeichelt und es so erreicht, daß alles nach ihm als Kaiser schreit. Ein billiger „Erfolg“ der Astrologie, kann man da sagen. Ganz ähnlich dürfte es mit einem großen Teil der italienischen Renaissanceastrologen gewesen sein. Wenn ein Bonatti das Signal zum Kampf gab, wird er wohl gewußt haben warum und das Kräfteverhältnis der eigenen Truppen zum Gegner wohl in Erwägung gezogen haben.

Sicherlich hat es in früheren Zeiten unter den Sterndeutern eine ganze Menge gegeben, die von der Richtigkeit ihrer Kunst überzeugt gewesen sind. Man braucht nur an Kepler, einen gewiß klugen und großen Forscher, zu erinnern oder an Paracelsus, dem wohl gleichfalls die Gutgläubigkeit nicht abzusprechen ist. Daß aber auf der anderen Seite schon im späten Babylon das zielbewußte Betrugertum in die Astrologie, wie in jeden Aberglauben, umfangreich eingezogen ist, kann wohl kaum bestritten werden.

Ein Astrolog der guten Sorte war beispielsweise im Renaissance-Italien Maestro Pagolo von Florenz, der, wie Burckhardt berichtet, in seinen Ansichten dem alten Firmicus Maternus gleichzusetzen war. Er führte ein fast asketisches Leben, hatte einen erwählten Freundeskreis, verachtete irdische Güter und gab nur seinen Vertrautesten astrologischen Rat.

Über das genaue Gegenstück berichtet einmal der jüngere Plinius, indem er von einem an das Bett einer schwerkranken

Dame gerufenen Astrologen sagt: Er setzte sich zu ihr, fragte sie, an welchem Tage und zu welcher Stunde sie geboren sei; als er das gehört hatte, nahm er eine ernste Miene an, faltete die Augenbrauen, bewegte die Lippen, spreizte die Finger und rechnete — nur, damit die Arme recht lange warten mußte. Du stehst in einem Stufenjahre, sprach er hierauf, aber du wirst davonkommen. Und um die Probe auf sein Exempel zu machen, läuft er schnell zu einem Eingeweidebeschauer und erhält natürlich dieselbe Antwort. Die leichtgläubige Kranke verlangt ihr Testament und setzt ihm aus Dankbarkeit ein Legat aus; als sie aber immer kränker wurde, verwünschte sie sterbend den meineidigen Betrüger.

Persönlichkeiten wie Pagolo und Maternus dürften der ganzen Natur der Sache nach weiße Raben gewesen sein. Von ihnen bis zu dem Betrügertyp des jüngeren Plinius kann man alle denkbaren Zwischenstufen annehmen. Unsere heutigen Astrologen aber muß ich in ihrer Mehrzahl dem eindeutigen Puschertum und zielstrebigen Betrugertum zurechnen und sie als grobe Schädlinge ansehen. Wer ohne astronomische Ausbildung, ja ohne die Ergebnisse der Astronomie im geringsten zu berücksichtigen, Sterndeuterei betreibt, ist ein Betrüger, mag er die Dinge — wie wohl in der Regel — zur Geschäftemacherei auf Kosten derer, die nicht alle werden wollen, ausnützen oder nicht!

Kehren wir noch einmal zu den Erfolgen der Astrologie zurück und stellen die Gegenrechnung auf.

Eine große amerikanische Zeitschrift hat 1927 ein Astrologie-Preis ausschreiben erlassen, in dem einem Astrologen, der drei genaue, bis ins Einzelne richtige Horoskope aufgestellt habe, 1000 Dollar, einem solchen der drei große Ereignisse voraussagt, 5000 Dollar zugesprochen werden sollen. Es kam nur ein Ergebnis des Ausschreibens. Eine berühmte amerikanische Astrologin erhielt von der Zeitschrift nähere Angaben über eine bekannte Persönlichkeit, ohne daß ihr mitgeteilt wurde, um wen es sich handelte. Man gab ihr an: Genaue Geburtsstunde, Geburtstag, Geburtsort, Jahr der

Heirat, Geburt des ältesten Sohnes, Zahl der Kinder und Tod der Gemahlin. Sie hatte damit die Daten Wilhelms II. erhalten. In ihrem Horoskop verzeichnete sie allerhand unrichtige Ereignisse: das Jahr 1926 wurde für besonders entscheidend angegeben, obwohl es für Wilhelm II. nichts Wesentliches brachte, dagegen die verhängnisvollen Jahre 1914 und 1918 als bedeutungslos übergangen.

Löhr bringt aus astrologischen Kalendern der Zeit des Nationalsozialistischen Regimes folgende Voraussagen eines astrologischen Kalenders für 1938:

3. März 1938 Förderung von Parteiangelegenheiten.
5. „ „ Beeinträchtigung auf den Gebieten der Technik und des Militärwesens.
10. „ „ Anregende Einflüsse auf Partei, Industrie und Militärwesen.
19. „ „ Parteipolitische Vorteile.
21. „ „ Innenpolitische Förderungen.
24. „ „ Nachteiliges Wirken auf die Durchführung von Erdarbeiten, für die Landwirtschaft, scheint auch politische Schwierigkeiten zu enthalten.
29. „ „ Spannungsreicher Tag, der auch politisch etwas beunruhigend wirken kann.
20. April 1938 Fördernde Einflüsse auf militärische Angelegenheiten, die Kunst. Vorteilhafte Regierungsmaßnahmen.

Keines der von Löhr durchgesehenen Kalendarien aber brachte auch nur den geringsten Hinweis auf den „Anschluß“ Oesterreichs und des Sudetenlandes oder den Ausbruch des zweiten Weltkrieges.

In der englischen Presse waren nach R. Eisler wenige Wochen vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges nachstehende Angaben von vier Astrologen zu lesen:

Edward Lindoe in *The People*: 13. August: „Wer auf den Quatsch hört oder an ihn glaubt, daß es Ende August zum Krieg kommen wird, der ist ein hoffnungsloser Dumm-

kopf.“ Am 27. August trug seine „Astrologische Spalte“ die Überschrift: „Hitler wird es nicht tun.“

R. H. Naylor im *Sunday Express*: 27. August: „In dieser Spalte habe ich jetzt schon seit Jahren immer wieder die folgenden Punkte betont: 1. Hitler ist ein ausgezeichnete Jongleur. 2. Sein Horoskop ist kein Kriegshoroskop, und falls Krieg kommen sollte, wird nicht er, sondern werden andere den ersten Schlag führen. 3. Selbst in der jetzigen kritischen Lage bekräftige ich noch einmal meine Voraussage, daß es wegen Danzig keinen Krieg geben wird.“

Old Moore in *Sunday Dispatch*: 27. August: „Der Ausblick in die Zukunft ist außerordentlich finster, aber es zeigt sich ein Lichtstrahl, nämlich im Horoskop Mussolinis. In diesem Horoskop sehe ich untrügliche Beweise, daß der italienische Führer hinter der Szene großen Druck auf Hitler ausüben wird.“

Petulengro im *Sunday Chronicle*: 20. August: „Nachrichten aus Deutschland werden wieder Grund zur Sorge geben, aber die Planeten, die unser Land regieren, werden die Schwierigkeiten glätten.“

Man kann nicht verstehen, daß derart grobes Danebenschlagen mit der Prognostiziererei den Astrologen und darüber hinaus der ganzen Sterndeuterei nicht allen Boden entzieht. Aber die Psyche des Menschen, speziell des in einer solchen Sache nun einmal Gläubigen, vergißt alle Fehlschläge, um den einen durch Zufall oder kluge Vorherberechnung des Chaldäers positiv ausgelaufenen Fall umso intensiver zu behalten und zu verallgemeinern.

Den modernen „wissenschaftlichen“ Astrologen scheint infolge der zahllosen Fehlprophezeiungen denn auch klar geworden zu sein, daß man das Steuer herumwerfen muß, wenn man „im Geschäft bleiben“ will. Im Gegensatz zu allen uralten Traditionen leugnet nämlich ein Teil von ihnen heute, daß es möglich sei, das Schicksal ganzer Völker aus den Sternen zu lesen. Ja, sie gehen sogar so weit, daß sie auch eine Schicksalsprognose für den Einzelmenschen nicht mehr

so recht anerkennen wollen. Zäh und eisern aber halten sie an den Planeten, Tierkreiszeichen, Konstellationen. Aspekten, Häusern fest, deren kosmische Einflüsse für den zu erwartenden *Charakter* des Neugeborenen wichtig seien. Also: nicht das Schicksal, sondern der Charakter des Menschen wird kosmisch bedingt. Selbstverständlich bleibt damit das alte Horoskopstellen erhalten. Geradezu wird behauptet, daß beispielsweise die zwölf Tierkreisbilder „Urbilder verschiedener menschlicher Grundhaltungen“ darstellen. Recht ergötzlich ist, wie sie sich auf die drei der alten Astrologie unbekannt Planeten Uranus, Pluto und Neptun einstellen: einige der heutigen Sterndeuter sagen, man könne sie ganz vernachlässigen, wobei sie allerdings diskret verschweigen, warum. Andere wieder wollen sie doch mit einbeziehen, scheinen aber nicht recht zu wissen, wie, denn hier fehlen ja alle früheren Vorbilder, an die man sich klammern könnte. Sehr schlau operieren diese „Wissenschaftler“ mit den „ungeheuren Kräften, die aus dem Weltall auf die gesamte Erde einwirken“, wie mit den Ultra-Kurzwellen-(Elektronen-)Strahlungen, die die moderne Astronomie und Physik festgestellt haben. Um aber von vorneherein jedem Mißerfolg begegnen zu können, helfen sie sich mit wunderschönen Allgemeinplätzen durch. Da findet man Erklärungen wie „Die Sterne sind vieldeutig“ und nur „der innerlich Reiche“ (!) ist in der Lage, ihren Einfluß nach „gewissenhafter“ Horoskopstellung zu deuten und ähnliches mehr. So stellt diese ganze moderne „wissenschaftliche“ Sterndeuterei ein Gemisch halbverdauter *wirklich* wissenschaftlicher Ergebnisse, altvertrauter Astrologie und okkulten Gemeinplätze dar, nicht mehr. Aber der Ungebildete steht staunend und gläubig da, und vor allem: er öffnet seinen Geldbeutel!

Auch das Spezialgebiet der astrologischen Medizin steht wieder in voller Blüte; ein Dr. Feerhov hat 1919 ein ganzes Lehrbuch „Die medizinische Astrologie“ veröffentlicht, in dem er rundweg behauptet, daß die astrologische Krankheitsdiagnose nicht nur vom Arzt, sondern auch vom Laien

gestellt werden könne, aller medizinischen Methodik weit überlegen sei und empfiehlt den einzelnen Planeten „entsprechende“ biochemische Salze. Astrologische Krankheitshoroskope werden in Masse erteilt, beispielsweise:

„Die Krankheiten entstehen meist durch Übertreibungen und Ausschweifungen in Arbeit oder Vergnügen. Durch übermäßige Nahrungsaufnahme, Herz, Milz, Leber, Nieren, Saturn im Wassermann ergibt Schmerzen in Schienbeinen, Waden . . . Das zweite und das dritte Kind wird wegen Mars und Saturn, welche über diese Häuser herrschen, kränklich sein, auch der erste Gatte wird, da Mars im 6. Hause ist, öfter kränklich ein . . . die Lebensdauer wird eine lange sein. Die Sonne im Quadrat gibt einmal einen raschen Tod evtl. durch Schlaganfall, Kopfleiden oder Erkältungskrankheit . . . Mars im 6. Hause Quadrat Uranus kann auch Tod durch Leber- und Nierenleiden bringen . . . Mit 55 Jahren hat die progr. Sonne das Quadrat des Saturn erreicht und mit 57 Jahren die Opposition Uranus. Dieses sind ungünstige Jahre für Leben und Gesundheit. Und mit 62 Jahren im Quadrat Mars. Diese Jahre sind für Gesundheit und Leben verhängnisvoll . . .“ (zitiert nach Löhr).

Ein gewisser Chrometzka inseriert „echt astrologische Sympathie-Glücksparfüme für jeden Geburtstag“, „magische Sexualdüfte nach indisch-astrologischer Geheimlehre“ (damit der Mensch nur ja auch an seinem Lieblingstrieb astrologisch gekitzelt werde!), und Arzneidrogen, die „nach astrologischen Regeln“ auf eigener Plantage gezüchtet werden. Ein Herr Uhrmacher Klein aus Kempten im Allgäu hat sogar die „Tattwa-Uhr“ in schwunghaften Betrieb gesetzt. Tattwas sind nach ihm „feine, ständig wechselnde kosmische Schwingungen und Kräfte, die das All durchfluten“. Der Besitzer eines solchen Juwels ist in der Lage, durch einen Blick auf die Uhr seine jeweiligen Erfolgsmöglichkeiten zu ersehen. Ein ganz grober Schwindel, der aber auch seine Gläubigen fand.

Welche Unmenge von Unfug, Schwindel, Unglück, Kur-

pfuscherei, gefährlicher politischer Wünsche durch unsere modernen Astrologen in die sowieso schon so unruhvollen Zeiten geworfen werden, ist nicht zu ermesen. Dabei betrachte man die kindliche Primitivität, auf die das Sterndeutertum von je seine „Entsprechungen“ aufgebaut hat. Weil die Gestirne im Osten alltäglich gewissermaßen neu „geboren“ werden, ist dieser Aufgangspunkt für alles, was geboren wird oder begonnen werden soll, *die* Vorbedeutung. Der langsame Saturn hat schwerfällige, melancholische Kinder, der feurige rote Mars zeugt böse Räuber und Krieger, der lebendige Mond bewegliche schnelle Gefolgsleute und so geht es durch die ganze Skala durch bis zum Aderlaßmann.

Ich kann nicht ganz verstehen, daß man die Astrologie, wie eingangs gesagt, die *Königin* des Aberglaubens genannt hat, sondern muß *Henseling* recht geben, wenn er meint, das astrologische und das Knöchel-Horoskop der Baronga-Neger seien einander wesensgleich. Die Astrologie *war* einmal — das ist nicht zu bestreiten — der groß angelegte Versuch ernst denkender Männer, ein geordnetes Weltsystem zu begründen und aus dieser Urzeit heraus eine großartige wissenschaftliche Tat, der erste Versuch zwischen dem Menschen und dem Weltall eine verbindende Brücke zu schlagen. Übrig blieb aber nur ein geradezu kläglicher Aberglaube, ein blutloses Wesen¹.



¹ Eine kurze ausgezeichnete Kritik der Astrologie, besonders der modernen „wissenschaftlichen“ Form, gibt K. F. d'Occhieppo in „Wort und Wahrheit“ (Wien), Heft 1, 3. Jahrg. 1948.

DIE ALCHEMIE

Wagner: Ein herrlich Werk ist gleich zu Stand gebracht.

Mephistopheles: Was gibt es denn?

Wagner: Es wird ein Mensch gemacht.

Faust II.



Man hat mit Recht diese Geheimwissenschaft die „Schwester der Astrologie“ und die „ungeratene Mutter wider Willen“ der Chemie genannt. Tatsächlich basiert auch sie auf dem Glauben der Einwirkung der Planeten auf irdische Dinge. Sie ist bei allen Völkern gleichzeitig oder doch fast gleichzeitig mit der Astrologie entstanden, entstammt somit ebenfalls dem tiefen Altertum. Aber ihre Ziele und Methoden waren doch ganz andere als die der Astrologie. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Jahrhunderte lang das unmitttelbare Suchen nach Gold treibende Kraft der Alchemie gewesen ist, wenn auch später andere Ziele hinzukamen und sogar für viele Alchemisten Hauptzweck wurden, wie wir im einzelnen noch sehen werden.

Noch etwas anderes trennt Astrologie und Alchemie voneinander: während jene, wie wir sahen, sich gegen die vom Weltall auf die irdische Natur und besonders den Menschen entfalteten Wirkungen notwendigerweise ganz leidend, passiv, verhält, packt die Alchemie zielstrebig handelnd, aktiv, die anorganische Natur, die Metalle und Gesteine an, um unter Ausnutzung der auch auf diese sich erstreckenden Einwirkungen der Gestirne, diese toten Dinge zu wandeln, zu veredeln, dadurch dem Menschen nutzbringender zu machen und schließlich sogar diesen Menschen selbst wesentlich zu „verbessern“.

Verfolgen wir zunächst die Geschichte der Alchemie. Für das *Altertum* fließen die Quellen im ganzen gesehen, ziemlich spärlich, sodaß auch keine restlose Klarheit zu gewinnen ist,

wo die Wiege der Alchemie stand. Während *Jakob Burckhardt* in seiner „Geschichte der Renaissance in Italien“ noch schreibt, daß sie „im Altertum erst ganz spät, unter Diokletian, erwähnt wird“, kann heute doch als gesichert gelten, daß sie damals schon längst bekannt war und zwar, genau wie ihre „Schwester“ wohl allen alten Kulturvölkern. *G. F. Hartlaub* teilt mit, daß sie offensichtlich altägyptischem Kulturboden entsprungen ist. Zweifellos war Ägypten *das* Land der Mysterienkulte und insofern ein höchst geeigneter Mutterboden gerade der alchemistischen Geheimwissenschaft. So haben nach *Hartlaub* bereits die Priester des Horustempels in Edfu große alchemistische Operationen gelegentlich ritueller Zeremonien vorgenommen. Aber es muß doch vielleicht angenommen werden, daß bereits der babylonisch-assyrische Kulturkreis, der ja ganz unzweifelhaft die Astrologie geschaffen hat, auch alchemistische Gedankengänge kannte. Meiner Meinung nach ist aus anderen Gründen die beiden Geheimwissenschaften gemeinsame Symbolik und Zeichensprache nur schwer zu erklären. Ferner kannte das alte Syrien die Alchemie bereits, wie eine Handschrift im British Museum in London erweist, ebenso Griechenland, wie eine in Venedig in der Bibliothek San Marco aufbewahrte Handschrift dartut.

Eines der eigenartigsten Zeugnisse ist das dem vorchristlichen Judentum entstammende Buch Henoeh: es handelt sich um eine mystische Schrift, die bei den Kirchenvätern öfters genannt ist. Nach ihr ist die Alchemie von Dämonen auf die Erde gebracht worden, die mit Hilfe dieser ganz auf die Goldmacherei eingestellten Geheimlehre irdische Frauen und Mädchen zu ködern versuchten. Diese höheren Wesen brachten ihren Geliebten nicht nur bei, wie sie sich edlen Schmuck herstellen könnten, sondern zeigten ihnen auch die Kunst des Schminkens und sonstiger Schönheitsprozeduren und belehrten sie ferner in Astrologie.

Aber erst im frühesten *Mittelalter*, bei den Arabern, gelangt die Alchemie zu ihrer ersten Hochblüte, daher auch

ihr bei uns gebräuchlicher Name, denn „al“ ist nichts als der arabische Artikel vor dem Wort „Chemie“.

Die Araber ihrerseits dürften dabei ganz die alchemistischen Anschauungen der ausgehenden Antike übernommen haben, die seit den Zeiten des römischen Kaisers Diokletian (284—305 n. Chr.) sich gebildet hatten, wobei der sogenannte Neuplatonismus Pate stand.

Der Sieg des Christentums hatte in der alten Welt etwa mit dem Ende des 2. Jahrhunderts eine derartige Wandlung der Weltanschauung mit sich gebracht, daß die alten Philosophenschulen fast verschwinden, die entstehende Lücke wird durch die Neuplatoniker ausgefüllt, deren Philosophie im 3. Jahrhundert zur Modeströmung wurde. Im wesentlichen handelte es sich, kurz gesagt, um den Versuch, religiöses Schwärmertum und Philosophie miteinander zu verknüpfen. „Man suchte den Mythen und Allegorien des Heidentums, dem herrschenden Aberglauben und den aus dem Orient empfangenen Vorstellungen eine philosophische Begründung zu geben und bediente sich dazu der Platonischen Philosophie“ (*Schlosser-Jäger*). Einer der Hauptvertreter dieser Richtung war der Ägypter *Plotinus* (205—270 n. Chr.). Er muß ein ganz merkwürdiger Mann gewesen sein, dessen Charakterbild in der Geschichte stark schwankt. *Burckhardt* nennt ihn den „Edelsten der Schule“, der persönlich sittlich rein gewesen sei und meint, daß er zu Beschwörungen nur dann sich einließ, wenn er gewissermaßen dazu gezwungen wurde. Von anderer Seite wird ihm aber ein recht wenig günstiges Zeugnis ausgestellt und behauptet, daß er, besonders, als er später in Rom tätig war, bewußt die orientalische Mystik für seine Zwecke ausgebeutet habe und regelrecht die Rolle eines Propheten gespielt habe. Er trieb Zauberkunst, betätigte sich als Geisterbeschwörer und sogar als eine Art von Hellseher, der mit Hilfe dieser „Kunst“ Diebstähle aufdeckte, also so eine Art von antikem Cagliostro. Plotin verfaßte nicht weniger als vierundfünfzig metaphysische Schriften, darunter das Buch mit den schönen Titel

„De Inenarrabilibus“ (Von Unaussprechlichkeiten), das Rabelais in seinem Gargantua und Pantagruel einmal in ironischem Zusammenhang erwähnt. Einer seiner Kollegen, *Jamblichus*, ließ sogar seine Schüler in dem Glauben, daß er beim Gebet zehn Ellen hoch in die Luft getragen werde. Diese Proben genügen, um den Geist, der diese Neuplatoniker beherrschte und der jedem auf Aberglauben aufgebauten Schwindlertum Tür und Tor öffnete, zu charakterisieren. *Burckhardt* spricht sich in seiner „Zeit Konstantins des Großen“ über die ganze Richtung aus: „Es ist ein demütigendes Zeugnis für die Unfreiheit des menschlichen Geistes gegenüber den großen geschichtlichen Mächten, daß die damalige Philosophie, zum Teil durch wahrhaft edle Persönlichkeiten vertreten und mit aller Erkenntnis der alten Welt ausgerüstet, sich gerade hier auf die dunkelsten Nebenpfade verlor, und daß wir ihr wenigstens für den Anfang des 4. Jahrhunderts keine andere Stelle als zwischen zweierlei Aberglauben anweisen können, obwohl sie in moralischer Beziehung einen Fortschritt ausmacht.“ Der Einfluß dieses Neuplatonismus, der unter anderem ein geradezu ausgeklügeltes System der Dämonen lehrte, auf das Mittelalter in allen seinen Erlebnisformen ist groß, sodaß hier kurz auf ihn eingegangen werden mußte; umso mehr, als gerade in die Lebenszeit des Plotin auch die Lebenszeit einer durchaus sagenhaften, für die Alchemie sehr wichtig gewordenen Figur verlegt wird, des *Hermes Trismegistos*. Auf ihn, Hermes den Dreimalgrößten, wird die sogenannte „Smaragdinsche Tafel“ zurückgeführt, in der sich folgende Grundsätze der Alchemie finden (zitiert nach Fülöp-Miller):

„So wie alle Dinge von Einem und seinen Gedanken kommen, so entstanden sie alle aus diesem einen Dinge, durch Aneignung. Der Vater des Dinges ist die Sonne, der Mond ist seine Mutter. Der Wind hat es in seinem Bauche getragen, und die Erde hat es ernährt. Es ist die Ursache aller Vollen- dung in der Welt. Seine Kraft ist völlig, wenn es zur Erde wird. Scheide die Erde vom Feuer und das Feine vom Gro-



Chemisch-alehmistische Geräte des arabischen Alchemisten Geber

ben, gemächlich und kunstreich. Es steigt von der Erde zum Himmel empor, und es steigt wiederum zur Erde hinab und empfängt die Kraft des Oberen wie des Unteren. So hast Du das Herrlichste der Welt, und alles Dunkel wird von Dir weichen. Es ist das Allerstärkste, was alle Stoffe bewältigen, alle Körper durchdringen mag. So ist die Welt geschaffen, durch solche Aneignungen. Darum nennt mich Hermes den Dreimalgroßen, der drei Teile alles Wissens hat. Obiges ist das ganze Werk der Sonne.“

Hermes Trismegistos war ein Beiname des ägyptischen Mondgottes Thot, des Gottes des Rechnens, der Wissenschaft und Weisheit. Wieder also werden innige Beziehungen der Alchemie zur altägyptischen Mythologie und Astrologie deutlich.

Als nun die Araber sich im frühen Mittelalter auf umfangreichen Teilen des antiken Kulturbodens als Eroberer festsetzten und ihre eigene islamitische Kultur aufbauten, übernahmen sie auch die Alchemie und bauten sie großartig aus, sodaß man sie als die eigentlichen Urheber dieser Geheimwissenschaft bezeichnet hat. Übrigens soll auch China die Araber alchemistisch befruchtet haben.

Hauptrepräsentant der arabischen Chemie und Alchemie ist der im 8. Jahrhundert lebende *Abu Musa Dschafar al-Sofi*, *Geber* oder *Dscheber* genannt. Er hat in der Chemie zweifellos einiges geleistet, erfand den Destillierkolben und hat mit seiner Hilfe die Mineralsäuren, Pottasche, Soda, Salmiak, Silbersalpeter und Sublimat dargestellt. Wenn auch die Kreuzzüge das Eindringen alchemistischer Tendenzen in das Abendland sehr gefördert haben, so ist doch Gebers Werk „*Summa perfectionis magisterii in sua natura*“ — Titel der Übersetzung —, in Rom gedruckt, die wesentlichste Quelle der europäischen Alchemie geworden. Rabelais scheint auch von ihm nicht viel gehalten zu haben, er spricht einmal verächtlich von der „*Gebers-Küch*“.

Unbekannt war zwar damals schon die Alchemie dem Abendland nicht. Als ganz besonderes Kuriosum sei vermerkt, daß scholastische Philosophen sogar den Evangelisten Johannes unter die Alchemisten gerechnet haben, ein Hymnus des Augustinermönchs Adamus Victorinus sagt: Johannes habe Gold aus Holz gemacht und künstliche Edelsteine erzeugt, um sie den Armen zu schenken. Bis heute hat sich das Johannesevangelium und besonders die ersten vier Verse des ersten Kapitels im Volkabergglauben gehalten. Wer es in der Tasche trägt, ist vor bösen Geistern geschützt, auch zur Teufelsbeschwörung kann es angewandt werden.

Berühmt unter den mittelalterlichen Magiern ist der Dominikaner *Albertus Magnus*, von Geburt ein Graf von Bollstädt (1193—1280). Er ist so richtig ein Beispiel dafür, daß in Zeiten allgemeiner grober Unwissenheit ein überragender Könnner seiner Umgebung unheimlich wird, einfach, weil sie ihn nicht begreift. Albertus Magnus hat die gesamte naturwissenschaftliche Kenntnis seines Zeitalters in sich vereinigt, wie im Altertum etwa Aristoteles, und hat sie überdies erweitert und vertieft; gerade auch auf chemischem Gebiet hat er manches entdeckt. Als er nun am 6. Januar 1259 im Treibhause seines Klosters ein Fest mit blühenden Blumen gab, war er selbstredend gleich des unerlaubten Umgangs mit dem Teufel verdächtig. Das Fest wurde nachher so geschildert, als ob Albertus an einem Wintertage plötzlich alle Schönheiten eines Frühlingstages hervorgezaubert habe, um dann mit einem Wort den ganzen Frühlingsprunk zu zerstören, worauf grimmiges Schneetreiben erfolgte.

Etwa gleichzeitig lebt *Roger Bacon* (1214—1294), ebenfalls ein großer Denker, der bereits von Flugschiffen spricht, den Kompaß und das Schießpulver, sowie das Mikroskop und die astronomischen Fernrohre vorahnt. Gebürtig aus Ilchester studierte er in Oxford, graduierte als Doktor der Theologie in Paris. Seinem Freunde, Papst Klemens IV. schlug er die Kalenderreform vor, die in späterer Zeit wirklich unternommen wurde, und trat nachhaltig für die experimentelle Methode in der naturwissenschaftlichen Forschung ein. Von der Richtigkeit der Alchemie war er jedoch überzeugt; immerhin riet er aber auch hier: man solle doch experimentell erforschen, auf welche Weise die Natur Metalle mache, um sie dann einfach nachzuahmen und warnte, vorsichtig zu sein, ehe man annehme, daß man wirklich ein Metall in ein anderes verwandelt habe. Er hatte also auch auf diesem Gebiete einen gewissen Skeptizismus. Auch an die Astrologie glaubte er übrigens. Sein Lebensabend war trübe, er war durch seine Kenntnisse — die er leider mit einer erheblichen Ruhmredigkeit verbrämte — so auffällig ge-

worden, daß man ihn schließlich einkerkerte und zehn Jahre in Gefangenschaft hielt. Erst gegen Ende seines Lebens kam er wieder frei.

Pech hatte auch der Spanier *Raimundus Lullus (Lully)*. Er scheint einer der ersten Adepten zu sein, der einem goldgierigen Fürsten in die Finger fiel — Eduard II. von England — und in Haft gebracht wurde, um für den König Gold zu machen. Lullus starb 1315. Seiner Epoche galt er tatsächlich als der Erfinder des Steins der Weisen. In seiner grotesksatirischen Klosterbibliothek zu Sanct Victor hat Meister Rabelais auch ihn verewigt mit dem Werk „*Raimundus Lullius de Narripossagiis principum*“. Großen Ruf erlangte der Alchemist *Bernhard von Trier* dadurch, daß er für Karl V. von Frankreich Liebestränke herstellte. Um seine königliche Majestät von der Güte dieser Tränke zu überzeugen, wurden dieselben dann zunächst an Dienstmägden ausprobiert, sodaß der Erfolg dem Herrscher gleich ad oculos demonstriert werden konnte. Sogar Alchemisten mit poetischer Ader sind bekannt geworden, so ein gewisser *Augurelli*, der sein Werk „*Chrysopeia*“ in dem er die Kunst des Goldmachens lateinisch besingt, dem Papste Leo X. widmete, in der Hoffnung, reich belohnt zu werden. Leider aber sandte ihm der Papst nur eine prächtige, aber leere Börse, weil er der Meinung war, daß ein Mann, der so bewundernswert Gold zu machen verstehe, nur eines Beutels bedürfe, um es hineinzutun. An ganz groben Schwindlern hat es — wie zu keiner Zeit — auch damals nicht gefehlt. So wird von dem Alchemisten *Peter d'Apono* berichtet, daß er nicht weniger als sieben kunstvoll mit Tau geköderte Geister in Flaschen hielt und das schöne Geheimnis besaß, daß alles von ihm gezahlte Geld von selbst wieder in seine Taschen zurückfloß. Warum er da noch sich bemühte, Gold zu machen, ist nicht recht erfindlich. Bemerkenswert sei noch, daß die alchemistischen Kenntnisse und Bestrebungen dieses Zeitalters ganz besonders auch durch die fahrenden Schüler, die Vaganten, verbreitet wurden, eine im ganzen gesehen höchst unsaubere Sippschaft, die sich auf ihren Wan-

derungen mit besonderer Vorliebe auf den Bauernfang verlegte.

In der *Renaissance* hatte Italien die Blütezeit in der Alchemie im 14. Jahrhundert zu verzeichnen gehabt, aber die Hochrenaissance im 15. Jahrhundert brachte gerade in diesem Lande so viel Aufklärung mit sich, daß die Adepten nicht mehr viel zu tun hatten. Die wenigen, die sich noch damit abgaben, führten, wie *Burckhardt* mitteilt, damals den Namen „Grübler“ — *ingenia curiosa* — und wurden weidlich mißachtet. Die eigentliche hohe Zeit der Alchemie ist erst ein Produkt des 16. Jahrhunderts und — von den ursprünglichen italienischen Adepten dorthin getragen — der nördlich der Alpen liegenden Länder Europas. Hier wurde auch erst die eigentliche tiefe Mystik dieser „Wissenschaft“ entwickelt und unter anderem abermals die Bibel, diesmal die Apokalypse, in alchemistischem Sinne gedeutet. Hier aber auch trat in Gestalt des *Paracelsus* die alchemistische Medizin, von der noch des weiteren zu reden sein wird, so richtig ins Dasein. Hier im Norden hielt sich die Alchemie noch während des ganzen *Barock* in allen Ländern in üppiger Blüte, brachte sogar die Gesellschaft der Rosenkreuzer hervor, die erste Alchemisten-Verbindung der Geschichte. Auch das 18. Jahrhundert arbeitete, wenn schon deutlich spielerisch, mit alchemistischen Methoden und brachte als Kuriosum 1796 noch einmal eine „hermetische Gesellschaft“ hervor, die im Reichsanzeiger alle Sucher des Steins der Weisen aufforderte, sich zu melden. Es stellte sich dann aber heraus, daß diese „Gesellschaft“ nur aus zwei Mitgliedern bestand, einem Prediger mit Namen *Behrens* und als Hauptperson aus *Karl Anton Kortum* dem bekannten Verfasser der „*Jobsiade*“. Kortum verfolgte dabei offenbar einen bestimmten Zweck; er wollte möglichst viel über die Alchemie und ihre Methoden erfahren, ehe er Zeit und Geld an alchemistische Experimente verschwendete. Das, was er erfuhr, scheint ihm aber die Lust an der Sache genommen zu haben; nach weni-

gen Jahren verschwand die hermetische Gesellschaft wieder von der Bildfläche.

Der alte Fritz sprach sich auch einmal über die Goldmacherei aus, die er ablehnte:

„Fredersdorf glaubte fest daran und ließ sich mit Alchemisten in Potsdam ein. Bald verbreitete sich das Gerücht über die ganze Garnison, und es gab keinen Fähnrich, der nicht hoffte, durch Alchemie seine Schulden zu bezahlen. Windige und betrügerische Adepten schlichen von allen Ecken und unter allerlei Gestalt nach Potsdam. Aus Sachsen kam eine Frau v. Pfuel mit zwei sehr schönen Töchtern; diese trieben das Handwerk kunstmäßig, und junge Leute zumal hielten sie für große Prophetinnen. Ich wollte dem Ding mit Gewalt steuern, aber es gelang mir nicht. Man erbot sich, in meiner Gegenwart alle nur erdenklichen Proben zu machen und mich durch den Augenschein zu überzeugen. Dies hielt ich für das beste Mittel, die Torheit aufzudecken, und so ließ ich diese Alchemistinnen unter genauer Aufsicht arbeiten. Gold in die Tiegel zu werfen und anderer grober Betrug konnte nicht gelingen; aber dennoch machte Frau v. Pfuel die Sache so wahrscheinlich, daß ich alle Versuche erlauben mußte, und daß es mir am Ende weit über die 10 000 Thlr. kostete, die ich dazu bestimmt hatte“ (nach Vehse).

Selbst in unserem zwanzigsten Jahrhundert ist die Goldmacherei nicht restlos ausgestorben.

Um die Jahrhundertwende behauptete ein übrigens unbekannt gebliebener Forscher, daß er dünne Silberblättchen durch Hämmern in Gold verwandelt habe. Die Nachprüfung ergab aber, daß es sich lediglich um eine optische Erscheinung handelte, der tatsächliche goldartige Schein der gehämmerten Silberblättchen kam durch eine Farbspiegelung (Interferenz) zustande.

Um die zwanziger Jahre trat der Amerikaner Emerson mit der Behauptung auf, daß er Antimon in Gold verwandelt habe, stellte in loyaler Weise sein Labor, Materialien und Apparate anderen Forschern zur Nachprüfung zur Ver-

fügung, wobei sich dann aber herausstellte, daß das verwendete Antimon Gold in Spuren enthielt, das also durch die Maßnahmen Emersons lediglich zutage gefördert worden war.

Größtes Aufsehen erregte dann die Mitteilung Prof. Miethe's, des Leiters des Photochemischen Instituts der Technischen Hochschule in Berlin, daß er aus Quecksilber Gold gemacht habe. Diese im Juli 1924 erfolgte Behauptung ging schnell in die Tagespresse über, hat weite Wellen geworfen, und unter anderem Amerika, das damals goldreichste Land zu ausgedehnten Versuchen und Analysen des Verfahrens veranlaßt. Amerika hatte tatsächlich Angst, daß in Deutschland billiges Gold hergestellt werden könne und das amerikanische Gold entwertet werde. Aber wieder ergaben die sich über Jahre hinziehenden, an sehr vielen Stellen von namhaften Forschern unternommenen Versuche, daß von einer Golderzeugung keine Rede war, denn wieder hatte das als Ausgangsmaterial benutzte Quecksilber Gold in kleinsten Mengen enthalten. Interessant aber ist diesmal der Weg: Miethe hatte sein Gold im Innenbeschlag einer Quecksilberlampe gefunden. Das in der Lampe befindliche Quecksilber war mit Elektronen „beschossen“ worden, die unter Miethe's Versuchsanordnung vorgenommenen Nachprüfungen hatten jedesmal wieder Gold ergeben, die sogenannte Atomphysik hatte unter dem Vorantritt Rutherfords bereits die theoretische Möglichkeit der Elementumwandlung in Erwägung ziehen lassen, die ganze Sache sah also schon bedeutend ernster aus, als zur Zeit der alten Alchemie. Dennoch ist selbst heute, im Zeitalter der Atomenergie, von der Umwandlung der Elemente zwar viel, von der Umwandlung eines unedlen Metalls in das Metall Gold aber kaum die Rede. Es wird auch solange nicht die Rede davon sein, als uns noch keine billige Bestrahlungsenergie zur Verfügung steht, die heute zur Elementumwandlung notwendige Energiemenge ist jedenfalls noch so kostspielig, daß die Goldherstellung sich nicht lohnen würde.

Beschließen wir unseren kurzen geschichtlichen Rundblick mit einem Blick nach *China*, so ist oben bereits gesagt worden, daß alchemistische chinesische Ansichten offenbar in das Arabertum eingedrungen sind. Ganz besonders scheint dies der Fall mit einer Art von Lebenselixir gewesen zu sein. In China war die Alchemie der Metaphysik *Laotse*s erwachsen. Er gehört etwa dem 3. vordchristlichen Jahrhundert an, sein Leben ist reichlich unbekannt, er soll Archivbeamter gewesen sein und sich später ganz zurückgezogen haben, um seine Lehre aufzuschreiben. Kernpunkt seiner mystischen Religion ist das Tao, eine Art von Ursein, von dem alles Sichtbare ausgeht. In seiner reinen Form für das Volk unverständlich und deshalb von Anfang an unpopulär, wurde dieser Taoismus das Sammelbecken alles dessen, was in dem wesentlich populärerem Konfutsianismus nicht unterkam, so vor allem der gesamten chinesischen Dämonologie und des übrigen Aberglaubens, und so entartete der Taoismus ziemlich schnell zu einer direkten Beschwörer- und Zaubererpraxis. Unter anderem erwuchs seinem Boden die chinesische *Makrobiotik*, die Kunst, das Leben zu verlängern und die Alchemie. Beide dienten den wichtigsten menschlichen Wunschträumen, dem Wunsch, recht lange zu leben und dem Wunsch, möglichst reich zu sein. Es ist also nicht verwunderlich, wenn die Suche nach dem Lebenselixir zur alchemistischen Praxis und Idee zugeschlagen wurde und sich mit der Goldsuche amalgamierte. Über das Arabertum drang diese Erweiterung alchemistischen Strebens dann in Europa ein. Auch in China haben sich im übrigen sehr hohe Herren mit der Alchemie befaßt, die erste historische Persönlichkeit, die sich ihr ganz ergab, war Kaiser *Schi-hoang* (246—209 v. Chr.).

Die *innere Idee der Alchemie* ist für den modernen Menschen nicht ganz einfach zu begreifen. Zunächst ist zu sagen, daß auch sie von der Verbundenheit des Irdischen mit dem All, gerade so wie ihre astrologische Schwester, ausging. Von der Einwirkung des Kosmos — der Planeten — auch auf die unbelebte Materie der Erde überzeugt, vertrat sie überdies

die Meinung, daß diese tote Materie im Grunde genommen nur ein Urstoff in *verschiedener* Erscheinungsform sei. Somit mußte es möglich sein, diese verschiedenartigen Stoffe durch geeignete Methoden ineinander umzuwandeln, die minderwertigen unter ihnen zu bessern, zu veredeln.

Diese bereits erheblich mystisch-magisch durchtränkten Gedankengänge werden ganz ins Übersinnliche übertragen dadurch, daß der Alchemist annahm, zwischen ihm und dem bearbeiteten Stoff bestehe eine innige Beziehung, eine Wechselwirkung. „Nur der Verwandelte verwandelt.“ Befanden sich ursprünglich alle Stoffe in einem goldenen oder silbernen Urzustand, und war die Existenz unedler Metalle und Gesteine so eine Art von „Sündenfall“ der Materie, so konnte nur der eine Veredelung erzielen, der selbst moralisch gewandelt, gebessert war. Also mußte er unausgesetzt an dieser eigenen moralischen Wandlung arbeiten, wenn seine suggestive Kraft die im chemischen Kolben sich abspielenden Vorgänge wirksam beeinflussen sollte. Das, was in seinen Retorten vor sich ging, sah der Alchemist nicht als einen natürlichen, einfachen Vorgang an, sondern als ein Mysterium, genau so wie das Mysterium der Wandlung in der heiligen Messe. Man hat auch tatsächlich die Vorgänge im Kolben Schritt für Schritt mit Christi Passion und Opfertod symbolhaft in Beziehung gesetzt, noch der Name „Rosenkreuzer“ deutet dies an: „Durchs Kreuz zur Rose“, durch den schweren Weg der Stoffveredelung zum ersehnten Ziel: dem „Stein der Weisen“. So hielt der Adept, das heißt der Mann, der durch mystisch-magische Einweihung eine höhere Lebensstufe erlangt hat, sich für besonders auserwählt und berufen.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß — wie im Mystisch-Magischen so oft — auch in der Alchemie erotische Momente manchmal eine eigenartige Rolle gespielt haben. So bedienen sich die Rosenkreuzer in ihren Schriften häufig einer deutlich sexuellen Symbolik. Der Stein der Weisen wird regelrecht „geboren“, zwischen Merkur, dem weiblichen, und Sulphur,

dem männlichen „Element“ laufen förmliche Liebesspiele ab, es wird von „Sperma astrale“ und von der „defloratio naturae“ gesprochen. Ganz besonders breit ausgemalt findet sich diese Art der Symbolik in der „Chymischen Hochzeit“ des Rosenkreuzers Johann Valentin Andreae. Im 18. Jahrhundert trat in Wien die Adeptengesellschaft der Seminalisten auf. Sie war der Ansicht, daß der Mensch als eine Art von Mikrokosmos die Keime zu dem Edelsten, nämlich dem Golde, in sich selbst beherberge. Aus dieser Idee heraus ging die Gesellschaft hin und verpflichtete sich gegen Bezahlung und gewählteste Ernährung eine Reihe von Leuten zur Lieferung von Sperma, dem Experimentierstoff der Seminalisten, daher ja auch ihr Name. In diesem hofften sie die „prima materia“ zu finden. Als ein der Vereinigung angehörender Offizier seine Soldaten zur Lieferung des begehrten Stoffes *zwingen* wollte, kam die Sache ans Tageslicht und führte zur Unterdrückung der Sekte.

Zeugung — Wachstum — Tod und Verwesung — Wiederauferstehung: Das ist ideenmäßig der Weg, der dem Alchemisten bei seiner Veredelungskunst vorschwebt und den er auf Vorgänge, die seine Stoffe im chemischen Gerät durchmachen müssen, überträgt. So kommt er zur Aufstellung von sieben Hauptstufen der Wandlung, die in seinen Kolben ablaufen. Jeder Stoff, den er verwendet, ist einem der sieben Planeten zugeordnet, er „entspricht“ ihm, wird von ihm „dirigiert“. Die unedelsten, beispielsweise das eine große alchemistische Rolle spielende Blei, unterliegt der Einwirkung des Saturn, und je edler der Stoff ist, umso näher liegt der ihn dirigierende Planet, die edelsten gehören dem Monde als nächstgelegenen Stern an, das Gold aber, der alleredelste Stoff, der Sonne.

Ausgehend von diesen Ideen hatte die Alchemie für ihre Prozeduren als erstes den gewählten Stoff im Kolben zur Verwesung zu bringen, der Putrefaktion, wie sie es nannte. Erst hierdurch verlor der Stoff seine individuelle Beschaffenheit und es wurde der in ihm enthaltene feine Stoff, die „Quint-

essenz“ frei. Die „Digestion“, die im zugeschmolzenen Kolben ablief und wochenlange, ja manchmal monatelange Dauererhitzung bei gleichbleibender Temperatur zur Voraussetzung hatte, wurde von zahlreichen Destillationen gefolgt, die den Rückstand zur Abscheidung brachte, der aber auch seinerseits noch zum Auskristallisieren der „Salze“ benutzt wurde. Salz und Filtrat wurden dann wieder vereint und nochmals den gleichen Prozessen unterworfen, bis allmählich die gewünschte „Quintessenz“ zu Tage trat — oder auch nicht. Größter Wert wird dabei auf die Farbveränderungen der Chemikalien gelegt, denn das Endziel war die weiße Tinktur, das „kleine Magisterium“, welche alle unedlen Produkte in Silber umwandelte und die rote Tinktur, das „große Meisterstück“, der „Stein der Weisen“, die „Panazee des Lebens“, die nicht nur Gold in Lösung bringen konnte, sondern auch alle Stoffe in Gold verwandelte. Große Wichtigkeit haben im alchemistischen Sprachgebrauch der „Mercurius“ — Quecksilber — und der „Sulphur“, — Schwefel —, die aber nicht etwa mit den Elementen gleichbedeutend sind, die wir heute darunter verstehen, sondern gewissermaßen Quintessenzen, nicht Körper, sondern chemische *Eigenschaften* darstellen, die mehr symbolisch als tatsächlich gemeint sind. So findet sich auch das Wort „Sol“ — Sonne — als Gruppensymbol für Metalle generell. Die drei wichtigsten Gruppensymbole: Merkur — allgemeine charakteristische Metalleigenschaften — Sulphur — Veränderlichkeit im Feuer — und Sal — Verbindung von Merkur und Sulphur — sind die drei alchemistischen „Elemente“.

Johann Amos Comenius (1592—1670) hat in seiner „Physik“ 1633 den Versuch unternommen, diese drei Elemente mit den vier „Elementen“ des Aristoteles zu vereinigen. Er sagt (zitiert nach Köthner):

„Die sichtbare Welt ruht auf drei sichtbaren Prinzipien, das sind: *materia* (Stoff), *spiritus* (Geist) und *lux* (Licht oder Feuer). Die „substanzbildenden Qualitäten“ der Körper aber sind „Mercurius, Sulphur und Sal“ . . . Jede dieser drei ent-

stand aus der Durchmischung der drei Prinzipien Licht, Geist und Stoff. Von diesen drei Prinzipien und Qualitäten leiten sich die Arten der Dinge, die species rerum, ab und zwar zuerst die vier Elemente Äther, Luft, Wasser, Erde . . . Geist und Stoff sind im Anfang eng miteinander vereinigt, sie erzeugten die Bewegung (agitatio); also ist Mercurius, weil er aus beiden hervorgeht, nichts anderes als Bewegung.“

Hier wird also alles durchgeistigt, von einem wirklichen Stoff oder Körper ist überhaupt keine Rede mehr.

Symbolik, Methodik und Idee der Alchemie sind teilweise wohl deshalb so schwer verständlich für uns Heutige, weil die Alchemisten in ihren Schriften keineswegs alles niederlegten, was sie dachten und wußten; sie scheinen häufig gerade das, was sie als besonders wesentlich betrachtet haben, nur mündlich, wie eine Art von Zunftgeheimnis, untereinander ausgetauscht zu haben. Ansichten, wie die Comenius, die sich ganz in geistigen Spekulationen ergehen, haben mit wirklichem Experimentieren nichts mehr gemein, denn sie geben dem ersten Forscher so gut wie nichts mehr in die Hand, an und mit dem er wirklich arbeiten könnte. Aber die Ideen dieses und ähnlicher „Pansophen“ sind maßgeblich geworden für das Rosenkreuzertum, dem es auf praktisches Operieren gar nicht mehr ankam, sondern das sich überwiegend mit der „inneren Läuterung des Adepten“ befaßte, die dann allerdings auch eine Steigerung seiner magischen Macht, somit rein praktischen alchemistischen Fähigkeiten im Gefolge hatte. Auch die übrigen Alchemisten nahmen schon an, daß nicht nur ihre Persönlichkeit den Ablauf der Reaktionen im Kolben beeinflusste, sondern daß auch umgekehrt ihre „astralen Kräfte“ durch die chemischen Umwandlungen gesteigert würden.

Stand im Mittelalter und besonders im Altertum die Umwandlung der Metalle, insbesondere das Goldmachen, sicher im Vordergrund des alchemistischen Interesses, so war doch andererseits auch schon sehr früh eine ganz andere Tendenz vorhanden: die Heilung von Krankheiten, die Verlängerung

des Lebens, die Erzeugung des Lebens in der Retorte, der „Homunkulus“. Ganz besonders wurde die alchemistische Medizin durch die arabische Alchemie befruchtet, und hier setzt dann im 16. Jahrhundert die Tätigkeit des Paracelsus ein, den wir im Kapitel über die Astrologie bereits kennen lernten. Wie in der astrologischen, so wurde er auch in der alchemistischen Medizin ein großer Schrittmacher.

Er behält die vier aristotelischen Elemente bei, jedoch setzen sie sich aus den Elementen Mercurius, Sulphur und Sal irgendwie zusammen, in die sich alle bekannten Stoffe der Erde zerlegen lassen würden, wenn die menschliche Kunst hierfür nur ausreichend wäre. Aber für ihn besteht der Sinn der Alchemie nicht im Goldmachen: „Nicht als die sagen, Alchimia mache Gold, mache Silber: Hier ist das fürnehmen, mach Arcana und richte dieselbigen gegen die Krankheiten“ schreibt er. An anderer Stelle sagt er:

„Alchymia ist nur ein Fürnehmen und ein listig Gedicht, damit man die Geschlechter der Metalle verwandelt, aus einem Stande und Natur in den anderen zu bringen. Demnach mag wohl jeder dichten eine gute alchymistische Kunst durch sein Sinnen und Gedanken; denn wer baß dichtet, der trifft auch baß die Kunst und findet die Wahrheit.“ Oder: „Was nicht ganz ist und nicht vollkommen, sondern Fantasei von Menschen, als ein Exempel mit der Alchemey; die da wollen Gold machen und Silber, das ist nicht gerecht, darum dreschen sie leeres Stroh, denn es ist nicht von Gott gegeben, sondern Erdichterei von Menschen.“

Der Goldmachekunst scheint Paracelsus also ablehnend gegenüber gestanden zu haben. Aber von anderen alchemistischen Dingen war er sehr überzeugt, so von der Möglichkeit, auf chemischem Wege einen Menschen zu erzeugen; er behauptet, man könne das, indem man Sperma in einem verschlossenen Gefäß in Pferdemit vergrübe und gibt auch genaue Anweisung, wie der Homunkulus dann ernährt werden soll. Die gleiche Überzeugtheit hat er auch von der alchemistischen Medizin.

So kommt es durch ihn erstmalig dazu, daß auch anorganische Stoffe in den bis dahin nur aus pflanzlichen und tierischen Produkten bestehenden Arzneischatz eingeführt werden, wobei wieder das magisch-mystische System der planetarischen „Entsprechungen“ Pate steht. Denn nach astrologischer Lehrmeinung dirigierten die verschiedenen Planeten ja nicht nur das Gesamtlevensschicksal eines Menschen, sondern auch die einzelnen Glieder und Organe unterlagen der Einwirkung jeweils verschiedener Gestirne, denen aber auch andererseits bestimmte Metalle „entsprachen“. So lag der Gedanke nahe, die entsprechenden Organe und Metalle in Verbindung miteinander zu setzen das heißt bestimmte Krankheiten durch bestimmte Metalle therapeutisch anzugehen. Auch in dieser alchemistischen Medizin gab es einen Gipfelpunkt, sozusagen einen Stein der Weisen, das „Lebenselixir“, welches Befreiung von allen Krankheiten bringen mußte, langes Leben und Verjüngung verhiieß, und selbstredend konnte auch hier nur das Gold Träger dieses Elixirs sein; das Gold, der Sonne als reinstem Planeten untertan, mußte das Allheilmittel sein. So bemächtigte sich dann auch die Alchemie in breiter Front dieser neuen Idee, aber diesmal kam es nicht darauf an, Gold zu *machen*, sondern natürlich vorhandenes Gold zu *lösen*, sodaß es zum „Aurum potabile“, zum trinkbaren Gold, wurde, denn nur so konnte es in den Körper aufgenommen und in ihm wirksam werden. Immer wieder behauptete ein Alchemist dieser und der folgenden Zeit, daß er die Gold-Essenz hergestellt habe, und immer wieder hören wir in Berichten, daß dessen Anwendung die langwierigsten chronischen Krankheiten heilte oder alte Leute von Grund auf verjüngte. Jede nur erdenkbare Krankheit wurde damit behandelt. Schade, das Wundermittel ist verloren gegangen, die Menschheit leidet heute unter Krankheiten fast mehr als früher! Interessant ist, daß unser Likör „Danziger Goldwasser“ diesem Suchen nach dem Trinkgold seinen Ursprung verdankt.

Der Homunkulusgedanke ist scheinbar auch uralte; er lebt

in dem Versuche, Automaten in Menschengestalt herzustellen genau so wie in der jüdischen Golemsage. In ausgesprochen alchemistischer Hinsicht bemerkenswert sind die „Homunculi“ des Grafen von Kuefstein. Über diesen Mann ist die Forschung bis heute nicht ins Klare gekommen, sein Lebenslauf ist dunkel. Er lebte im 18. Jahrhundert und tauchte eines Tages in Wien auf. Er hatte große Gläser bei sich, in denen Lebewesen waren, die bestimmt keine Tiere gewesen seien, und die er angeblich mit dem Blut seiner Diener ernährt haben soll. Als die Wiener Polizei einzugreifen suchte, waren die Gläser verschwunden.

Wie weitgehend die Entsprechungsmanie in den okkulten Dingen ist, geht beispielsweise daraus hervor, daß sich in der Alchemie selbst mathematische „Entsprechungen“ finden. *Max Bense* schreibt („Konturen einer Geistesgeschichte der Mathematik“):

„Eine bemerkenswerte Rolle hat die Geometrie im Irrkreis der Alchemie gespielt. Wie so häufig, so war auch hier wohl ein Bezug auf Platons Timaios die Ursache. Hier wurde die Kugelgestalt für die vollkommene Gestalt erklärt und den vier Elementen Feuer, Luft, Wasser und Erde die elementaren Körper Tetraeder, Oktaeder, Ikosaeder und der Würfel zugeordnet. Insbesondere hat Lull immer wieder davon gesprochen, daß bei den alchemistischen Verfahren geometrische Regeln zu beobachten seien und selbst an Hand graphischer Darstellungen Mischungsvorschriften gegeben. Hier sehen wir jedenfalls die früheste Wirkung mathematischer Einsichten auf chemische Spekulationen vor uns. Natürlich gehören diese Dinge nicht der Geschichte der Naturwissenschaften an, sondern bleiben im Rahmen der Geschichte mathematischer Mystik, . . .“

Es ist ein Wust von idealen Gedanken, von primitivem Wissen, vor allem aber von krassem Aberglauben, aus dem sich die Alchemie genau so wie ihre Schwester zusammensetzt, wobei lange Jahrhunderte hindurch nicht eines der gesteckten Ziele auch nur im geringsten erreicht wurde. *G. F.*

Hartlaub kann nur zugestimmt werden, wenn er sagt, daß es „eine noch nicht voll enträtselte Tatsache der Geistesgeschichte ist, daß die Menschen trotz ungezählter Enttäuschungen und Entlarvungen durch so viele Jahrhunderte hindurch von dem Gedanken der Metallverwandlung und ihrer praktischen Ausnutzbarkeit nicht loskommen konnten und daß sich neben den rein materiellen Hoffnungen des Eigennutzes auch so viele innerliche Träume einer „*pansophischen*“ Universalreligion und Generalreformation an den Verwandlungsgedanken knüpften“.

Es soll nicht verkannt werden, daß der Irrwahn der Alchemie die Menschheit auf manchen Gebieten gefördert hat. Nicht nur die Medizin hat eine Reihe von neuen Heilerkenntnissen aus ihr gezogen, sondern auch die Chemie hatte durch die Zufallsergebnisse, die die Alchemisten bei ihrer Experimentiererei erzielten, einen nicht unbeträchtlichen Gewinn. Ähnlich war es auch bei der chinesischen Alchemie, die unter anderem das Schießpulver, Alkohol, Arsenik, Metalllegierungen und Medikamente brachte. Insbesondere hat unser Hüttenwesen große Anregungen durch die von den Alchemisten erarbeiteten Methoden, Metalle aus ihren Verbindungen zu isolieren und zu reinigen, gewonnen.

Ganz ohne Nutzen ist das Zeitalter der Alchemie in allgemein-kultureller und naturwissenschaftlicher Hinsicht somit nicht gewesen. Aber der von ihr beziehungsweise ihren „Adepten“ angerichtete Schaden, das unendliche Unglück, das die Goldmacherei und die im Gefolge der alchemistischen Medizin einsetzende Kurpfuscherei hervorgerufen haben, ist wohl unermesslich. Der Nutzen, den sie brachte, dürfte durch diesen Schaden mehr als aufgewogen werden.

Will man sich einigermaßen darüber klar werden, warum dieser teilweise groteske Aberglaube sich so lange erhalten konnte, so ist vielleicht der Grund — abgesehen von der zu allen Zeiten gleichbleibenden unglaublichen Leichtgläubigkeit der Menschen, wenn es sich um Dinge handelt, die sie glühend ersehnen — in der Persönlichkeit der Alchemisten

selbst zu suchen. Vielfach wird der heutige Betrachter da natürlich auf Mutmaßungen beschränkt bleiben müssen, aber vieles ergibt sich doch aus der zeitgenössischen Literatur und aus den Prozessen und Nachrichten über betrügerische Goldmacher.

G. F. Hartlaub hat jüngst (1947) eine kleine Schrift über die Alchemisten in der Literatur und der Malerei herausgegeben, die aus den zitierten Autoren ein im allgemeinen recht gutes Bild des Adepten ergibt. Sehr interessant ist Hartlaubs Feststellung, daß im Schrifttum von Petrarca (1304 bis 1374) bis Balzac (1799—1850) die Alchemie als solche keineswegs so schlecht abkommt, als der Alchemist. Er wird meist als ein recht undurchsichtiger Charakter dargestellt, „ein halb praktisches, halb phantastisches, halb idealistisches, halb verdächtiges, auf alle Fälle seltsam schillerndes und zweideutiges Wesen“, seine Alchemistenbude ist — wie dies auch die Maler insbesondere die Holländer des 17. Jahrhunderts bildlich so schön zeigen — ein wildes Durcheinander von Tiegeln, Topfen, Retorten, Schmutz, Büchern, Ruß, Qualm, Gerüchen nach allem Möglichen. Inmitten dieses Wirrwars sitzt am Feuer der Adept selbst, ein der Schilderung nach meist ausgemergelter oder hagerer rußbedeckter Mann, der kaum mit seiner Umgebung spricht, unentwegt seine Essenzen kocht, nachts nicht schläft, oft ganz verwildert und schließlich krank wird. Sein Ende ist meist die bitterste Armut — auch dies schildert ein Bild Pieter Breughels d. Ä. (1520 bis 1569) sehr anschaulich —, auch der wahnhaftige Selbstbetrug dieser Abergläubigen, der durch noch so viele Fehlschläge nicht zu erschüttern ist, kommt in der Literatur immer wieder zum Ausdruck. (Siehe Tafel vor Seite 49).

Dieses Bild des Adepten spricht recht deutlich. Es kennzeichnet uns den Alchemisten dieser Form als eine sehr oft psychopathische, also seelisch abnorme Persönlichkeit, wie es auch bei einer derartigen Lebensführung kaum anders zu denken ist. Vornehmlich dürften wohl die Psychopathen, die man die Fanatiker nennt, unter ihnen vertreten sein, wozu

auch die so oft in Wort und Bild geschilderte körperliche Beschaffenheit dieser Leute gut passen würde.

Aber damit ist der Kreis dieser Männer keineswegs erschöpft, sondern es hat sich mit Bestimmtheit unter den Alchemisten das echte Betrugertum, wie bei allen abergläubigen, magisch-mystischen, okkulten Beschäftigungen der Menschheit sehr breit gemacht. Ein berühmter Trick dieser systematischen Schwindler war der, ihre Opfer mit einem besonders präparierten Rührstab zu ködern, dessen Spitze eine geringe Menge Gold enthielt, die sich im Feuer löste, der Tinktur so einen Goldzusatz gab, wodurch mit ihr behandelte Metalle oberflächlich vergoldet wurden und so den gierigen Beschauer täuschten. Andere Schlaumeier gingen hin und verrieben Quecksilbersalze auf Kupfer, das dadurch oberflächlich amalgamiert wurde und silbrig glänzte. Alsdann behauptete solch ein Adept, das Kupfer sei in Silber verwandelt. Oder man nahm Tiegel mit doppeltem Boden. Unter dem oberen, im Feuer leicht schmelzbaren Boden war etwas echtes Gold verborgen. Auch vorher ausgehöhlte und mit Goldpulver gefüllte Kohlestücke waren in dem Repertoire der Schwindler zu finden. Es kam ja oft genug nur darauf an, dem „Kunden“ in einem ersten Experiment die Fähigkeit, tatsächlich Gold zu machen, vorzutäuschen, um ihm für die weiteren Experimente möglichst viel Geld ablocken zu können, mit dem man bei Nacht und Nebel das Weite suchte.

Schon *Dante* hat in der „Göttlichen Komödie“ das Fälschertum der Alchemisten gegeißelt. Er beschreibt im 29. Gesang der Hölle das zehnte Sacktal des achten Höllenkreises, in dem in entsetzlichem Gestank sich die Fälscher befinden, unter denen er zwei bekannte Alchemisten seiner Zeit auführt.

„*Da sprach der eine: Von Arezzo war ich*¹,
Albert von Siena ließ verbrennen mich;

¹ Griffolino, 13. Jahrhundert.

*Doch nicht mein Tod hat mich hierhergeführt.
Wahr ist's, daß ich im Scherz ihm einst gesagt,
Ich könnte fliegend in die Luft mich heben.
Er, arm an Witz und reich an Neubegier,
Wollte, daß ich die Kunst ihn lehr', und weil
Ich nicht zum Dädalus gemacht ihn, ließ er
Lebendig durch den Vater mich verbrennen.
Jedoch zum letzten Sack von diesen zehn
Hat mich verurteilt Minos¹, der nicht irrt,
Weil ich im Leben Alchimie getrieben.“*

Wenige Zeilen weiter spricht ein zweiter Alchemist zu *Dante*:

„*Schärfe den Blick, sieh voll mir ins Gesicht;
Wirst sehn, daß ich Capochios² Schatten bin,
Der das Metall zu fälschen hat verstanden.
Erkenn' ich dich, so mußst du's wissen, daß ich
Mich gut bewährt hab' als Naturnachäffer.“*

Das Schicksal dieser Fälscher im achten Höllenkreis ist grausig: über und über bedeckt mit Aussatz und Grind, kratzen sie sich denselben wegen seines ständigen furchtbaren Juckens gegenseitig vom Leibe.

Auch *Sebastian Brant* (1458—1521) hat im 102. Stück „Von Falschheit und Betrug“ seines „Narrenschiffs“ geschrieben:

*Damit ich nicht vergeß hiebei
Den großen Trug der Alchemey,
Die Gold und Silber hat gemacht,
Das man ins Stöcklein³ eh gebracht.
Sie gaukeln und betrügen grob;
Sie zeigen vorher eine Prob',
So wird bald eine Unke⁴ draus.*

¹ Höllenrichter Minos.

² Gleichfalls in Siena verbrannter Alchemist.

³ Das zum Rühren bestimmte Stäbchen.

⁴ Die Alchemisten operierten mit Unkenasche.

Der Guckaus¹ manchen treibt vom Haus.
 Wer vordem sanft und trocken saß,
 Der stößt sein Gut ins Affenglas²,
 Bis er's zu Pulver so verbrennt,
 Daß er sich selber nicht mehr kennt.
 Viel haben also sich verdorben,
 Gar Wen'ge haben Gut erworben,
 Denn Aristoteles schon spricht:
 „Der Dinge Wesen wechselt nicht!“
 Viel fallen schwer in diese Sucht
 Und haben doch draus wenig Frucht.
 Man richtet Kupfer zu für Gold.

Erasmus von Rotterdam kennzeichnet die Alchemisten in seinem „Lob der Narrheit“:

„Diesen (er hat vorher die Menschen genannt, die die Quadratur des Kreises versuchen) kommen die „Weisen“ am nächsten, die nichts Geringeres sinnen, als durch neue, geheimnisvolle Spekulationen die ganze Natur durcheinander zu wirren und zu Wasser und zu Lande nach irgendeiner grillenhaften Quintessenz suchen. Die süße Hoffnung darauf beherrscht sie so ganz und gar, daß sie weder Kosten noch Mühen scheuen und mit wunderbarem Scharfsinn stets etwas Neues ausdenken, wodurch sie sich wieder täuschen und diese Täuschung sich angenehm machen, bis sie am Ende ihr ganzes Vermögen verexperimentiert haben und nicht einmal soviel behalten, um sich einen kleinen Ofen bauen zu können. Dennoch finden sie stets Genuß und Befriedigung in ihren eitlen Träumereien und ermuntern eifrigst sogar noch andere, nach der gleichen Glückseligkeit zu streben. Wenn sie sich schließlich genötigt sehen, auf Entdeckungen zu verzichten, so besitzen sie noch einen reichen Quell des Trostes darin, daß es genug sei, so Großes überhaupt gewollt zu haben, gleichzeitig aber grollen sie der Natur, die den Menschen

¹ Der in den Tiegel des Alchemisten eifrig guckt.

² Alchemistische Retorten.

nur ein so kurzes Leben für ein Werk von so hoher Wichtigkeit verliehen habe.“

Auch die Kirche stand der Alchemie sehr ungünstig gegenüber, schon die Kirchenväter verurteilten sie und der berühmte-berühmte „Hexenhammer“ schreibt gleich in der ersten Frage des ersten Teils „Ob es Zauberei gebe“:

„Endlich sechstens bezüglich der Tragweite des Argumentes über das Gold der Alchemisten ist zu sagen nach S. Thomas 2, 7, in der Lösung eines Argumentes, wo er spricht von der Kraft der Dämonen beim Handeln: möchten auch gewisse substanzuelle Formen künstlich geschaffen werden können durch die Kraft des natürlichen Agens, wie manchmal die Form des Feuers künstlich ins Holz gebracht wird, so kann dies doch nicht allgemein geschehen, darum, weil die Kunst nicht immer die geeigneten Aktiven mit den geeigneten Passiven vereinigen kann; sie kann jedoch etwas Ähnliches machen. Und so machen die Alchemisten etwas dem Golde Ähnliches, was die äußeren Eigenschaften des Goldes besitzt, aber sie machen kein wahres Gold: weil die substanzuelle Form des Goldes nicht kommt durch Hitze des Feuers, dessen die Alchemisten sich bedienen, sondern durch die Hitze der Sonne am bestimmten Orte, wo die Mineralkraft wirkt; und deshalb hat solches Gold nicht die Wirkung, die dem Wesen entspricht. Ähnlich ist es auch mit anderen ihrer Handlungen.“

Das ist eine deutliche Absage an die Alchemie, die der Zauberei unter Mitwirkung von Dämonen gleichgestellt wird, aber eine mit starkem Aberglauben durchsetzte Absage. Man möchte sagen: Weniger der Alchemie als den Alchemisten wird abgesagt, ähnlich wie ja auch vielfach in der weltlichen Literatur.

Trotz der die planmäßigen Betrüger so überaus begünstigenden Leichtgläubigkeit der Menge war das Schwindlertum auf dem Gebiete der Goldmacherei aber keineswegs ungefährlich, und zwar dann nicht, wenn der Adept im wahren

¹¹ Esser, Geheimnisvolle Kräfte

Sinne des Wortes einem Großen in die Finger fiel. Die ewig geldhungrigen Fürsten besonders der Bäröckzeit jagten hinter einem Manne, der ihnen Gold zu machen versprach, förmlich her, sperrten ihn ein, wenn auch in einer Art goldener Gefangenschaft, damit nur ja nicht das kostbare Geheimnis des Adepten einem Anderen zugänglich werden konnte. Aber wehe, wenn der Goldmacher, wie ja selbstverständlich, versagte: Der Galgen war ihm sicher. Nur wenigen, wie Böttger, der unter dem Zwang der über ihm schwebenden Hinrichtung zwar nicht Gold, aber das Porzellan erfand, gelang die Rettung.

Welches geradezu unheimliche Vertrauen selbst sehr gebildete Leute noch des 18. Jahrhunderts, also einer Zeit, in der die Alchemie ihren Gipfel überschritten hatte, besaßen und was ihrem Aberglauben alles zugemutet werden konnte, zeigt sehr schön der Riesenbetrug, den der geniale Hochstapler *Giacomo Casanova* an der französischen Marquise d'Urfé ausübte und der ihm, wie man annimmt, fast eine Million einbrachte. Diese schon alte Dame, die aber Casanovas Schilderungen nach keineswegs Zeichen eines Altersblödsinns aufweist, war von allen okkulten „Wissenschaften“, so auch der Alchemie fanatisch eingenommen, experimentierte auch selbst. Sie hatte den Wunsch, mit Geistern in Verkehr zu kommen und mit ihrer Hilfe verjüngt zu werden. Hier hakte Casanova, wie er selbst zugibt, in planmäßiger Weise ein und schwindelte der alten Dame vor, daß sie unter anderem eine Kiste mit großen Mengen wertvollster Gegenstände ins Meer versenken müsse gewissermaßen als Opfer für die Geister. Das tat sie denn auch. Hören wir einige Stellen aus Casanovas Erinnerungen — die schönen Geisternamen entspringen Casanovas Schwindeleien —:

Nach ihrer Meinung besaß ich nicht nur den Stein der Weisen, sondern stand auch mit allen Elementargeistern in Verkehr. Sie zog daraus den ganz natürlichen Schluß, daß es nur von mir abhinge, die ganze Welt auf den Kopf zu stellen und Frankreich glücklich oder unglücklich zu machen. Daß

ich inkognito bleiben mußte, erklärte sie sich aus meiner berechtigten Furcht, verhaftet und eingesperrt zu werden; denn dieses Schicksal mußte mir nach ihrer Meinung unfehlbar widerfahren, sobald der Minister erführe, wer ich in Wirklichkeit wäre. Diese Ungeheuerlichkeiten wurden ihr nachts von ihrem Genius offenbart; mit anderen Worten, es waren Träume ihrer erhitzten Phantasie, die ihr dann von ihrer betörten Vernunft als Wirklichkeit dargestellt wurden. Auf den allereinfachsten Gedanken verfiel sie nicht — nämlich darauf, daß keine Macht der Erde mich hätte festhalten können, wenn ich wirklich die von ihr vermutete Gewalt gehabt hätte. Denn dann hätte ich ja alles vorausgesehen und gewußt; außerdem konnte meine Macht durch Schloß und Riegel nicht beschränkt werden, denn meine Kraft beruhte auf meinem Wissen, und dieses konnte kein Tyrann mir entreißen, ohne mich zu vernichten; mich zu vernichten aber mußte unmöglich sein, wenn mir die Macht der Geister zu Gebote stand. Alle diese Erwägungen waren ungeheuer einfach; aber Leidenschaft und Voreingenommenheit sind der Vernunft unzugänglich.

Bei einem unserer Gespräche sagte sie mir eines Tages allen Ernstes, ihr Genius habe sie überzeugt, daß ich ihr den Verkehr mit den Geistern nicht verschaffen könne, weil sie Weib sei; denn die Geister könnten nur mit Männern Verkehr pflegen, deren Natur weniger unvollkommen sei. Ich könne aber mittels einer Operation, die mir bekannt sei, ihre Seele in den Leib eines männlichen Kindes übergehen lassen, das aus der philosophischen Paarung eines Unsterblichen mit einer Sterblichen oder eines gewöhnlichen Mannes mit einem Weibe von göttlicher Art hervorgegangen sei.

Wenn ich geglaubt hätte, der Marquise ihren Irrtum benehmen und sie zu einem vernünftigen Gebrauch ihrer Kenntnisse und ihres Geistes zurücklenken zu können, so würde ich dies wahrscheinlich versucht haben, und dies wäre ein verdienstliches Werk gewesen, aber ich war überzeugt, daß ihre Betörung unheilbar war, und glaubte daher nichts Besseres

ten zu können, als auf ihren verrückten Gedanken einzugehen und meinen Nutzen daraus zu ziehen . . .

Kaum erblickte sie mich, so fragte sie: „Wo ist Querilint?“ Sie zitterte vor Freude, als ich ihr antwortete: „Er befindet sich mit uns unter einem Dache.“

„So wird er sich in mir selber verjüngen! Mein Genius versichert es mir jede Nacht. Fragen Sie Paralis, ob die Geschenke, die ich für ihn vorbereitet habe, würdig sind, von Semiramis einem Haupte der Rosenkreuzer dargebracht zu werden?“

. . . ließ sie mich in das Nebenzimmer eintreten, wo sie aus einem Schrank sieben Pakete hervorholte, die in Gestalt von Opfern an die Planeten für die Rosenkreuzer bestimmt waren.

Jedes Paket enthielt sieben Pfund des Metalls, das dem betreffenden Planeten geweiht war, und sieben Edelsteine, die ebenfalls dem Planeten entsprachen, und die je sieben Karat wogen: es waren Diamanten, Rubinen, Smaragde, Saphire, Chrysolithe, Topase und Opale . . . sagte ich der Schwärmerin, wir müßten uns in bezug auf die Methode ganz und gar nach Paralis richten und die Weihung damit beginnen, daß jedes Paket in ein eigens dafür angelegtes Kästchen gelegt würde. Es könne täglich nur eines geweiht werden, und es müsse mit der Sonne angefangen werden . . . Am Samstag ließ ich den Kasten anfertigen, der die sieben Kästchen enthielt . . .

Nachdem wir den Jupiterkult abgehalten hatten, verschob ich den Kultus des Oromasis auf einen anderen Tag, um eine Menge kabbalistischer Berechnungen anzustellen, die die Marquise in Buchstaben übertrug. Das Orakel sagte: sieben Salamander hätten den wahren Querilint nach der Milchstraße gebracht . . . Am glücklichen Erfolg der Regeneration dürfe sie nicht zweifeln, denn in der siebenten Nacht eines Mondkultus werde mir von dem wahren Querilint selber das Verbum von der Milchstraße her geschickt werden . . . Nachdem wir gespeist hatten, veranlaßte ich alle Kult- und

Orakelsprüche, deren ich bedurfte, um mein armes Opfer in ihrem Glauben zu bestärken . . .

Nachdem am Samstag alle Kultushandlungen zu Ende gebracht waren, setzte das Orakel den nächsten Dienstag für die Regeneration meiner Semiramis fest, und zwar sollte sie in den Stunden der Sonne, der Venus und des Merkur stattfinden, die in dem planetarischen System der Magier, wie in der Phantasie der ptolemäischen Lehre aufeinanderfolgen. Die Stunden entsprachen an jenem Tage der neunten, zehnten und elften Morgenstunde; denn da es ein Dienstag war, so mußte die erste Stunde dem Mars gehören. Da die Stunden zu Anfang des Monats Mai fünfundsechzig Minuten lang sind, so wird mein Leser, wenn er von Magie auch nur eine Ahnung hat, wissen, daß ich die große Operation an Frau von Urfé von zweieinhalb bis fünfzehn Minuten vor sechs Uhr vollziehen mußte. Ich hatte mir Zeit genommen, weil ich voraussah, daß ich derselben bedürfen würde.

Am Montag hatte ich mit Einbruch der Nacht in der Stunde, die dem Monde geweiht ist, Frau von Urfé an das Meeresufer geführt. Clairmont trug die fünfzig Pfund schwere Kiste mit den Opfern.

Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß wir von keinem Menschen gesehen würden, sagte ich zu Frau von Urfé, der Augenblick sei da. Ich befahl Clairmont, die Kiste zu unseren Füßen niederzustellen und dann nach unserem Wagen zurückzukehren, um uns dort zu erwarten. Nachdem wir allein geblieben waren, richteten wir ein feierliches Gebet zu Selenis. Dann warfen wir die Kiste ins Meer, zur großen Befriedigung der Marquise, aber zu meiner eigenen noch größeren, wie der Leser begreifen wird: denn die ins Meer geworfene Kiste enthielt nur fünfzig Pfund Blei. Die echte Kiste, die, worin der Schatz war, befand sich, vor jedem Blick verborgen, in meinem Zimmer.

Der Zynismus, mit dem Casanova hier den geradezu unglaublichen Hokusfokus schildert, mit dem er die Marquise planmäßig umgarnte, um ihr so erhebliche Werte abzu-

schwindeln, ist nicht zu überbieten, ebensowenig aber auch die unglaubliche Dummheit des Opfers.

Casanovas Leben wird uns später in anderem Zusammenhang noch näher beschäftigen. Wir wollen an dieser Stelle kurz einige der Adepten Deutschlands unter die Lupe nehmen und zwar die Herren Thurneysser, Kunkel, Cajetan und Böttger. Ihre Lebensläufe sind sehr geeignet, das Zweideutige dieser Persönlichkeiten zu zeigen, das immer wieder aus der Literatur ihrer Zeit herausleuchtet.

Leonhard Thurneysser (Thurnhäuser,
Thurnyser),

der von 1531—1596 lebte, wurde als Goldschmiedsohn in Basel geboren und sollte ebenfalls Goldschmied werden, hatte aber schon früh, besonders durch das Lesen der Schriften des Paracelsus, den Trieb, sich ebenfalls der Wissenschaft zuzuwenden. Vom Vater als Siebzehnjähriger verheiratet, kommt er — man sagt infolge der wirtschaftlichen Unfähigkeit und Putzsucht der jungen Frau — schnell in Schulden, denen er sich dadurch entzieht, daß er seine Frau und Heimat verläßt.

Fast ein Jahrzehnt lang führt er eine Art von Wanderdasein durch Deutschland, Frankreich, England, Spanien, kommt sogar bis nach Syrien und Arabien. Wie und wo er auf diesen Fahrten gearbeitet und Wissen gesammelt hat, ist nicht zu erkennen. Jedenfalls hat er außer astronomischen Kenntnissen auch solche auf medizinischem Gebiet aufzuweisen, und auf chemischem Gebiet hat er immerhin einiges Beachtliche gefunden, beispielsweise Methoden zur Herstellung von Rubinglas.

Vor allem aber beschäftigt er sich zunächst als Arzt, und weil er mit seinen Fähigkeiten keineswegs hinter dem Berge hielt, viel veröffentlichte und von seinem Wissen angab, daß es auf göttlicher Eingebung beruhe — eine übrigens bei den Alchemisten mehrfach zu findende Behauptung — kommt er

bald in den Ruf von Wunderkuren und damit zu einer nennenswerten Berühmtheit. Seine Tätigkeit als Arzt hindert ihn aber nicht, auch astrologische Voraussagen und Kallender zu machen.

Im Jahre 1570 veröffentlicht er eine Schrift „Pison oder von Kalten, Warmen, Minerischen und Metallischen Wassern, sammt der Vergleichung der Plantarum und Erdgewechse“, eine chemische Untersuchung über die Mineralwässer, die tatsächlich Ausgangspunkt späterer ernster zu nehmender Forschungen wurde. Diese Arbeit beschäftigte sich vornehmlich mit brandenburgischen geologischen Verhältnissen, wurde in Frankfurt/O. verlegt und auf diese Weise kam der damalige Kurfürst Johann Georg an Thurneysser. Brandenburg war zu dieser Zeit finanziell fast ruiniert.

Welche Gründe im einzelnen den Kurfürsten veranlaßt haben, Thurneysser in Dienst zu nehmen, ist wieder nicht ganz klar. Der Behauptung, er habe die Kurfürstin Sabina von einer chronischen Krankheit heilen sollen, steht die Ansicht gegenüber, Thurneysser habe dem Kurfürsten versprochen, Gold zu machen. Jedenfalls kommt der Adept in den Berliner Hofdienst, das sogenannte Graue Kloster wird ihm als Stätte der Wirksamkeit überwiesen, und hier entfaltet Thurneysser zunächst einen umfangreichen charlatanistischen Arztbetrieb. Er behauptet, alle Krankheiten aus dem Wasser ersehen zu können, teilt den menschlichen Körper in vierundzwanzig Grade, ein Reagensglas in ebenso viele, verdampft die Flüssigkeit im Glase und liest die Krankheit ab, je nachdem, wo sich in der Gradeinteilung ein Rückstand niederschlägt. Der Kranke erhielt aus diesen Rückständen im Glas hergestellte Arzneien mit genauer Vorschrift. Diese damals neue Methode wirkte mit einer derartigen Suggestivkraft, daß Thurneyssers Ruhm als Arzt weiteste Kreise zog, er verdiente geradezu fürstlich. Gutgläubigkeit kann Thurneysser bei diesem Tun kaum zuerkannt werden, da aus den harmlosesten Stoffen Arzneien mit den hochtrabendsten Na-

men — Goldwasser, Smaragdlösung, Amethystentinktur und so weiter — gefertigt wurden und von den Kranken hoch bezahlt werden mußten. Man kann also nicht umhin, schon auf diesem medizinischen Felde den Adepten als betrügerischen Kurpfuscher zu bezeichnen. Er fertigte auch Schönheitswässer für die Hofdamen und vor allem: er verkaufte Amulette gegen Hieb und Schuß und erging sich in Schicksalsvoraussagen.

Sein Betrieb hatte endlich einen derartigen Umfang angenommen, daß er für seine Veröffentlichungen eine eigene Druckerei unterhielt. Seine Bücher waren stark begehrt. Zu allem scheint Thurneysser es sehr gut verstanden zu haben, eine Atmosphäre des Mystischen um sich zu verbreiten. Man erzählte sich, daß er einen im Glase gefangenen Teufel — in Wirklichkeit ein in Spiritus aufbewahrter Skorpion — und einen unter Wasser lebenden Vogel besitze — tatsächlich ein kunstvoll in ein Aquarium eingebautes Vogelbauer.

Bei all dieser Tätigkeit realisierte sich jedoch selbstredend einer der für den Kurfürsten wichtigsten Zwecke, das Goldmachen, nicht und als Thurneysser eine Reise in seine Vaterstadt Basel unternahm, war seinen allmählich doch stutzig gewordenen Klienten und seinen Feinden am Hofe der Weg geebnet, ihn zu stürzen. Dies gelang umso leichter, als auch die Wissenschaft und die Satire der Zeit sich in Schriften nachhaltig gegen ihn gewandt hatten. Ein Prof. Hoffmann aus Frankfurt/O. hatte ihn als medizinischen Schädling hingestellt, auf gleicher Ebene liegt ein Buch eines Dr. Joel und der Magdeburger Rektor Georg Rollenhagen hatte ihn in seiner politischen Satire „Froschmeuseler. Der Frösch und Mäuse wunderbare Hofhaltung“, grimmig verspottet („Wie Reinicken das Goldmachen geraten ist“). So sah sich Thurneysser nach seiner Rückkehr einer völlig veränderten Lage gegenüber und entzog sich durch die Flucht der seinesgleichen zumeist drohenden Behandlung. Damit ist auch seine Rolle ausgespielt, er verarmt völlig und stirbt schließlich im Dominikanerkloster in Köln.

J o h a n n K u n k e l

1630 bei Rendsburg geboren, hatte sich dieser Adept schon frühzeitig mit Chemie beschäftigt, speziell aber mit der Goldmacherei. Dieser Beschäftigung verdankte er zunächst eine Anstellung bei den Herzögen Franz Karl und Julius Heinrich von Lauenburg, dann bei dem Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen.

Im Jahre 1679 kommt er nach Berlin und tritt in die Dienste des Großen Kurfürsten, der ebenfalls von der Möglichkeit, Gold zu machen, überzeugt war und Kunkel mit offenen Armen aufnahm. Daß Kunkel aus Sachsen fortging, lag daran, daß man ihn dort, als die Erfolge ausblieben, recht unglimpflich angefaßt hatte.

Der Große Kurfürst aber behandelte ihn sehr zuvorkommend, richtete ihm auf einer Havelinsel, der späteren Pfaueninsel, bei Potsdam ein Laboratorium ein und stellte ihn an zwecks Herstellung von „Glaskorallen und Rubinglas“, in Wirklichkeit, um Gold zu fabrizieren. Aber in der Gehaltsfrage war der sehr sparsame Landesvater hartleibig, er bewilligte Kunkel lediglich das Gehalt eines geheimen Kammerdieners von 500 Talern im Jahr. Er soll gesagt haben: „Kann Kunkel Gold machen, dann braucht er kein Geld; kann er's nicht, warum soll man ihm Geld geben?“ Immerhin war die Pfaueninsel, Befreiung von allen Abgaben, Privilegien für Bierbrauen, Backen, Mahlen und Branntweinbrennen, sowie für die Herstellung von Rubinglas ja auch nicht zu verachten. Kunkel konnte mit seinem Vertrag recht zufrieden sein und war es auch.

Natürlich leistete Kunkel in der Goldmacherei nichts, hatte aber trotz aller diesbezüglichen Mißerfolge das Glück, sich das Wohlwollen des Kurfürsten bis an dessen Ende (1688) zu bewahren und führte ein gutes Leben. Auch war ihm auf dem Gebiet der Glasmacherei ein großer Wurf, der „Goldrubin“, gelungen, wodurch die kurfürstliche Glashütte einen nicht unbedeutenden Ruf erlangte. Kunkels

Werk: „Ars vitraria experimentalis“ (1689) blieb bis in das 19. Jahrhundert für die Glasmacherei bedeutungsvoll, wenn es auch überwiegend aus ausländischen Quellen konzipiert war. Er hat somit eine gewisse bürgerliche Bedeutung, als reiner Schwindler kann Kunkel nicht bezeichnet werden. Dementsprechend war auch sein weiterer Lebenslauf. Er fiel zwar nach des Großen Kurfürsten Tod in Ungnade, man machte ihm den Prozeß wegen Unterschleifs und Veruntreuung der kurfürstlichen Gelder. Wenn ihm auch in dem jahrelang dauernden Verfahren etwas Unrechtes nicht nachgewiesen werden konnte, war Kunkel doch froh, Berlin 1692 den Rücken kehren zu können. Er trat in die Dienste Karl XI. von Schweden, wo er es bis zum Bergrat brachte und sogar geadelt wurde. Er konnte endlich in Ruhe auf einem Gut, das er in Livland erworben hatte, 1703 sterben. Kunkel ist somit einer der wenigen fürstlichen Adepten, denen die Goldmacherei nicht ein trauriges Ende bereitet hat.

Nach allem, was man von ihm weiß, kann Kunkel als ein Mensch betrachtet werden, der lebenslang sich an der Grenze der bürgerlichen Existenz und des Betrügereitums aufgehalten hat.

Graf Cajetan (Don Domenico Manuel
Caetano Conte de Ruggiero)

Kaum hatte Kunkel in Livland die Augen geschlossen, trat am Berliner Hof 1705 Cajetan in Erscheinung. Preußen war damals gerade Königreich geworden, der prachtliebende neue König, Friedrich I., brauchte für seine Hofhaltung Geld. Cajetan war kein Neuling in der Goldmacherei, er hatte sich bereits in Madrid und in Wien, am Hofe Kaiser Leopolds, als Adept versucht.

In Berlin trat er von Anfang an äußerst großspurig auf, bezeichnete sich — und das sogar mit Recht — als kurbayrischen Feldmarschall. Es scheint auch, daß er durch einen Lord Raby bei Hof eingeführt worden ist. Von vornherein

blendete er durch seine juwelenbedeckte Frau, eine prächtige Equipage, prachtvoll gekleidete Dienerschaft. Die außerordentliche Freigebigkeit der frischgebackenen Majestät gegen Fremde war ihm gut bekannt, er bat also den König um Schutz gegen angebliche ausländische Verfolgungen und erbot sich gleichzeitig, mit Hilfe der Goldmacherei den königlichen Schatz weidlich zu füllen. Friedrich, der schon vergeblich versucht hatte, den in Sachsen festgehaltenen Goldmacher Böttcher — von dem gleich noch zu reden sein wird — als preussischen Untertan für sich zu reklamieren, war entzückt. Cajetan machte auch tatsächlich mit einem weißen Pulver eine Probe, bei welcher er Quecksilber in Silber „verwandelte“ und später vor dem König selbst mit einem roten Pulver eine zweite Probe, wobei Gold resultierte. Gleichzeitig versprach er in kürzester Zeit die Lieferung einer Tinktur, mit deren Hilfe sich Millionen an Goldeswert herstellen lassen sollten. Friedrich I. war begeistert, stellte dem Hochstapler ein großes Haus zur Verfügung und ernährte ihn und seine Leute aus der Hofküche. Aber Geld gab er dem stark enttäuschten Cajetan nicht, der nunmehr zu direkten Forderungen übergeht. Zunächst will er 50 000 Taler für seine Auslagen in Berlin haben, dann will er sein Geheimnis verkaufen, schließlich begnügt er sich mit einer Forderung von 1000 Dukaten Reisegeld. Schon dieses allmähliche Nachlassen in den Forderungen war verdächtig, als aber noch eine schriftliche Warnung vor dem Betrüger aus Wien hinzukam, ließ der König Cajetan in Küstrin gefangen setzen und machte ihm den Prozeß. Am 23. August 1709 wurde Cajetan in Küstrin an einen mit Katzensgold geschmückten Galgen gehängt; sein Kleid war ebenfalls vergoldet.

Ein Flugblatt auf diese Hinrichtung zeigt den am Galgen hängenden Cajetan und schreibt dazu:

Nachdem der sogenannte Graff Cajetani / welcher sich nicht gescheuet / vor einen / aus dem berühmten Italiänischen Geschlecht / dess in dem 16. seculo bekant gewesenen Cardinals Cajetani entsprossen / auszugeben / da er doch nur eines ge-

meinen Bürgers Sohn aus Neapolis soll gewesen seyn / an den Kayserlichen / Bayerischen / Pfälzischen / und anderen Höfen / seiner Betrüglich vorgegebenen Wissenschaft des Goldmachens halber / sich nicht allein besüchtigt gemacht / sondern auch endlich zur Vermeidung der dergleichen Falsariis und impostoribus gebührenden Straff durchgehen müssen / kame er zu seinem Unglück endlich an den Königlich Preussischen Hoff / um auch daselbst die Roll eines vermeinten Adepti (in der von so viel Tausenden vergeblich gesuchten Kunst des Goldmachens) zu spielen / dadurch diesen Hoff ein gutes Stück Geld abzulocken / von welchen er herrlich leben / und so lang großen Staat führen möchte / biss sich endlich die Gelegenheit erzeugen würde / durch heimliche Flucht seinen Fuss weiter zu setzen / wie denn auch in verwichenem Jahr würcklich geschehen / als er aber hierauff in Franckfurt am Mayn wieder attrapiret / und gefänglich nach Cüstrin gebracht worden / ergieng endlich das gerechte Urtheil / das er den 23. Augusti an einen mit güldenen Lahn oder Zindel beschlagenen Balcken / und in einen gleichmäßigen Romanischen Habit / Ihm zur wohlverdienten Straffe / andern zum Abscheu und Exempel effentlich solte aufgehangen werden / welches Urtheil dann auch würcklich an ihm in Zuschauung vieler Menschen vollzogen worden.

Das Flugblatt gibt dann noch eine ausführliche Beschreibung der letzten Tage des Cajetan im Gefängnis und von seinem Verhalten bei der Exekution.

Es handelt sich bei diesem Manne um einen reinen Betrüger und Hochstapler, der im eigentlichen Sinne des Wortes nicht einmal als Alchemist angesprochen werden kann. Leute dieses Schlages dürfte es unter den Adepten recht viele gegeben haben.

Johann Friedrich Böttger (Böttcher,
Bötticher)

1682 oder 1685 geboren wurde Böttger als Zwölfjähriger einem Berliner Apotheker in die Lehre gegeben, da der Junge

starke chemische Neigungen zeigte. Er war in seinem Beruf sehr fleißig. Ein anderer Lehrling weiht ihn in die Alchemie ein, und nun arbeitet Böttger Nächte lang alchemistische Schriften durch. Ein griechischer Mönch schenkt ihm etwas rote Tinktur, mit der Böttger vor Zeugen etwas Quecksilber in Gold verwandelt, ein zweites Mal gelingt ihm dies Experiment 1701. Der Alchemist Johann Kunkel weiht ihn noch weiter in die alchemistische Kunst ein, der König wird aufmerksam und läßt sich das Böttger'sche Gold vorlegen. Böttger bekommt es mit der Angst zu tun und flieht nach Wittenberg in Sachsen. Dort regiert damals der prunkvolle, verschwenderische und ewig geldbedürftige August der Starke. Er wird durch Friedrichs I. Auslieferungsersuchen auf Böttger hingewiesen, den er nun förmlich für sich mit Beschlag belegt. Er läßt ihn in einem Schloß als Gefangenen, dem jeder Umgang mit der Umwelt verboten war, halten, verpflegt ihn aber geradezu fürstlich. Böttger scheint an dieser Entwicklung selbst schuld gewesen zu sein; er hat mit seinen paar Gramm Tinktur offensichtlich stark renommiert und sich als den wahren Goldmacher hingestellt. Nunmehr aber muß er seine Unfähigkeit eingestehen, es gelingt ihm sogar, zu entfliehen, doch wird er nach einiger Zeit wieder aufgegriffen und von August wieder in einer Art ehrenvoller Haft untergebracht und zu weiteren, Unsummen verschlingenden Experimenten veranlaßt. Der Außenwelt gegenüber wurde Böttger als „Monsieur Schrader“ bezeichnet. Alle Experimente mißlingen natürlich, August wird schließlich wütend und soll ihm gesagt haben: „Tu mir zu Recht, Böttger, sonst laß' ich dich hängen.“

Damals hatte Böttger bereits den Grafen Tschirnhaus (Tschirnhausen) kennen gelernt, einen Glashüttenbesitzer, den Delfter Steingut und chinesisches Porzellan sehr interessierten und der Böttger rät, dem über ihm schwebenden Damoklesschwert zu entgehen, indem er sich nützlicheren Dingen zuwende. Tschirnhaus verschaffte dem Adepten für die nun beginnenden Experimente rote Erde der Dresdener

Gegend. Tatsächlich gelang 1707 der Wurf, Böttger brannte aus dieser Erde echtes Porzellan, damals eine völlige Neuerung. Denn man kannte zwar in Europa das chinesische Porzellan, konnte es aber nicht nachmachen. Es war die höchste Zeit für Böttger, denn August hatte bereits befohlen, ihn zu exekutieren. Der König war sehr zufrieden, die Böttger'sche Erfindung — man spricht allerdings heute dem Grafen Tschirnhaus ein sehr erhebliches Verdienst um die Porzellan-erfindung zu — gab den Anlaß zur Gründung der Porzellan-fabrik in Meißen. Böttger aber blieb der Gefangene, denn nun galt es, das Geheimnis der Porzellanfabrikation zu be-wahren und dadurch für Sachsen zu monopolisieren, was auch tatsächlich lange Zeit hindurch gelang. Im Jahre 1711 konnte sogar noch eine wesentliche Verbesserung des Por-zellans durch die Entdeckung der weißen Porzellanerde er-zielt werden. Als sich dann das Gerücht verbreitete, Böttger stehe trotz der scharfen Überwachung in heimlichen Unter-handlungen mit Berlin und wolle fliehen, wurde ihm noch zu gutem Schluß der Prozeß gemacht, doch starb er 1719 vor Fällung des Urteils. Er ist der letzte große Vertreter der Alchemie.

Auch Böttger wird man nicht unbedingt einen Schwind-ler nennen können, wenn er auch unzweifelhaft mit Hilfe der ihm geschenkten goldmachenden Tinktur weidlich ge-protzt hat und sich selbst planmäßig den Ruf eines großen Goldmachers verschafft hat. Sein weiteres hierdurch veran-lasstes Schicksal der „goldenen Gefangenschaft“ auf Lebens-zeit berührt jedoch tragisch, und seine aus der schweren Todesnot heraus geborene Erfindung des Porzellans ist ge-radezu eine Groteske in der Geschichte der Erfindungen.

Der Aberglaube der Alchemie ist heute erloschen, im Gegensatz zum Aberglauben der Astrologie. Auch ihn kenn-zeichnete übrigens hinsichtlich seiner „Entsprechungen“ eine ähnliche Primitivität, wie die Sterndeuterei. So hat beispiels-weise die vorwiegend in Bergwäldern vorkommende bei uns heute sehr selten gewordene Lilie, der Türkenbund (*Lilium*

Martagon L.) eine goldgelbe Wurzelzwiebel, und diese auf-fällige Farbe allein genügte den alten Alchemisten, um die Pflanze in direkte Beziehungen zum Goldmachen zu bringen; sie sollte die Fähigkeit haben, die Metalle zu verändern. Im ganzen gesehen ist es aber bemerkenswert, daß die uralte Meinung, die Umwandlung der Elemente (im chemischen Sinne, also auch der Metalle) sei möglich, sich heute als richtig erweist, wie uns die moderne Kernphysik der Atome und die Atombomben erwiesen haben. Aber auch mit dieser neuen Erkenntnis sind wir von der Goldmacherei noch weit ent-fernt. Zwar ist sie, mindest theoretisch, möglich. Die dazu nötigen Energiemengen sind aber derart groß und infolge-dessen kostspielig, daß sie den Wert des erzeugten Goldes bei weitem übersteigen, zumal ja auch bei einer Massenpro-duktion der Goldpreis erheblich sinken würde.

Es bleibt aber doch bemerkenswert, daß von einem Irrweg menschlichen Geistes, der eine gewisse Fundierung durch mo-dernes ernstes Forschertum erfahren hat, heute niemand mehr etwas wissen will, während ein Aberglaube, dessen Voraus-setzungen wissenschaftlich als bestimmt unhaltbar erkannt wurden, eine Unmasse von Gläubigen aufzuweisen hat.



DIE MAGIE

Der Aberglaube, dieser blödsinnige Bruder des Glaubens, saß schon mit den spartanischen Ephoren unter dem Sternenhimmel, und schneuzte sich ein Stern, so hatten die Könige die Götter beleidigt, und man setzte sie ab.
Weber, Demokritos.



Die Formen okkulten „Wissens“, die wir in den folgenden Kapiteln näher betrachten werden, zeigen so vielfache Verflechtungen miteinander, daß eine scharfe Trennung nicht durchführbar ist. Auch die Beziehungen zur Astrologie und Alchemie sind nicht gering. Ich gebe deshalb zunächst eine Begriffsbestimmung.

Unter Magie versteht man das Zitieren von Geistern Verstorbener oder von Dämonen und Gespenstern, wobei die weiße Magie, die Theurgie, das heißt das Beschwören durch Gebet, also durch göttliche Hilfe, von der schwarzen Magie, der Zitation durch Anrufung böser Geister, insbesondere des Teufels, unterschieden wird. Unter der Bezeichnung Okkultismus faßte man früher Alchemie, Astrologie und Magie zusammen, beschränkt jedoch heute den Begriff mehr auf die sogenannten parapsychologischen Vorgänge und trennt diese in die Telepathie, das Gedankenlesen; die Telekinese, das Bewegen von Gegenständen durch übernatürliche Kräfte, das „zweite Gesicht“, die Clairvoyance und das Hellsehen; auch der Spiritismus gehört hierhin. Mehr in die Randgebiete dieses Okkultismus fallen die Wünschelrute, das siderische Pendel, die Lehre von den Od- und Erdstrahlen.

Alle diese Gebiete menschlicher Betätigung gehören zu dem großen Komplex des Aberglaubens, dessen Definition bis heute nicht mit genügender Klarheit geglückt ist, nicht zum wenigsten deshalb, weil die einzelnen Bearbeiter der Frage von unterschiedlichem Gesichtspunkt ausgehen, je nach-

dem sie Mediziner, Philosophen, Juristen oder Theologen sind. Auf keinen Fall befriedigt die übliche Begriffsbestimmung, wonach Aberglaube der Glaube an übernatürliche Vorgänge ist, die im Gegensatz zur geltenden religiösen und wissenschaftlichen Weltanschauung stehen; bei näherem Zusehen überschneiden sich die Grenzen sehr. Was aber immerhin die uns hier näher interessierenden Gebiete gemein haben, ist die Annahme übernatürlicher Kräfte, auf Grund deren es möglich sein soll, der normalen Erfahrung nicht zugängliche, geheimnisvolle Dinge nicht nur zu erkennen, sondern auch zu erforschen, und speziell der moderne Okkultismus behauptet, daß er die Qualität einer Wissenschaft für sich in Anspruch nehmen könne. Teils sollen diese übernatürlichen Kräfte außerhalb des Menschen liegen, teils soll es sich um menschlich-seelische, besondere Eigenschaften handeln, die nicht jedem eignen, weshalb man sich vielfach der Vermittler, der Medien, bedienen muß, um dem Okkulten näher zu kommen.

Die schwarze Magie, die uns zuerst beschäftigen soll, geht völlig von der Annahme übernatürlicher *außermenschlicher* Kräfte aus, von dem Vorhandensein guter und böser *Dämonen und Gespenster*, die sich in das Leben auf Erden einmischen können und von geeigneten Personen, den Magiern und Zauberern, „beschworen“ und dienstbar gemacht werden können.

Die moderne Religionsforschung steht auf dem Standpunkt, daß der Dämonismus sowohl bei den Naturvölkern, wie den Kulturvölkern stets die ursprüngliche Religionsform gewesen ist und daß Reste desselben sich auch in den verschiedenen Hochreligionen aller Völker erhalten haben. Tatsächlich kennen wir kein Volk der Erde, dessen Sagen und Märchen nicht von allen möglichen überirdischen Geisterwesen erfüllt wären; wir brauchen nur an unsere eigenen Märchen zu denken, ganz besonders aber auch im orientalischen Kreise an die Märchen von „Tausend und einer Nacht“, an die persische Märchensammlung, die man unter

dem Titel „Tausend und ein Tag“ zusammengefaßt hat, an die chinesisch-japanische Literatur, an Indien, ja sogar an die Erzählungen fast aller Primitivvölker; überall stoßen wir auf den Geist, das Gespenst, den Dämon, die Seelen der Toten. Im Koran findet sich die Stelle:

„Die Geister beherrschen den ganzen Himmel und jeden Zoll des Bodens: sie lauern dem Menschen auf am Wegrande, auf Bäumen, Felsen und Bergen, in Tälern und Flüssen. Sie belauschen ihn Tag und Nacht, sie sind immer um ihn herum, fliegen um sein Haupt, nähern sich ihm aus der Erde. Sogar in eigenen Hause findet er keine Zuflucht, auch da gibt es Geister, in den Mauern, auf den Balken. Ihre Allgegenwart ist eine traurige Parodie der Allgegenwart Gottes.“

So sieht sich der Mensch der ursprünglichen Stufe überall vom Dämon bedroht: denn es gibt für ihn zwar auch gute Geister, die ihn schützen, ihm wohlwollen und ihn fördern, aber viel bedeutsamer ist doch der böse Geist, der ganz unberechenbar, Angst erregend, unheimlich und grausam ist. Goethes Mephisto, der sich den „Geist, der stets verneint“ nennt, ist das Musterbeispiel dieses bösen Prinzips. Erst mit gehobener kultureller und dementsprechend auch religiöser Stufe wird dieser primitive Dämonismus zur Vielgötterei, dem Polytheismus, wobei sich oft genug feststellen läßt, daß diese neuen Götter die Eigenschaften ganzer Gruppen der alten Dämonen in sich vereinigen, teils im guten, teils im bösen Sinne. Aber auch jetzt hält sich ein Teil der Dämonen, oder das böse Weltprinzip verdichtet sich: als Gegensatz zum Gott tritt Satan auf, der sich mit seiner Gefolgschaft ständig bemüht, die Ordnungswelt Gottes ins Chaos zu stürzen.

Anfangs noch in Verbindung mit der Religion stehend entwickelt sich seitens des Menschen als Handlung die Magie, als die diese Handlung ausübende Person der Magier. Hier nimmt die neue Forschung gleichfalls an, daß die Magie der Religion entspringt, nicht umgekehrt. Sie hat aber von Anfang an nicht den Zweck, die Dämonen zu verehren, also

anzubeten, sondern sie soll einen Einfluß zugunsten des Menschen auf sie ausüben und wird damit ganz in den Dienst der Wunscherfüllung gestellt. Später trennen sich religiöse Kultushandlung und magischer Beeinflussungsversuch voneinander: die Magie wird zum Zauber. Soll ein Mensch aber die Fähigkeit besitzen, die Dämonen magisch zu beeinflussen, dann muß er logischerweise selbst eine geheimnisvolle, rätselhafte, mit übernatürlicher Kraft begabte Person sein, die mehr kann als gewöhnliche Menschen: er muß ein Zauberer sein.

Den Dämonen als von Natur außerirdischen Geisteswesen tritt in der Magie und Zauberei schon früh die Seele des Toten als Geistwesen an die Seite. Auch hier sehen wir bei den meisten Natur- und auch bei fast allen Kulturvölkern die gleichförmige Erscheinung, daß die Überlebenden die Angst vor der ihre Kreise störenden Wiederkehr der Seelen aufweisen und aus dieser Furcht heraus eine Menge von Zeremonien und Begräbnisbräuchen entwickeln, die eine solche Wiederkehr verhindern oder mindestens erschweren sollen; im einzelnen kann auf diese Dinge an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Aber auch der umgekehrte Wunsch besteht: man möchte den Geist des Verstorbenen zitieren, um von ihm über das unbekanntes Jenseits oder über die irdische Zukunft Näheres zu erfahren, oft, besonders in späterer Zeitpoche, spielt auch lediglich die Neugier, berühmte Leute der Vergangenheit aus der Nähe zu sehen, eine große Rolle. So wird der Magier zum Geisterbeschwörer, der häufig genug auch für einen solchen Zweck auf die Mithilfe Satans oder sonstiger böser Dämonen angewiesen ist.

Es ist häufig versucht worden, unseren heutigen Geister- und Gespensterglauben bestimmten Völkern des Altertums gewissermaßen in die Schuhe zu schieben, insbesondere nennt *H. St. Chamberlain* ihn eine Erbschaft des Hellenismus und des Griechentums überhaupt; den Griechen ihrerseits soll er über Persien aus Indien gekommen sein. Meiner Ansicht nach ist ein solcher Schluß bei der weltweiten Verbreitung des

Dämonismus nicht tunlich, denn jedes Volk hatte, wie wir noch sehen werden, von sich aus seinen eigenen magischen Glauben. Daß hingegen einzelne Völker des Altertums die Dämonenlehre in ein regelrechtes System gebracht und weidlich ausgebaut haben, ist nicht zu leugnen, auch nicht, daß besonders die Griechen hierin vorangehen.

Jedoch hatten schon *Babylon und Assur* ein ausgeprägtes System der Dämonen entwickelt, die uns unter den verschiedensten Namen bekannt geworden sind, oftmals in ganzen Gruppen ihre Wirkungen entfalten und insbesondere auch die Erzeuger der Krankheiten sind. Fast jede Krankheit hat ihren Spezialdämon, die bösen Geister sind teils menschenähnlich, teils haben sie die Gestalt von Greifen, Drachen, Einhörnern, löwenköpfigen Menschen. Gruppenweise treten sie in der Siebenzahl oder der doppelten Siebenzahl — man sieht die Anklänge an astrologische Vorstellungen — auch in der Zahl dreizehn auf. Zahlreiche Beschwörungstexte sind erhalten, die den Zweck verfolgen, die Behexung zu lösen, böse Geister zu beschwören und Liebeszauber auszuüben. Hingegen scheint der Glaube an die Tätigkeit der Seelen der Toten bei den mesopotamischen Kulturvölkern nur klein gewesen zu sein.

Im alten *Ägypten* knüpft dagegen die Dämonologie und Magie wesentlich an den Totenkult an, der in diesem Lande bekanntlich eine so ausgeprägte Form erreichte, wie bei kaum einem anderen Volk der Erde. Gerade die Toten konnten im Jenseits bösartigen dämonischen Bedrohungen ausgesetzt sein: „Da ist das Krokodil, das den Verstorbenen all seiner mächtigsten Zauber berauben kann; da sind die Unholde in der Luft, die den Atem von seiner Nase fernhalten können. Das Wasser kann in Flammen ausbrechen, wenn er trinken will; er kann seiner Speise und seines Trankes beraubt und gezwungen werden, den Auswurf seines eigenen Leibes zu verschlingen. Er kann seines Sitzes im Himmel verlustig gehen. Sein Leib kann verfallen; seine Feinde können ihn des Mundes, des Herzens, oder selbst seines Hauptes be-

rauben; und sollten sie ihm seinen Namen fortnehmen, so wäre seine ganze Persönlichkeit vernichtet“ (*J. H. Breasted*). Solchem Unheil suchte man zu entgehen, indem man in den Sarg des Toten Zaubersprüche einschrieb, aus denen später ganze Totenbücher wurden, die man dem Sarg beigab. Sprachen die Toten im Jenseits diese Zauberformeln richtig aus, so konnte ihnen nichts geschehen. Andere derartige Formeln hatten den Zweck, dem Verstorbenen die Möglichkeit zu geben, seine Gestalt zu wechseln, sein Grab zu verlassen oder wieder in seinen Leib einzuziehen. Im Mittleren Reich hatten diese Totenbücher auch schon weitere Ziele, ihre Zaubersprüche verfolgten jetzt auch den Zweck, vornehme Tote im Jenseits vor unerwünschter Beschäftigung, beispielsweise Landarbeiten, zu bewahren. Es ist dies eine Zeit, in der die Magie schon allbeherrschend im ägyptischen Leben geworden war; mit ihrer Hilfe konnte der Verewigte alles erreichen, was er nur erstrebte. Statuetten mit machtvollen Zaubersprüchen beschrieben, begleiteten ihn als sein Stellvertreter, gewissermaßen sein jenseitiger „Prügelknabe“. Irdische Sünder konnten dem Totenrichter ein Schnippchen schlagen, wenn sie das Abbild des heiligen Käfers, des Scarabäus, unter den Mumienbinden trugen, gleichfalls natürlich mit Zauberformeln beschrieben, versteht sich! Durch diesen Scarabäus wurde die anklagende Stimme des Herzens zum Schweigen gebracht. Andererseits bestand aber die Möglichkeit höchst unliebsamen Eingreifens der Seelen in die irdischen Verhältnisse. So wird von einem ägyptischen Offizier berichtet, den seine Gattin aus dem Jenseits rechtschaffen quälte. Er suchte das zu beenden, indem er ihr einen vorwurfsvollen Brief schrieb, den er einem Toten in die Hand gab, damit er ihn der verstorbenen Gattin aushändige. Nächst dem Totenkult war es die Medizin, die — trotz recht beachtlicher Höhe des erreichten wirklichen Wissens — einen Zauberglauben entwickelte, der schließlich die ganze Tätigkeit des ägyptischen Doktors beherrschte.

Einen sehr ausgeprägten Dämonenglauben hatte das alte

Griechenland. Bei Homer werden die Worte „Gott“ und „Dämon“ noch für das gleiche überirdische Wesen gebraucht; „Gott“ drückt dieses an sich aus in seiner himmlischen Ruhe, „Dämon“ wird gesagt, wenn seine Einwirkung in gutem oder bösen Sinne auf den Menschen gemeint ist. Im Laufe der Zeit trennen sich beide Elemente ganz voneinander, und es kommt nun unter dem Einfluß der älteren jonischen Philosophie bereits zu einem ganzen System von Geistern, die mit den Göttern nicht mehr identisch sind, sondern zwischen ihnen und den Heroen, den vergöttlichten Menschen, die Mitte halten. Sokrates und besonders Plato haben später dieses „Zwischenreich“ breit ausgemalt; es sollte sogar jeder Mensch von Geburt an seinen Privatdämon besitzen, der ihn das ganze Leben hindurch begleitete; die guten Dämonen zeigen bei Plato etwa den Charakter der Engel des christlichen Himmels. *Rhode* nimmt als Grund dieser Klassifizierung an: „Plato zuerst, als Vorgänger vieler Anderen, redet von einem ganzen Zwischenreich von Dämonen, denen alles zugetraut wird, was an Wirkungen unsichtbarer Mächte der hohen Götter unwürdig erscheint. So wird die Gottheit selbst alles Bösen und Niederziehenden entlastet.“

Diese „philosophischen“ Geister vereinigen sich mit denen des alten primitiven Volksglaubens zu einem recht wohl assortierten Dämonenhimmel, der natürlich auch wieder die Spezialisten für die Krankheitserregung in Menge enthält. Die äußere Gestalt dieser lieblichen Wesen scheint der würdig zu sein, die uns ein Hieronymus Bosch, Pieter Breughel und andere übermittelt haben (siehe Tafel nach Seite 64, Nr. 3 und Tafel vor Seite 65). So war Empusa ein menschenfressender Popanz mit Eselsfüßen und diente, ähnlich wie Akko und Alphito als Kinderschreck, wie unser „schwarzer Mann“. Die Lamien und Mormolyken dachte man sich als blutsaugende Vampire, Gorgo, Stheno, Eurvale, Medusa sind nach Hesiod furchtbare geflügelte Wesen mit Schlangen als Haaren und einem Gürtel von Schlangen um den Leib, deren schrecklicher Blick versteinern wirkt. Homer spricht mehr-

fach von der Gorgo; so als Athene sich zum Kampf rüstet und ihres Vaters Zeus Schild nimmt, auf dem sich das Haupt der Gorgo befindet:

Weiter des Scheusals Haupt, der entsetzlichen Gorgo, gebildet,

*Furchtbar, Schrecken verbreitend, des Ägiserschütterers
Graun'bild. (Ilias 5, 741)*

Oder als Odysseus bei seinem Besuch in der Unterwelt schließlich entsetzt vor den Geistern der Toten flieht:

*Fürchtend, es sende mir jetzo die strenge Persephoneia
Tief aus der Nacht die Schreckensgestalt des gorgonischen
Unholds,*

Floh ich eilend von dannen zum Schiffe . . . (Od. 11, 634)

Auch häßliche kleine, an den Kreuzwegen sich umhertreibende und die Wanderer beraubende Kobolde fehlen nicht, die Kerkopen. Die Dämonen können ihre Gestalt wechseln, die Empusen verwandeln sich bald in Tiere, bald in reizvolle Weiber, bald in Fabelwesen mit feurigem Gesicht.

Die Seelen der Toten spielen als Gespenster eine große und meist recht unsympathische Rolle in diesem Geistergewimmel. Das nimmt bei der antiken Auffassung des Weiterlebens nach dem Tode kein Wunder. Man kannte keinen Himmel in unserem Sinne, sondern nur eine recht traurige, dunkel-langweilige Unterwelt, den Hades, in dessen Bereich die Abgeschiedenen als „Schatten“, also halbkörperliche, aber nicht recht „faßbare“ Wesen im Halbbewußtsein die Ewigkeit verdämmerten. Die irdische Gestalt und ihre Gesichtszüge haben sie behalten, sodaß man sie sofort wieder erkennen kann. Ein solch trauriges Vegetieren nach dem Tode konnte nichts Erstrebenswertes sein, und so konnten auch die Seelen der Verstorbenen keineswegs eine besonders liebevolle Gesinnung für die Überlebenden hegen. Man hielt sie sich besser vom Leibe. Aber das war nicht immer leicht, denn diese Gespenster konnten aus dem Hades auf die Erde

zeitweilig — und zwar hatten sie die ganze Nacht Ausgang — zurückkehren und sehr lästig und gefährlich werden; ganz besonders die Mörder, Selbstmörder, die unschuldig Getötenen und die nicht ordnungsmäßig Bestatteten gingen allnächtlich um. So schreibt Plutarch von einem im Bad erstickenen Räuber Damon:

„Hierauf soll man, wie unsere Väter erzählen, dort eine Zeitlang Gespenster gesehen und ein jämmerliches Wehklagen gehört haben, weshalb das Bad verschlossen und die Tür zugemauert wurde. Einige, die an demselben Ort wohnen, glauben noch heute, daß sich dort Geister unter großem Wehklagen sehen lassen.“

Zahlreich sind die Beispiele, wo antike Dichter in ihren Theaterstücken Geister der Abgeschiedenen erscheinen und in die Handlung eingreifen lassen, zahlreich sind die „Spukhäuser“, in denen Gespenster ihr Wesen treiben und den Bewohnern den Aufenthalt unmöglich zu machen suchen. Oft genug nähern sich die nächtlichen Besucher auch als Traumbilder den Schlafenden. Ganz entsprechend dem heutigen Aberglauben zeigen sich die Totenseelen aber an den Begräbnisstätten mit besonderer Vorliebe. Der Philosoph Demokritos, der, wie manche der Gebildeten, dem Dämonenglauben nicht folgte, schloß sich in ein Grabmal ein um dort zu arbeiten. Als ihn einige seiner Schüler das Gruseln lehren wollten und als Gespenster verkleidet um ihn herum tanzten, blickte er kaum auf und sagte seelenruhig: sie sollten doch mit ihrer Kinderei aufhören. Plato hingegen war auch ein überzeugter Gespenstgläubiger, im Phaidon schreibt er:

„Eine solche Seele, die etwas Erdschweres und Sichtbares an sich hat, fühlt sich wieder zur sichtbaren Welt hingezogen, indem sie aus Furcht vor dem Dunkeln und dem Hades, wie man sagt, sich um die Gräber und Grüfte herumtreibt. Dort hat man schon manchmal dunkle Erscheinungen von Seelen erblickt, und solche Schattenbilder erzeugen eben solche Seelen, die sich nicht ganz losgerissen haben, sondern noch teil am Sichtbaren besitzen, weshalb sie auch gesehen werden.“

Pythagoras war genau so überzeugt von den Dämonen und Geistern, und mit ihm seine ganze Schule.

Gegen solche Störenfriede konnte naturgemäß nur der Zauber wirken, und so arbeitet die Magie eine Menge von Beschwörungsformeln und -bräuchen aus. Schon damals galt der Satz, daß nicht jeder Ort geeignet sei, solche Beschwörungen vorzunehmen, die übrigens keineswegs nur den Zweck der Abwehr hatten, sondern oft genug auch zur Erforschung des Jenseits und der Zukunft dienten, somit Zitationen der Toten waren. Schon Homer berichtet, daß Odysseus nicht an beliebigem Ort mit dem Hades in Verbindung treten konnte:

Jetzo erreichten wir des tiefen Ozeans Ende.

Allda liegt das Land und die Stadt der kimmerischen Männer.

*Diese tappen beständig in Nacht und Nebel; und niemals
Schauet strahlend auf sie der Gott der leuchtenden Sonne;
Weder wenn er die Bahn des sternlichten Himmels hinan-
steigt,*

*Noch wenn er wieder hinab vom Himmel zur Erde sich
wendet:*

Sondern schreckliche Nacht umhüllt die elenden Menschen.

*Und wir zogen das Schiff an den Strand, und nahmen die
Schafe*

*Schnell aus dem Raum; dann gingen wir längs des Ozeans
Ufer,*

Bis wir den Ort erreichten, wovon uns Kirke gesaget.

Allda hielten die Opfer Eurylochos und Perimedes.

*Aber nun eilt' ich, und zog das geschliffene Schwert von der
Hüfte,*

Eine Grube zu graben, von einer Ell' ins Gewierte.

Hierum gossen wir rings Sühnopfer für alle Toten:

Erst von Honig und Milch, von süßem Weine das zweite,

Und das dritte von Wasser, mit weißem Mehle bestreuet.

Dann gelobt' ich flehend den Luftgebilden der Toten.

*Wann ich gen Ithaka kam', eine Kuh, unfruchtbar und
 fehllos,
 In dem Palaste zu opfern, und köstliches Gut zu verbrennen,
 Und für Teiresias noch besonders den stattlichsten Widder
 Unserer ganzen Herde, von schwarzer Farbe, zu schlachten.
 Und nachdem ich flehend die Schar der Toten gesühnet,
 Nahm ich die Schaf', und zerschnitt die Gurgeln über der
 Grube;
 Schwarz entströmte das Blut: und aus dem Erebos kamen
 Viele Seelen der abgeschiedenen Toten.
 Jüngling' und Bräute kamen, und kummerbeladene Greise,
 Und aufblühende Mädchen, im jungen Grame verloren.
 Viele kamen auch, von ehernen Lanzen verwundet,
 Kriegererschlagene Männer, mit blutbesudelter Rüstung.
 Dicht umdrängten sie alle von allen Seiten die Grube,
 Mit graunvollem Geschrei; und bleiches Entsetzen ergriff
 mich. (Od. 11, 13)*

So ist im Altertum manche Stelle in Griechenland und
 Italien als Beschwörungsstätte der magischen Kunst berühmt
 und berüchtigt geworden. Zumeist handelt es sich um Höh-
 len, Gräfte, wüste Plätze, ganz besonders um Stellen, aus
 denen Dämpfe vulkanischer Tätigkeit aus der Erde drangen.

Das Verfahren geht aus der angezogenen Stelle der Odys-
 see zur Genüge hervor, auch die Spätzeit kannte noch die
 blutgefüllte Grube als mächtiges Lockmittel der Toten, denn
 durch das genossene Blut verlieren sie ihren geistigen Däm-
 merzustand wenigstens vorübergehend, es ist also für sie ein
 erstrebenswertes Ziel und gibt ihnen im übrigen die Fähig-
 keit, dem Fragenden Rede und Antwort zu stehen.

Sozusagen das Land der Zauberei war die griechische
 Landschaft Thessalien, und nicht umsonst hat Goethe die
 klassische Walpurgisnacht des zweiten Teils des Faust hier-
 hin verlegt. Die thessalische Zauberin und Hexe war weit
 und breit berühmt. Die Hauptzaubergöttin, die Schutzpatro-
 nin aller Magie, ist Hekate, eine nächtliche Mondgöttin, die
 in inniger Verbindung mit den Göttern der Unterwelt steht;

ihr eigentliches Gebiet sind alle dämonischen Erscheinungen
 der mondbelichteten Straßen und Kreuzwege (siehe Tafel
 nach Seite 320). Sie wurde schließlich ganz zur Göttin des
 Aberglaubens, die allen Zaubermitteln Kraft verlich. Auch
 die eigentliche Mondgöttin, Artemis, steht dem Zauber nicht
 ganz ferne; sie lehrt Zaubersprüche und läßt Zauberkräuter
 wachsen. Von den Heroen werden uns die Sirenen als zau-
 bernde Wesen genannt, außerdem kennt die griechische Sagen-
 welt zahlreiche berühmte Zauberer und Zauberinnen, bei-
 spielsweise Kirke, Meda. Unter den menschlichen Zauberern
 werden sogar berühmte Philosophen vom Volk in Anspruch
 genommen, wie Pythagoras, Empedokles, auch die berühmten
 Sibyllen scheinen hier ihren Ursprung zu haben. Ein Heer
 von Zauberern diente diesem Aberglauben, Magier, Chaldäer,
 Mathematiker, Isispriester; die Brücken zur Astrologie sind
 zahlreich. Vielfach handelte es sich um sehr niedrig stehende
 Gemeinschaften solcher Adepten, sie werden uns als Orpheo-
 telesten, Agyrten, Menagyrtten, Metragyrten bezeichnet und
 stellten größtenteils ein bewußtes Betrügerium dar. Die Zau-
 bermittel waren mannigfach: außer den Sprüchen und For-
 meln, kamen Zauberpflanzen, von deren einer Homer sagt:
*Ihre Wurzel war schwarz, und milchweiß blühte die Blume;
 Moly wird sie genannt von den Göttern. Sterblichen Menschen
 Ist sie schwer zu graben; doch alles vermögen die Götter.*
 (Od. 10, 304)

Magische Knoten und Steine, Kränze und Gürtel, mensch-
 liche Gebeine, tierische Körperteile vervollständigen die Re-
 quisiten der Magier. Alles konnte bezaubert und entzaubert
 werden, was denkbar war, Mensch und Vieh, die Frucht auf
 dem Felde und Naturereignisse, wie Gewitter und Stürme.
 Einzelnes Spezielle wird uns später noch näher zu beschäf-
 tigen haben.

Dieser größtenteils auf eigenem Volksboden erwachsene
 dämonische Glaube wird in der Zeit des Hellenismus durch
 das Hinzutreten asiatischer und ägyptischer Magie wesent-
 lich verstärkt und erweitert, und in dieser konzentrierten

Form ging der Zauberglaube auf das alte Rom über, dessen mangelnde Religiosität von vorneherein einen günstigen Nährboden für jegliche Afterreligion abgab. Selbstredend hatte auch Rom von jeher seine eigene Dämonie und Magie gehabt wie alle Völker, und als besonders zauberbegabt galten im alten Italien die Völker der Etrusker, Marsen und Sabiner. In den politisch sehr bewegten Zeiten der ausgehenden Republik und des Kaisertums kam die Magie der ganzen damals bekannten Welt dann in Rom genau wie die Astrologie in lebhaften Schwung, und wieder waren auch die Gründe die gleichen: neben dem Wunsch der Sicherung vor den übernatürlichen Kräften war es der Trieb, den Schleier der unsicheren irdischen Zukunft zu lüften.

Zu Anfang des dreißigsten Buches seiner „Naturgeschichte“ geht der ältere Plinius ausführlich auf den magischen Betrieb seiner Zeit ein, eine Stelle, die wenigstens auszugsweise wiedergegeben sei:

„... die magischen Torheiten ... wollen wir aufdecken ... diese Sache verdient doch, wie wenige andere, daß darüber mehr gesprochen werde, und wäre es auch nur gerade darum, weil die betrügerischste aller Künste auf dem ganzen Erdkreise und in den meisten Jahrhunderten am meisten gegolten hat ... Niemand bezweifelt, daß sie zuerst aus der Arzeneikunde entstand ... daß sie sich die Macht der Götterverehrung ... gesellte und ... die mathematischen Künste (Astrologie) beimischte, weil jeder begierig ist, seine Zukunft zu wissen und diese am zuverlässigsten vom Himmel hernehmen zu können glaubt. Nachdem sie so durch ein dreifaches Band die Sinne der Menschen an sich gefesselt hatte, erhob sie sich zu einer solchen Höhe, daß sie sogar heute noch bei einem großen Teile der Völker vorherrscht ...

Ohne Zweifel entstand sie in Persien durch Zoroaster ... Es gibt auch noch eine andere magische Schule, welche durch die Juden Moses, Jamnes und Jotapes, aber viele tausend Jahre nach Zoroaster entstand; noch weit jünger ist die cyprische ...

... finden sich auch bei den italienischen Völkern Spuren der Magie und zwar in unseren zwölf Tafeln und in anderen Beispielen ... Erst im sechshundert und siebenundfünfzigsten Jahre der Stadt (97 v. Chr.) unter dem Konsulate des Cn. Cornelius Lentulus und des P. Licinius Crassus erfolgte ein Senatsbeschluß, daß kein Mensch mehr geopfert werden sollte ...

In Gallien saß die Magie immer noch fest und zwar bis zu unserem Gedenken, denn erst die Herrschaft des Tiberius Cäsar unterdrückte dort die Druiden und diese Art von Wahrsagern und Ärzten ... Britannien feiert sie auch heute noch schwärmerisch ...

Es gibt, wie Osthanes mitteilt, mehrere Gattungen von Magie, denn er stellt die göttliche Eingebung durch das Wasser, durch die Kugeln, durch die Luft, durch die Sterne, durch Lichter, durch Becken, durch Beile und noch auf viele andere Arten und außerdem Unterredungen mit den Schatten und Unterirdischen in Aussicht. Von der Richtigkeit und der Falschheit aller dieser Dinge überzeugte sich zu unserer Zeit der Fürst Nero, denn er konnte keine größere Vorliebe für die Zither und für den tragischen Gesang haben und gefiel sich auf der höchsten Stufe des menschlichen Glückes in der tiefsten Verworfenheit des Geistes ... Nichts beweist so ausreichend und unbezweifelbar die Falschheit dieser Kunst, als daß Nero sie aufgab ...

Die Magier haben mancherlei Ausflüchte; so sollen Leuten, welche Sommersprossen haben, die Götter weder Folge leisten noch sichtbar sein ... diese Leute (die Magier) es für unerlaubt halten, in das Meer zu speien oder durch Verrichtung anderer menschlicher Notdurft diesen Naturteil zu besudeln ... Man darf ... überzeugt sein, daß sie (die Magie) schändlich, unnütz und nichtig ist und daß sie zwar einen Schein von Wahrheit hat, daß aber dabei mehr die Künste der Giftmischerei als die der Magie wirken. Wie mag aber jemand noch fragen, welche Lügen die alten Magier verbreitet haben, da Apion ... behauptet, das Kraut Cynocephalia

(Hundskopfkraut), welches in Ägypten Osirites (Osiriskraut) heiße, sei ein göttliches Kraut und ein Mittel gegen jede Vergiftung, werde es aber ganz ausgerissen, so sterbe derjenige, welcher es ausgerissen habe, sogleich, und da derselbe weiter aussagte, er habe die Schatten heraufbeschworen, um Homer zu fragen, aus welchem Lande und von welchen Eltern er herstamme, wage jedoch nicht auszusagen, was dieser ihm geantwortet habe.

Als ein ganz besonderer Beweis von der Torheit der Magier mag der Umstand gelten, daß sie von allen Tieren am meisten die Maulwürfe bewundern . . . Auf keine anderen Eingeweide setzten sie ein solches Vertrauen und kein anderes Tier halten sie für tauglicher zum Götterdienst, sodaß sie jedem, der das Herz eines solchen frisch und noch schlagend verschlucket, Erfolg in der Wahrsagung und bei seinen Unternehmungen versprechen. Auch versichern sie, man könne die Zahnschmerzen heilen, wenn man einem lebendigen Maulwurf einen Zahn ausreißt und ihn sich anbinde . . .“

Plinius ist, wie man sieht, der Magie nicht gerade hold; das hindert ihn aber nicht, in seinen Büchern über die Heilmittel eine Unmasse von Rezepten pflanzlicher und tierischer Medikamente aufzuzählen, die hundertprozentig magisch sind. Abgesehen von solcher magischer Medizin glaubten die Römer, wohl im Gefolge der Griechen, auch an jede andere Möglichkeit magischer Beeinflussung des Daseins, an die Verzauberung der Felder, den Liebeszauber, die Verwandlung von Menschen in Tiere und dergleichen, und die Gespenster, die Spukhäuser standen ebenfalls bei ihnen in Blüte. Sie nannten die Seelen der Toten, die immer als unhold und furchtbar gedacht wurden, die Larven, neben denen noch die Lemuren, Geister, die über den Brudermord des Romulus an Remus dem Volke ewig böse blieben, existierten. Aus diesem Glauben entwickelte sich das Fest der Lemurien am 9., 11. und 13. Mai, an welchem der Hausvater eine Beschwörung der Geister vornahm, die Ovid ausführlich beschreibt:

Der Hausvater mußte um Mitternacht mit bloßen Füßen durch das Haus gehen und mit den Händen ein geisterverscheuchendes Zeichen machen. Dann wusch er die Hände, steckte schwarze Bohnen in den Mund, die er bei abermaligem Rundgang hinter sich warf und dabei neunmal, ohne umzublicken, sprach: „Dieses gebe ich her und mit diesen Bohnen erkaufe ich mich und die Meinigen.“ Ungesehen huschen die Geister hinter ihm her und lesen die Bohnen auf. Nach abermaliger Reinigung schlägt der Hausvater neunmal an ein ehernes Becken und fordert dabei die Geister auf, das Haus zu verlassen. Erst jetzt darf er sich umblicken, die Gespenster sind fort.

Von einem Spukhaus berichtet einmal der jüngere Plinius:

„In Athen war ein großes und geräumiges, aber verrufenes und Unheil bringendes Haus. In der Stille der Nacht hörte man dort Eisen klirren, und wenn man genauer horchte, Ketten rasseln, zuerst in der Ferne, dann in der Nähe. Bald erschien eine abgehärmte, häßlich abgezehrte Greisengestalt mit langem Bart und struppigen Haaren, die an Händen und Füßen Fesseln und Ketten trug und schüttelte. Die Bewohner durchwachten daher traurige und schreckliche Nächte; auf das Wachen folgte Krankheit und bei zunehmender Angst der Tod. Denn auch bei Tage, wenn das Gespenst verschwunden war, schwebte die Gestalt in der Phantasie vor Augen, und die Furcht dauerte länger als ihre Ursache. Das Haus blieb endlich leer und verödet und ganz dem Gespenst überlassen. Doch wurde bekannt gegeben, ob es jemand kaufen oder mieten wollte, der von diesem Übelstand nichts wüßte. Der Philosoph Athenodoros kommt nach Athen, liest den Anschlag, und da ihm der niedrige Preis verdächtig erscheint, erkundigt er sich, erfährt alles und mietet sich nichtsdestoweniger ein. Als es anfängt, Abend zu werden, läßt er sich in dem vordersten Zimmer des Hauses sein Lager bereiten, fordert Schreibtisch, Griffel und Licht und schickt seine Leute in die inneren Gemächer; er selbst richtet Geist, Augen und Hand aufs Schreiben, damit nicht die unbeschäf-

tigte Seele sich die bekannte Gestalt und ein leeres Schattenbild schaffe. Anfangs herrscht, wie überall, Stille der Nacht; bald aber klingt es wie Eisen; Ketten rasseln. Athenodoros blickt sich nicht um, schreibt ruhig weiter, ermutigt seinen Geist und verwahrt ihn gegen die Eindrücke des Gehörs: jetzt wird der Lärm stärker, er nähert sich, jetzt scheint er auf der Schwelle, jetzt im Zimmer zu sein; er blickt auf, sieht und erkennt die beschriebene Gestalt. Sie steht und winkt mit dem Finger, als wollte sie ihn rufen. Auch er gibt ein Zeichen mit der Hand und fährt fort zu schreiben. Da schüttelt sie die Ketten über seinem Haupt, während er schreibt: er blickt auf, und sie winkt wieder, wie vorher. Jetzt zögert er nicht länger, nimmt die Lampe und folgt. Das Gespenst schreitet langsam, wie von den Ketten belastet; nachdem es in den Hof gegangen ist, verschwindet es plötzlich und läßt den Begleiter zurück. Dieser, allein geblieben, bricht Gras und Blätter ab und bezeichnet damit die Stelle. Den folgenden Tag geht er zu den Behörden und verlangt, sie sollten den Ort aufgraben lassen. Man findet Gebeine, die in Ketten geschlagen und damit umschlungen und von dem durch die Zeit und in der Erde verwesenen Körper nackt und entblößt in den Fesseln geblieben waren; sie werden gesammelt und öffentlich begraben. Von der Zeit war das Haus von den gebührend bestatteten Manen befreit.“ (zitiert nach A. von Gleichen-Russwurm).

Unter den römischen Großen, selbst den Kaisern, fand die schwarze Kunst die gleiche Anhängerschaft, wie die Astrologie. Von Neros Magiefreudigkeit hörten wir oben schon; Sueton berichtet von seinem Verhalten, nachdem er seine Mutter hatte ermorden lassen:

„Dennoch konnte er das Bewußtsein dieses Verbrechens, obschon Soldaten, Senat und Volk ihm durch ihre Glückwünsche Mut zu machen suchten, weder jetzt noch jemals ertragen, und oft bekannte er, daß er durch die Erscheinung seiner Mutter und durch die Furien mit ihren Geißeln und brennenden Fackeln fort und fort verfolgt werde. Ja, er ver-

suchte sogar, durch ein von Magiern veranstaltetes Opfer ihren abgeschiedenen Geist beschwörend zu versöhnen.“ (Nero, 34)

Ja, es hatte sich was mit diesen Geistern Ermordeter, selbst die der umgebrachten Kaiser gingen um, denn von Caligula lesen wir bei demselben Schriftsteller:

„Seinen Leichnam schaffte man heimlich in die Gärten der Familie Lamia, wo er auf einem eilig zusammengerasteten Scheiterhaufen nur halb verbrannt und dann unter dem Rasen eingescharrt wurde, bis ihn seine Schwestern, nach ihrer Rückkehr aus dem Exile, wieder ausgraben, ordentlich verbrennen und bestatten ließen. Es ist hinlänglich bekannt, daß, bevor dies geschah, die Gartenwächter durch Gespenstererscheinungen beunruhigt wurden und daß auch in dem Hause, wo er ums Leben kam, keine Nacht ohne irgend einen Schreckensspuk verging, bis das Haus selbst bei einer Feuersbrunst in Flammen aufging“ (Caligula, 59).

Daß sich die Zauberei auch in die Politik einmischte, ist bei ihrer allgemeinen Bedeutung selbstverständlich. Im Abschnitt über die Astrologie habe ich die von Tacitus berichtete angebliche Verschwörung des Libo Drusus angeführt, der sich zu seinen Zwecken der Astrologen bedient haben sollte. Tacitus berichtet nun weiter, daß Libo auch einen gewissen Junius veranlaßt habe „Schatten der Unterwelt durch Zaubersprüche heraufzubeschwören“, was Junius zur Anzeige bringt. In der Verhandlung vor dem Senat liest Kaiser Tiberius selbst die Anklageschrift gegen Libo vor, worauf die eigentlichen Ankläger das Wort ergreifen, wobei einer derselben, Vibius,

„Papiere voll so großen Unsinn vorbrachte, daß Libo darüber nachgeforscht haben sollte, ob er einmal Schätze genug haben würde, um die appische Straße bis nach Brundisium hin mit Geld zu bedecken. Und so stand darin noch anderes dergleichen, Albernnes, Gehaltloses, will man es milder nehmen, Erbarmungswürdiges. In einem Papiere jedoch sollten,

wie der Ankläger behauptete, mit Libos eigener Hand den Namen der Cäsaren oder Senatoren unheilsschwangere oder unverständliche Zeichen beigefügt sein“ (Ann. II, 29).

Libo zog es vor, der drohenden Verurteilung durch Selbstmord zu entgehen. Noch interessanter ist die Geschichte vom Tode des Germanicus. Dieser durch seine Feldzüge in Germanien berühmt gewordene Adoptivsohn war durch seine Beliebtheit bei den Truppen Tiberius lästig und verdächtig und wurde deshalb zur Dienstleistung nach Syrien beordert, wo der dort kommandierende Legat Gnäus Calpurnius Piso und dessen Frau Munatia Plancina offenbar aus Gefälligkeit gegen Tiberius den Germanicus brutal unverschämt behandelten und, als er krank war, magische Mittel gegen ihn anwandten. Tacitus schreibt:

„Dann zurückgehalten durch Krankheit des Germanicus, läßt er (Piso), als er dessen Genesung vernommen und die für seine Herstellung getanen Gelübde gelöst werden sollten, die herbeigeführten Opfertiere, die Opferzurüstung und der Antiochenser festlich geschmückte Menge durch Likatoren auseinanderjagen. Hierauf entfernt er sich nach Seleucia, um das Übelbefinden abzuwarten, das den Germanicus von neuem befallen hatte. Die furchtbare Heftigkeit der Krankheit ward noch gesteigert durch seine Überzeugung, Gift von Piso empfangen zu haben; auch fand man aus dem Estrich und den Wänden hervorgezogene Reste menschlicher Leichen, Zauberformeln und Verwünschungen und des Germanicus Namen auf Bleitafeln eingegraben, halbverbranntes und mit Moder bedecktes Gebein und andere zauberische Dinge, womit man die Seelen den unterirdischen Mächten weihen zu können meint“ (Ann. II, 69).

Der Zweck wurde auf jeden Fall erreicht: Germanicus starb. Man glaubt sogar, daß die Angst vor dieser Zauberei sein Lebensende zumindest beschleunigt habe. Auch von Kaiser Otho weiß man, daß er der Magie sehr ergeben war, Commodus ließ sogar zur Abwehr ihm drohender Bezaube-

rung Kinder töten, Septimius Severus brachte eine große Bibliothek von magischen Schriften zusammen und von Caracalla berichtet Herodian:

„Da er mißtrauisch gegen jedermann war, so befragte er alle Orakel und berief allenthalben her Magier, Sternkundige und Opferschauer. Weil er sie aber im Verdacht hatte, daß sie ihm zu Gefallen redeten und ihm keine echten Orakelsprüche verkündigten, schrieb er einem gewissen Maternianus, dem er damals die Präfektur von Rom anvertraut hatte und den er allein zum Mitwisser seiner Geheimnisse machte. Ihm gab er den Auftrag, durch die geschicktesten Magier Tote beschwören und nach seinem Lebensziel forschen zu lassen und ob ihm niemand nach der Krone trachte.“ (zitiert nach A. von Gleichen-Russwurm).

Selbst die guten Kaiser waren von dem schweren Aberglauben nicht frei. Marc Aurel ließ vor seinem Feldzug gegen die Markomannen durch Magier aller Nationen Beschwörungen vornehmen. Unter Kaiser Valens aber forschte ein Offizier Pollentianus bei den Unterirdischen über das Schicksal der Dynastie nach, indem er als Beschwörungszauber einer lebenden Frau die Leibesfrucht heraus schneiden ließ. Diese schauerliche Roheit scheint schon lange vorher nicht unbekannt gewesen zu sein; wenigstens wirft Cicero einem gewissen Vatinius vor, daß er die Seelen Ermordeter zitiert und durch Eingeweide von Kindern versöhnt habe. Es gab jedoch auch Herrscher, die den Zauberern sehr wenig geneigt waren. Constantius erließ 357 das Gesetz:

„Viele, die es gewagt haben, die Elemente in Verwirrung zu bringen und kein Bedenken tragen, das Leben Unschuldiger zu erschüttern und durch das Zitieren der Verstorbenen zu beunruhigen, sodaß jeder seine Feinde durch böse Künste verderben kann, weil diese der Natur zuwider sind, sollen mit dem Tode bestraft werden.“

In dieser spätantiken Zeit hatte der Dämonismus eine bis ins Einzelne gehende Ausbildung und Systematik durch

die auch für Astrologie und Alchemie so wichtig gewordenen Neuplatoniker erfahren. Diese Philosophenschule ging zeitweise ganz in der weißen und schwarzen Magie auf. Die Dämonen werden von ihr in Rangklassen eingeteilt: Götter, Erzengel, Engel, Dämonen, Herrschaften, Heroen, Gebieter und Seelen, von jeder dieser Rangklassen wird eine ausführliche Beschreibung gegeben, nicht nur hinsichtlich ihrer Wirksamkeit, wobei speziell den Dämonen die Belästigung des Leibes, das Erregen von Krankheiten, das Verhängen von Strafen zudiktirt wird. Fast nie kommt so ein Geist allein, er ist ständig begleitet von solchen niederer Rangstufen, die ganz Bösen haben sogar wilde Tiere bei sich. Zur Praxis der Zauberei wird ebenfalls ausführlich Stellung genommen, alle möglichen Steine, Kräuter, Formeln aus magischen Worten gehören genau so gut zum Rüstzeug wie die genaue Kenntnis der einer jeden Rangklasse speziell zu opfernden Tiere.

Die magische Beschwörungsformel und das Drohen mit dem „Umgehen“ kannte natürlich schon das frühere Rom. Vergil gibt ein interessantes Beispiel. Als Aeneas sich von Dido trennt, sucht sie ihn mit solcher Drohung zurückzuhalten, und als es nichts nutzt, ruft sie ihm einen Fluch nach, richtet auch den Scheiterhaufen, auf dem sie sich verbrennt, magisch her:

*Ich folg' abwesend mit schwarzer Furienglut;
Und entseelte der kalte Tod mir die Glieder,
Allwärts schwebt mein Schatten um dich.
Dann büße mir, Unmensch!*

(Aen. 4, 384).

*Sol, der du jegliches Tun wahrnimmst im strahlenden Umlauf,
Du auch, Mittlerin dieses Vereins, mitkundige Juno,
Hekate du, der heulen die Städt' auf nächtlichem Dreiweg,
Und ihr, rächende Dieren, und Götter der sterbenden Dido:
Dieses vernehmt und übet Gewalt, wie verdienet die Bosheit,*

*Und, o hört dies unser Gebet! Wenn kommen zum Hafen
Muß das verworfene Haupt, und ans Land zu schwimmen
sein Los ist,*

*Und so Jupiters Rat es verlangt, dies Ziel unverrückt steht:
Doch mit Streit und Waffen vom mutigen Volke geängstigt,*

*Über die Grenz' auswandernd, getrennt vom teuren Julus,
Müß' er um Hilf' anflehen, und schau'n unwürdige Tode
Seiner Freund'; auch wenn er Bedingungen lästigen Friedens*

Eingeht, weder des Reichs noch erfreulichen Lichtes genieß' er,

*Sondern er fall' frühzeitig und lieg' unbestattet im Sande!
So mein Gebet; dies seufz' ich, wenn Stimm' und Blut mir
entschwindet.*

(Aen. 4, 607)

Die neuplatonischen Magier arbeiteten beachtlicher Weise sehr viel mit Kindern als Medien — wir werden viel später bei Herrn Cagliostro etwas Ähnliches finden — also mit leicht beeinflussbaren und besonders schreckhaften „Medien“, die noch dazu in eine Atmosphäre aus bestimmten sinnverwirrenden Dämpfen gebracht werden, eine Angelegenheit, der der planmäßige Betrug aus allen Knopflöchern schaut. Zu dieser Betrügerpraxis gehörte ferner das Arbeiten im verdunkelten Raum, die Anwendung chemischer Mittel, um Schriftzüge erscheinen zu lassen, mit besonderen Mitteln gefärbte Flammen, in die Hand des Magiers geschriebene Schriftzüge, die sich auf die in diese Hand genommene Leber des Opfertieres übertrugen und Gehilfen, die aus der Verborgenheit sprachen, eine schöne Blütenlese des Schwindlertums. Götterbilder und Seelen Verstorbener wurden an den Wänden mit leicht brennbaren Stoffen in Umrissen angezeichnet und vom Gehilfen im Augenblick der vom Zauberer gesprochenen Texte angezündet, sodaß sie aufleuchteten, mit brennbaren Stoffen versehene unglückliche Vögel angezündet und zum Abflug gebracht, sodaß etwas Feuriges

durch die Luft fuhr, kurz, die Praxis war mannigfach, um die Dummen zu täuschen.

Die Totenzitierung hatte ihre eigene Praxis, die Zauberer verstanden es sogar, einer Leiche für Augenblicke den Anschein des wiedererwachenden Lebens zu geben. Wesentliche Requisiten der Zauberei (siehe Tafel nach Seite 64, Nr. 2) bildeten selbst Leichenteile, insbesondere die rechte Hand und der Schädel; sie werden immer wieder als magisch wirkende Mittel genannt. Die oben angezogene Menschenschlächtereie aus zauberischen Gründen scheint bis in die sterbende Antike nicht ganz unbekannt zu sein. Von Eusebius wird berichtet, daß Kaiser Maxentius schwangere Frauen, auch Kinder habe aufschneiden lassen, um auf diese Weise mit den Dämonen in Verkehr zu kommen.

Einen nicht unbedeutenden Zuwachs hatte die römische Magie durch die *Juden* erfahren. Gerade das israelitische Volk hatte in seiner Primitivzeit einen sehr ausgeprägten Dämonenglauben besessen, der sich im alten Testament noch an zahlreichen Stellen deutlich zeigt.

Quellenkult, Mos. IV, 21, 17 f: Da sang Israel dieses Lied: Brunnen steige auf! Singet von ihm! Das ist der Brunnen, den die Fürsten gegraben haben; die Edlen im Volk haben ihn gegraben, mit dem Zepter, mit ihren Stäben.

Baumkult, Hosea 4, 12: Mein Volk fragt sein Holz und sein Stab soll ihm predigen; denn der Hurereigeist verführt sie, daß sie wider ihren Gott Hurerei treiben.

Auch der Steinkult war weit verbreitet. Magisch beeinflußt war sogar wie alles, selbst der menschliche Körper hatte von besonderer zauberischer Kraft durchtränkte Bestandteile, ganz besonders das Blut, außerdem die Haare, das Auge, den Speichel.

Und welcher Mensch, er sei vom Haus Israel oder ein Fremdling unter euch, irgend Blut ist, wider den will ich mein Antlitz setzen und will ihn mitten aus seinem Volk ausrotten.

Denn des Leibes Leben ist im Blut, und ich habe es euch

auf den Altar gegeben, daß eure Seelen damit versöhnt werden. Denn das Blut ist die Versöhnung, weil das Leben in ihm ist (Mos. III, 17, 10).

Diese Magie des Blutes hat sich bekanntlich bis in das heutige Judentum erhalten, daher die Vorschrift des Schächten.

Auch der mosaïschen Religion gelang die Ausrottung des Geisterglaubens keineswegs. Er blieb im Volke lebendig, gute und böse Geister trieben überall auf Erden ihr Wesen, speziell die Krankheiten waren dämonisch verursacht, die Kranken waren „Besessene“, denen die Geister zwecks Heilung ausgetrieben werden konnten; ganz besonders glaubte man dies von den Geisteskranken. Es wird von einem richtigen magischen Rezeptbuch „Sefer Ruot“ berichtet, das Salomo verfaßt haben soll. Unter den Rabbis gab es berühmte Zauberer. Die Seelen der Toten spukten herum. Für den Israeliten charakteristisch ist die mystisch-magische Bedeutung, die er der Zahl und dem Wort zuerkant hat, der Ursprung der Kabbala, von der noch zu reden sein wird.

Ein Zauberer, der bis weit ins Mittelalter eine große Berühmtheit behalten hat und dieser Zeit entstammt, ist der samaritanische Simon Magus. Von ihm wurden die tollsten Wunder erzählt. Er besaß einen feurigen Wagen, konnte sich unsichtbar machen, in Tiergestalten verwandeln oder mit seinem Körper Berge durchschreiten, ohne daß sich ihm dabei ein Widerstand geboten hätte. Einmal formte er aus Luft einen Menschen, warf in der Sonne gleichzeitig Schatten nach verschiedenen Richtungen, konnte mit Seelenruhe mitten im Feuer sitzen. In öder Wüste Baum und Strauch plötzlich wachsen zu lassen, war eine Kleinigkeit für ihn, auch zwang er einmal durch Bezauberung eine Sichel, allein ins Feld zu wandern und soviel Korn zu schneiden, wie sonst nur in zwei Tagen. Ein tüchtiger Mann!

Die alten *Germanen* hatten die Natur mit Dämonen mannigfacher Art angefüllt. Die Wassergeister, die Nixen, melancholisch-weichherzige Wesen, sind, sofern weiblich, der

Liebe auch zu Menschen keineswegs abgeneigt, die männlichen Wassergeister aber benehmen sich weniger gut; sie sind den Menschen feindlich. Mit den weiblichen Wassergeistern angeknüpfte Liebesbeziehungen enden aber meist für beide Teile tragisch. Die Waldgeister, menschenähnlich, aber zwerghaft, kennen zwar auch gute Verhältnisse, sind jedoch allermeist dem Menschen keineswegs günstig gesonnen und daher mit Vorsicht zu behandeln. Sie stellen in der Regel Baumgeister dar und sind etwas verwandt mit den Korndämonen, die *stets* das Bestreben haben, der Feldfrucht zu schaden. Im Gebirge endlich hausen die allbekanntesten Zwerge.

Es ist somit nicht verwunderlich, daß die seitens der Antike und des Christentums ihnen übertragene Dämonologie auf guten Nährboden stieß. Von der Königin Fredegundis scheußlichen Angedenkens, der Gattin Chilperichs I, berichtet Gregor von Tours, daß sie, als ihr zwei Kinder an einer Seuche starben, annahm: ihr Stiefsohn Chlodwig habe die Kleinen durch Zauber töten lassen. Flugs wird eine Frau, die im Verdacht dieser Tat stand, ergriffen und solange gefoltert, bis sie eingesteht. Als dann wird sie lebendig verbrannt, und Chlodwig durch einen Messerstich getötet (V, 35, 40). Als ihr später nochmals ein Sohn stirbt, glaubt sie an Behexung durch den Majordomus Mummolus. Wieder müssen einige unglückliche Frauen dran glauben; sie werden, nach entsprechendem Geständnis, teils verbrannt, teils gerädert, Mummolus derartig gefoltert, daß er stirbt (VI, 34, 35).

Das *Christentum* übernahm aus seinen Wurzelböden, dem Judentum und der Spätantike, den Glauben an Dämonen ganz, machte ihn sich zu eigen und gab auch die Möglichkeit, ja Sicherheit der Beschwörung und Bezauberung zu. So sagt beispielsweise der Kirchenvater Lactantius, ein Zeitgenosse Diokletians (zitiert nach *Burckhardt*):

„Diese überirdischen und irdischen Dämonen wissen vieles Künftige, aber nicht alles; den eigentlichen Ratschluß Gottes wissen sie nicht. Sie sind's, die sich beschwören lassen durch Magier, auf deren Anrufung sie die Sinne des Men-

schen mit blendendem Gaukelwerk betrügen, sodaß er nicht sieht, was ist, sondern zu sehen glaubt, was nicht ist . . . Sie bringen Krankheiten, Träume, Wahnsinn, um die Menschen immer mehr durch Schrecken an sich zu ketten . . . Man darf sie aber nicht etwa deshalb aus Furcht verehren, denn sie sind nur schädlich, solange man sie fürchtet; bei Nennung Gottes müssen sie fliehen, und der Fromme kann sie sogar zur Angabe ihres eigenen Namens zwingen . . . Sie haben den Menschen gelehrt, Bilder verstorbener Könige, Helden, Erfinder usw. zu machen und göttlich zu verehren, hinter den Namen derselben verbergen sie aber nur sich selber, wie hinter Masken. Die Magier freilich rufen den Dämon nicht bei diesem bloß vorgeschobenen Götternamen, sondern bei seinem wahren, überirdischen . . .“

So wird also vom alten Christentum nicht nur das eigentliche Dämonenwesen, sondern der ganze heidnische Götterhimmel letzten Endes als dämonisch angesehen. Die starke Einwirkung auf das heidnische Leben wird für alle diese bösen Geister unbedingt anerkannt, ebenso sind sie dem Reiche Gottes feindlich und auch die Urheber alles Unheils in der Natur, speziell der Seuchen. Sie können in den Menschen eindringen, seinen Leib beherrschen, die uralte „Besessenheit“ findet so ihre Aufnahme ins Christentum und damit wird auch der christliche Priester zwangsläufig zum Teufelsaustreiber, zum Exorcisten. Für diese Besessenheit finden sich bei Gregor von Tours markante Beispiele. Er berichtet beispielsweise, daß eine Besessene dem Merowig die Nachfolge im Reiche Chilperichs weissagte (V, 14). In einem anderen Falle sagte ein Besessener beim Tode einer Nonne: es sei schade, daß dem Reiche Satans ein solcher Verlust angetan werde. Auf die verwunderte Frage der Umstehenden, was er meine, sagte der Dämon aus dem Munde des von ihm Befallenen: „Ich sehe, wie der Engel Michael die Seele der Jungfrau in den Himmel trägt; unser Fürst aber, den ihr den Teufel nennt, hat keinen Teil an ihr“ (VI, 29). Der, wenn auch viel spätere, Hexenhammer

basiert ganz auf den Ansichten der vergangenen Jahrhunderte, spricht also deren Meinungen nicht nur aus, sondern macht sie sich völlig eigen. Dieses Buch nennt die Dämonen unreine Geister, die eine Rangordnung haben, in der dunklen Luft sind und einen dreifach scharfen Verstand haben. Sie sind gefallene Engel, die ihre natürlichen Eigenschaften aber auch nach dem Fall bewahrt haben, ihr Wille haftet am Bösen, ihre Kraft ist stärker als jede körperliche Kraft, sie können künstliche Mittel und Werkzeuge besitzen und haben Macht über die Körperwelt, wirken sogar mit bei der Zeugung von Menschen, wenn sie auch selbst nicht zeugen können. Den Menschen können sie auf fünferlei Art besessen machen, sie sitzen bei den Besessenen in den Köpfen. Weiter haben sie die Fähigkeit, körperliche Gestalten anzunehmen, sodaß sie in weiblicher Form als Succubi, in männlicher als Incubi mit dem Menschen in intimen Verkehr treten können, eine ihrer Haupttätigkeiten. Den Hexen sind sie willfährige Helfer bei all ihren Werken, speziell auch der Verlockung Unschuldiger.

Daß dieses unheimliche Buch ein starker Schrittmacher der Prozesse gegen die Zauberer, insonderheit der Hexen, gewesen ist, ist allbekannt; es braucht auf den Hexenwahn hier nicht näher eingegangen zu werden. Aber es muß noch einmal betont werden, daß der Hexenhammer im Grunde genommen nichts ausspricht, was nicht damals von aller Welt geglaubt worden wäre, und die historische Gerechtigkeit darf nicht an der Tatsache vorbeigehen, daß keineswegs alle Aussagen der unglücklichen Weiber in sie „hineingefoltert“ worden sind. Es ist nicht selten vorgekommen, daß schwer abnorme Persönlichkeiten sich selbst der Hexerei bezichtigt haben und geradezu nach dem „reinigenden“ Feuertode verlangt haben. Daß erst eine erheblich spätere Zeit diese Unglücksweiber als das erkannt hat, was sie wirklich waren, nämlich Objekte für den Psychiater, kann weder den Verfassern des Hammers, noch der Kirche als Schuld angekreidet werden. Der Aberglaube wird eben nie alle,



unsere heutigen „Gläubigen“ sind im Grunde nicht besser als ihre mittelalterlichen Kollegen!

Manchmal half der Teufel seinen schwer bedrängten Anhängern energisch, offenbar, weil „ihre Zeit noch nicht abgelaufen war“. In einem 1555 erschienenen Flugblatt „Ein erschrockliche geschicht / so zu Dernburg in der Graffschafft Reinsteyn am Harz gelegen / von dreyen Zauberin / unnd zweyen Mannen / In etlichen tagen des Monats Octobris Im 1555. Jare ergangen ist“ sieht man ein Bild, wie Satanas eine Hexe vom Scheiterhaufen fortholt und liest im Text:

Auff den Dinstag nach Michaelis / den ersten Octobris / seind zwei Zauberin gebrandt / die eine Gröbische / die ander Gisslersche genannt / und hat die Gröbische bekandt / das sie Aylff jar mit dem Teuffel gebulet habe / und wie man dieselben Gröbischen zu der Fewrstat gebracht / und an die saul mit Ketten geschlagen / und das Fewr angezündt / ist der bule / der Sathan kommen / und sie in lüfften sich tigklich vor yederman weck geführt.

Was damals auch kirchliche Kreise in magischer Beziehung für wahr hielten, ist kaum zu beschreiben: der Mönchsorden

der Messalianer im vierten Jahrhundert spuckte auf Schritt und Tritt aus, um die bei der Atmung eingenommenen Dämonen sofort wieder zu entfernen. Bei einer solch ausgeprägten Geistergläubigkeit auch der kirchlichen Vertreter mußte der Aufschwung dieses Aberglaubens im Mittelalter grandios werden, er überflügelte schließlich den der Antike bedeutend. Im 15. Jahrhundert erwuchs dem christlichen Boden in Böhmen sogar die Sekte der Fossarier, die soweit ging, daß sie alle Sakramente abtritt und *nur* noch an Dämonen glaubte. Zum Kult dieser Geister versammelten sich die Mitglieder der Sekte nachts auf Friedhöfen und veranstalteten Orgien. König Ladislaus von Böhmen vernichtete sie 1504.

Recht bemerkenswert ist hinsichtlich der allgemeinen Leichtgläubigkeit die Geschichte des Pfarrers von Bargota in Spanien im 16. Jahrhundert. *Johann Anton Llorente* schreibt in seiner „Kritischen Geschichte der Spanischen Inquisition“ von ihm:

„Unter den außerordentlichen Dingen seiner Geschichte erzählt man: Während er die größten Zauberstücke in der Landschaft Rioia und im Königreiche Navarra ausgeführt habe, sei ihm die Lust angekommen, große Reisen in wenigen Minuten zu machen; er habe die berühmten Kriege Ferdinands V. in Italien und mehrere Kriege Karls V. gesehen, und nie gesäumt, zu Logrono und Viana die an demselben Tage oder am Abend vorher erfochtenen Siege zu verkünden, worauf sodann jedesmal durch die Berichte und Depeschen der Eilboten die Bestätigung erfolgt sei. Man setzt hinzu, er habe einmal seinen Geist getäuscht, um dem Papste Alexander VI. oder Julius II. das Leben zu retten. Nach den ungedruckten besonderen Denkwürdigkeiten seines Lebens unterhielt der Papst einen ärgerlichen Umgang mit einer Frau, deren Gatte ein bedeutendes Amt bei ihm bekleidete, und sich deswegen nicht frei heraus zu beschweren wagte, zumal da auch unter den Bischöfen und Kardinalen Verwandte seiner Gattin und seiner eigenen Familie waren; aber nichts desto weniger ging

er mit dem Vorhaben um, seine Ehre zu rächen, und machte mit einer gewissen Zahl vertrauter Männer ein Komplott gegen das Leben des Papstes. Der Teufel meldete dem Pfarrer, der Papst werde in derselben Nacht eines gewaltsamen Todes sterben. Der Priester beschließt, diesen Frevel zu verhindern, und ohne seinem Spiritus familiaris etwas davon zu sagen, macht er ihm den Antrag, daß er ihn nach Rom bringen soll, um daselbst die Verkündigung dieses Todes zu hören, dem päpstlichen Leichenbegängnisse anzuwohnen und die Reden, die über die Verschwörung fallen werden, zu vernehmen. Er kommt mit seinem Geist in der Hauptstadt der Christenheit an, und begibt sich persönlich in den päpstlichen Palast, wo es ihm nach vielen Schwierigkeiten gelingt, daß er, als unterrichtet von sehr wichtigen Dingen, die er niemand, als ihm selbst entdecken könne, bei dem Papste eingeführt wird. Er erzählt dem Papste alles, was zwischen ihm und dem Teufel vorgegangen, und erhält zur Belohnung die Freisprechung von den Kirchenstrafen, in die er verfallen war, nachdem er versprochen, für immer allen Verkehr mit dem bösen Feinde abubrechen. Der Pfarrer von Bargota wurde hernach, bloß zum Schein, den Inquisitoren von Logrono übergeben, die ihn lossprachen und in Freiheit setzen ließen. *Credat Judaeus Apella!*“

Solche Dinge wurden uneingeschränkt geglaubt. Trat aber einmal ein Vernünftiger auf, der der Existenz böser Dämonen zu widersprechen wagte, so konnte es ihm um ein Haar schlimm ergehen, selbst wenn er noch so einleuchtende Gründe vorbrachte. Llorente erzählt:

„Ein Handwerksmann wurde verhaftet, weil er in einigen Gesprächen geäußert hatte, es gebe weder Teufel noch irgend eine andere Art höllischer Geister, die imstand wären, sich der Menschenseelen zu bemächtigen. Er gestand im ersten Verhöre alles, was ihm zur Last gelegt war, setzte hinzu, er sei, aus Gründen, die er anführte, damals davon überzeugt gewesen, und erklärte sich bereit, seinen Irrtum aufrichtig zu verabscheuen, die Absolution zu empfangen, und die

Buße, die ihm auferlegt werden würde, zu ersehen. „Ich hatte“, sagte er in seiner Rechtfertigung, „so viel Unglück für meine Person, in meiner Familie, in meinen Vermögensständen und Geschäften gehabt, daß ich darüber die Geduld verlor, und in einem Augenblick der Verzweiflung dem Teufel rief, daß er mir in meiner Verlegenheit helfen, und mich an einigen Personen, die mich beleidigt hatten, rächen sollte; ich bot ihm dafür meine Person und Seele an; ich wiederholte in Zeit von einigen Tagen mehrere Male meine Anrufung, aber vergebens; denn der Teufel kam nicht. Ich wandte mich an einen armen Mann, der für einen Zauberer gehalten wurde, und entdeckte ihm meine Lage. Da sagte er mir, er wolle mich zu einem Weibe führen, von welcher er rühmte, daß es in Hexereien viel geschickter, als er, sei. Ich sah diese Frau; sie riet mir, mich drei Nächte hintereinander auf den Hügel Vistillas des heiligen Franziskus zu begeben, und Luzifern mit lautem Geschrei, und dem Namen Engel des Lichtes, zu rufen, dabei aber Gott und der christlichen Religion abzusagen, und ihm meine Seele anzubieten. Ich tat alles, was dies Weib mir geraten hatte, sah aber nichts. Da sagte es mir, ich solle den Rosenkranz, das Skapulier und die anderen Zeichen eines Christen, die ich zu tragen pflegte, ablegen, und offen und von ganzem Herzen dem Glauben an Gott entsagen, um Luzifers Partei zu ergreifen, auch dabei erklären, daß ich seiner Gottheit und Macht selbst vor der Gottheit und Macht Gottes den Vorzug einräume und nachdem ich die Gewißheit erlangt, daß dies wirklich meine Gesinnungen seien, während drei anderer Nächte getan, wiederholen. Ich vollzog pünktlich, was dies Weib mir vorgeschrieben hatte, und gleichwohl erschien mir der Engel des Lichts nicht. Die Alte empfahl mir, von meinem Blute zu nehmen, und mich desselben zu bedienen, um auf Papier zu schreiben, daß ich meine Seele Luzifern, als ihrem Meister und Herrn, verschreibe, diese Schrift an den Ort zu tragen, wo ich ihn angerufen hatte, und, während ich sie in der Hand hielt, meine vorigen Reden zu wiederholen. Ich tat alles,

was mir befohlen war, aber immer vergebens. Da, indem ich an das Vergangene zurückdachte, schloß ich also: Wenn es Teufel gäbe, und wenn es wahr wäre, daß sie sich der Menschenseelen zu bemächtigen suchten, so wäre es unmöglich, ihnen eine schönere Gelegenheit dazu anzubieten, als diese, indem ich ein wahres Verlangen gehabt, ihnen die meinige zu geben. Es ist also nicht wahr, daß es Teufel gibt; der Hexenmeister und die Hexe haben also keinen Bund mit dem Teufel gemacht, und können beide nichts anderes sein, als Schelme und Betrüger.“

Recht vernünftig und schlüssig, muß man da sagen. Aber der Ärmste hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht: es wurde ihm seitens der geistlichen Obrigkeit eröffnet, daß seine Mißerfolge gar nichts gegen die Existenz der Dämonen beweisen. Sie beweisen nur, daß ihm der Teufel nicht erschienen sei.

Wir wollen uns zwei Quellen des Mittelalters in bezug auf ihren Gespensterglauben ansehen, eine kirchliche und eine weltliche.

Etwa um 1198 bis 1230 lebte in dem hochberühmten Kloster Heisterbach am Siebengebirge der Novizenmeister und Prior Cäsarius, der als eine Art von Erbauungsbuch für seine Zöglinge den „Dialogus Miraculorum“ schrieb, eine Sammlung von zahlreichen teils selbst erlebten, teils durch Erzählung anderer zur Kenntnis genommenen Legenden, Visionen und Abenteuern. Cäsarius steht seinem Stoff unzweifelhaft treugläubig gegenüber. Ich lasse einige seiner Geschichten folgen:

„Ritter Heinrich von Falkenstein war Schenke des Abts Cäsarius von Prüm, unseres Bruders. Da er, wie Cäsarius erzählt, an keine Teufel glaubte und für Unsinn erklärte, was er von ihnen sah oder hörte, berief er einen in der schwarzen Kunst bewanderten Geistlichen und bat ihn insändig, er möge ihn Teufel sehen lassen. Dieser erwiderte, der Anblick von Teufeln sei entsetzlich, gefährlich und nicht für jedermann ratsam. Und als der Ritter nicht abließ zu bitten,

fügte er hinzu: „Wenn du mir zusicherst, daß mir von deinen Verwandten und Freunden nichts Böses widerfährt, falls du von den Teufeln betrogen, erschreckt oder verletzt wirst, will ich dich befriedigen.“ Diese Versicherung gab er ihm.

Eines Mittags, denn um diese Tageszeit besitzt der Mittagsgeist seine größte Kraft, führte Philipp den Ritter an einen Kreuzweg, beschrieb mit dem Schwert einen Kreis, in den er den Ritter stellte, machte ihn mit dem Gesetz des Kreises bekannt und sprach: „Wenn du vor meiner Rückkehr ein Glied deines Körpers über den Kreis hinausstreckst, so mußt du sterben, denn die Teufel ziehen dich heraus und du bist verloren.“ Ferner mahnte er ihn, er solle ihnen auf ihre Bitten nichts geben und versprechen, auch kein Kreuz zu schlagen, und fügte hinzu: „Auf vielerlei Art werden dich die Teufel versuchen und schrecken. Aber sie können dir nicht schaden, wenn du meiner Weisung folgst.“ Damit ging er.

Der Ritter saß allein im Kreis. Da sieht er gegen sich Wasserfluten heranbrausen, hört Grunzen von Schweinen, Windgeheul und andere verwandte Töne, womit ihn die Teufel zu schrecken suchten. Aber wie erwartete Pfeile schlechter treffen, so war der Ritter gegen derlei gewappnet. Zuletzt aber sah er in dem benachbarten Wald so etwas wie einen schwarzen menschlichen Schatten, mehr als baumhoch, auf sich zukommen. Sofort glaubte er, das müsse der Teufel sein, und er war es auch.

Am Rande des Kreises machte der Teufel halt und fragte den Ritter nach seinem Begehre. Er sah aus wie ein großer, sehr großer und sehr schwarzer Mann in einem schwarzen Kleid und war so häßlich, daß ihn der Ritter nicht anschauen konnte. Der Ritter sagte: „Es ist gut, daß du gekommen bist. Ich habe mir schon lange gewünscht, dich kennen zu lernen.“ — „Warum?“ — „Ich habe viel von dir gehört.“ — „Und was?“ — „Wenig Gutes und viel Böses.“ — Da erwiderte der Teufel: „Oft verurteilen und verdammen mich die Menschen ohne Grund. Ich habe niemand geschadet und kränke

niemand, der mich nicht reizt. Dein Magister Philippus ist mein guter Freund und ich der seine. Frage ihn, ob ich ihm je ein Leid zugefügt habe. Ich tue, was ihm gefällt, und er ist mir in allem gefällig. Er hat mich gerufen, und so bin ich dir erschienen.“

Der Ritter fragte: „Wo bist du gewesen, als er dich rief?“ Der Teufel antwortete: „So weit jenseits des Meeres, als wir hier vom Meere entfernt sind. Und darum gehört es sich, daß du mir für meine Mühe etwas schenkst.“ — „Was willst du haben?“ — „Bitte, schenke mir deinen kleinen Mantel.“ Als das der Ritter nicht wollte, bat er um den Gürtel und um ein Schaf aus dessen Herde. Da der Ritter jedoch beides weigerte, so forderte er schließlich den Haushahn. Nach dem Grund dieses Wunsches befragt, erklärte der Teufel, der Hahn solle ihm singen. „Und wie willst du ihn fangen?“ — „Kümmere dich nicht darum. Gib ihn mir nur.“ — „Ich gebe dir gar nichts. Aber sage mir, wie du zu deinem Wissen kommst?“ — „Nichts Böses auf der Welt bleibt mir verborgen. Zum Beweis der Wahrheit sage ich dir: in jenem Dorf und in jenem Hause hast du deine Unschuld verloren, und dort hast du diese oder jene Sünde begangen.“ Und der Ritter konnte es nicht leugnen.

Als nun der Teufel abermals etwas verlangte und der Ritter es weigerte, hob der Teufel die Hand wider ihn, als wenn er ihn packen und aus dem Kreise zerren wollte. Der Ritter ängstigte sich, fiel rückwärts und schrie laut. Da rannte Philipp herzu, und alsbald verschwand die Erscheinung. Von Stund an blieb der Ritter bleich und hat seine natürliche Farbe nicht wiedergewonnen. Er lebte aber besser und glaubte an Teufel. Erst kürzlich ist er verstorben.

Unser Klosterbruder, der selige Godeschalk von Volmarstein, hat mir eine Geschichte erzählt, die ich nicht verschweigen will. Als er einmal den Magister Philipp bat, er möchte ihm etwas Wunderbares von seiner Kunst berichten,

antwortete dieser: „Ich will Euch etwas sehr Merkwürdiges erzählen, was sich buchstäblich zu meinen Zeiten in Toledo ereignet hat. Schüler aus aller Herren Ländern studierten dort die schwarze Kunst, unter ihnen auch einige aus Schwaben und Bayern, die von ihrem Lehrer so erstaunliche und ungläubliche Dinge gehört hatten, daß sie erproben wollten, ob sie wirklich seien. Sie sagten deshalb zu ihm: „Meister laß uns mit eigenen Augen sehen, was du lehrst, damit unser Studium recht fruchtbar wird.“

Er warnte sie, aber sie gaben keine Ruhe, denn jenes Volk ist gar wunderbar, und so führte er sie zur rechten Stunde hinaus aufs Feld, beschrieb mit dem Schwerte einen Kreis um sie und befahl ihnen bei Todesgefahr, den Kreis nicht zu verlassen, nichts zu geben und nichts anzunehmen. Dann ging er abseits und beschwor die Teufel. Eilig erschienen sie als wohlbewaffnete Krieger und führten ritterliche Spiele auf. Bald fielen sie scheinbar nieder, bald zielten sie mit Lanzen und Schwertern auf die Schüler und versuchten auf alle Weise, sie aus dem Kreise zu locken. Als das nicht gelang, verwandelten sie sich in wunderschöne Mädchen, führten Tänze auf und luden die Jünglinge zur Teilnahme ein. Die Schönste von allen hatte es auf einen der Schüler besonders abgesehen. Sobald sie sich im Tanz ihm näherte, reichte sie ihm einen goldenen Ring hin, suchte sich seiner Gedanken zu bemächtigen und seine Liebe durch das Spiel ihres Körpers zu wecken. Endlich wurde der Jüngling überwältigt, langte mit dem Finger aus dem Kreise nach dem Ring. Sie zog ihn an demselben Finger zu sich, und verschwunden war er.

Nach dem Raub stob die Versammlung der bösen Geister in Unordnung auseinander. Die Schüler schreien und lärmen. Der Magister eilt herzu. Sie jammern, daß ihr Genosse geraubt worden sei. Er sagte: „Ich habe keine Schuld, ihr habt mich gezwungen. Ich habe es euch vorausgesagt. Ihr werdet mich niemals wiedersehen.“ Da drohten sie: „Schaffst du ihn nicht wieder herbei, so kostet es dich dein Leben.“ Er fürchtete sich sehr, denn er kannte die Bayern als ein wütendes

Volk, und erwiderte: „Ich will versuchen, ob noch etwas zu hoffen ist.“

Er beschwor darauf den Höllenfürsten, erinnerte ihn an seine treuen Dienste und daß seine Kunst schwer geschädigt und er selbst dem Tode verfallen würde, wenn der Jüngling nicht wieder herbeigeschafft würde. Da erbarmte sich der Teufel und sagte: „Morgen werde ich in deiner Sache einen Rat berufen. Sei dabei, und wenn du den Schüler durch ein Urteil zurückerlangen kannst, so soll es mir recht sein.“

Auf Befehl des Teufels tritt der Rat der bösen Geister zusammen. Der Magister beschwert sich über die an dem Schüler verübte Gewalttat. Der Angeklagte erwidert: „Herr, ich habe nichts Unrechtes und nichts Gewalttätiges getan. Er war ungehorsam gegen seinen Lehrer. Er hat das Gebot des Zirkels nicht beachtet.“ Während sie so stritten, wandte sich der Höllenfürst an seinen Nachbar und fragte ihn um seine Meinung: „Oliver, du bist immer ein Mann der Form gewesen und hast die Gerechtigkeit über die Person gestellt. Entscheide diesen Handel.“ Oliver antwortete: „Ich meine, daß der Jüngling seinem Lehrer wiedergegeben werden muß.“ Und zum Angeklagten gewendet fuhr er fort: „Gib ihn her, weil du zu aufdringlich gewesen bist.“ Da ihm die anderen Beisitzer zustimmten, wurde auf Befehl des Richters noch in derselben Stunde der Schüler aus der Hölle geholt und seinem Lehrer zurückgegeben. Die Versammlung löste sich auf, und fröhlich kehrte der Magister mit seiner Beute zurück. Aber das Gesicht des Schülers war so eingefallen und bleich, als wenn er eben aus dem Grabe gestiegen wäre. Er erzählte seinen Genossen, was er in der Hölle gesehen hatte, und er bewies mehr noch durch sein Beispiel als durch seine Worte, wie verdammenswert die schwarze Kunst ist. Er ging von Toledo und ward Mönch in einem Kloster unseres Ordens.

Vor kurzem starb bei uns der Mönch Arnold, vor seinem Eintritt ins Kloster Kanonikus an der Apostelkirche zu Köln und ein reicher und recht verwöhnter Herr. Er erzählte mir

öfter, der Teufel habe ihn in seinem leichten Kirchenschlaf häufig in Versuchung geführt, indem er seine Gaumenlust benutzte. Stand er faul und mit geschlossenen Augen im Chor, so sah er eine volle Fleischschüssel mundgerecht vor sich, und wie ein Hund glaubte er daran zu schlängen. Er schämte sich, auf so viehische Weise zu fressen, habe den Kopf zurückgezogen und sich hart an der Mauer gestoßen.“

Wir sehen, es ist alles geblieben, wie in den guten alten Zeiten, nur die Praxis der Beschwörungskunst hat sich etwas geändert; es ist nicht mehr die blutgefüllte Grube, sondern der magische Kreis, der seine Insassen vor Übergriffen der zitierten Dämonen schützt, falls sie keine Dummheiten machen, wie der arme Schüler. Besonders beachtlich aber ist die Erzählung von dem etwas laxen Domherrn, der in der Kirche nicht gerade übertrieben fromm ist, einduselt und von seinen Lieblingsspeisen träumt, gleichzeitig aber doch ein schlechtes Gewissen gegenüber dem lieben Gott hat und in seiner träumerischen Phantasie Genuß und Strafe so miteinander verquickt, daß es der Teufel zu sein scheint, der ihm die Schlüssel reicht. Recht lichtvoll für die Erklärung des Zustandekommens der dämonischen „Erscheinung“!

Ehe wir uns mit weiteren alten Beispielen des Gespensterglaubens befassen, wollen wir im Hinblick auf die mehrfach gestreifte Zaubererpraxis einen Blick in die „Rezeptbücher“ der Magie tun.

Eines der bekanntesten Zauberbücher ist: „*** D. J. Fausti Dreyfacher Höllen Zwang und Magische Geister Commando nebst schwarzen Raaben“, eine Schöpfung des ausgehenden 16. Jahrhunderts, wenn das Buch auch fälschlicherweise behauptet, dem Anfang des 15. Jahrhunderts zu entstammen. Der Magier wird aufgefordert, mit der Zitation nicht nachzulassen auch wenn die Geister nicht sofort erscheinen, „denn der Zweifler erhält nichts“. Eingehend wird der Zauberkreis beschrieben, der mit dem Blute einer weißen Taube auf Pergament geschrieben werden muß. In diesen

Kreis stellt sich der Zauberer, betet den 91. Psalm und ruft dann die Großfürsten der Hölle Azuel, Ariel, Marbuel, Mephistopheles, Barbuel, Aziabel, Aniquel — die Herren haben entschieden schöne Namen! — an, die hinsichtlich ihres Aussehens und ihrer Fähigkeiten einzeln gekennzeichnet werden. Als Zitationsformeln dienen allerlei sinnlose Worte, daneben einige griechische und hebräische Worte. Die Herren Großfürsten haben Legionen niederer Dämonen unter sich, die man aber auch zitieren kann. Der Höllenzwang gibt für sie die besten Zitationszeiten an, beispielsweise bei Sonnen- und Mondfinsternissen, bei abnehmendem Monde oder an bestimmten Tagen. Teilweise müssen die Beschwörungsformeln auch geschrieben werden und zwar mit Fisch- oder Fledermausblut auf Pergament, das aus den Häuten ganz junger Tiere hergestellt ist, dem sogenannten „Jungfernpergament“.

Weitere derartige Formelsammlungen sind das „Romanus-Büchlein“, das 1755 in Venedig erschienene „Sympathetische Zeughaus, in sich haltend, wie der durch Zauberei versehrte Mensch wieder erledigt und befreit werden kann.“ Es ist deshalb beachtlich, weil der Verfasser darin zur Entzauberung das „Venetianisch-Sympathetische-Malefiz-Pulver“ oder „Planeten-Pulver“ wärmstens empfiehlt, offenbar deshalb, weil der Schlaumeier selbst dieses herrliche Mittel fabriizierte. Obwohl man es kaum glauben sollte, bescherte noch das 19. Jahrhundert dem lieben Volk solche Bücher: 1839 des „Albertus Magnus bewährte und approbierte sympathetische und natürliche egyptische Geheimnisse“, in dem der Leser beschworen wird, nur ja nicht über das Buch zu spotten „weil er sonst Gott damit verfolgt und Gott ihn dagegen verfolgen wird“. Im Jahre 1850 kam eine eindeutige Buchhändlerspekulation auf den Markt mit dem schönen Titel „Der wahrhaftige feurige Drache oder Herrschaft über die himmlischen und höllischen Geister und über die Mächte der Erde und der Luft“. Auf Grund Salomonischer Schriften soll man in diesem Machwerk finden „den ewigen

Talisman oder Geisterzwang, womit man in die entferntesten und dunkelsten Regionen der Geisterwelt eindringen, die mächtigsten und widerspenstigsten Geister zur Unterwürfigkeit und zum Gehorsam zwingen kann“. Es ist ein Jammer, daß dieses Buch so selten geworden ist; es hätte sich für die heutige Politik wundervoll geeignet!

Nun die weltliche Quelle, die „Chronika derer von Zimmern“, eine amüsante Zusammenstellung aller möglicher Geschichtchen der Zeit. Sie liegt zeitlich erheblich später als das Werk des Cäsarius von Heisterbach und reicht bis zum Jahre 1566, bringt aber Nachrichten über sechs Jahrhunderte. Sie wurde aus Urkunden zusammengestellt durch den 1563 verstorbenen Graf Froben Christoph von Zimmern und den Zimmernschen Sekretär Johannes Müller, der 1600 starb. Unter anderm bringt die Chronik eine Menge von Geister- und Dämonengeschichten, von denen einige wiedergegeben seien.

„Ein viehisches und heidnisches Wesen ist bei dem Herrn (Markgraf Albrecht von Brandenburg) und bei den Dienern gewesen, sodaß nicht unbillig ein Geschrei von ihm ausging und öffentlich geredet wurde, er habe einen Geist, einen succubus, in Weibes Gestalt bei sich, die auch manchmal neben ihm an der Seite saß und von seinen geheimen Dienern also gesehen wurde. Gott weiß die Wahrheit und den Grund; eine unchristliche und unfürstliche Tat.

In des Grafen (Gottfried Christoph von Zimmern) Behausung zu Konstanz ließ sich vielmals ein Gespenst hören, zu Zeiten auch sehen, was dem Grafen nicht wenig lästig war. Besonders wurde das Gesinde oft von ihm erschreckt; denn es trieb mit Poltern und Getümmel eine wilde Weise. Wenn es sich sehen ließ, so hatte es eine lange, weiße und außerhalb des Kopfes unmenschliche Form, einem weißen Brett oder Tuch vergleichbar. Dabei war der Graf in seiner Kammer nicht sicher; ja einmal als er schlief und nur einen Diener bei sich hatte, kam der Geist an sein Bett, und weckte

ihn, worüber er über die Maßen übel erschrocken; denn weil er ein Nachtlicht brennen hatte und es ganz hell war, so sah er den Geist ganz zu allernächst bei seinem Kopf, wie er ihn gerade mit seinem Haupt berührte. Er trug ein weißes Leinwandlaken, so wie die Verstorbenen gewöhnlich eingenäht werden, hatte ein weißes Gesicht und grüne glotzende Augen, als ob es grüne helle Gläslein wären, die brannten. Den Mund tat er auf und zu, gerade so als ob er lache, und begann etwas Unverständliches zu reden und mit den Zähnen zu klappern. Aber der Graf, der aus dem ersten Schlaf geweckt wurde und den Geist so unversehens bei sich sah, erschrak dermaßen, daß er ihm nicht zuhören wollte, sondern im Bett in die Höhe fuhr und dem Diener im anderen Bett zuschrie. Der schlief aber so fest, oder konnte vielleicht auch nicht erwachen, sodaß er trotz des vielen Schreiens und Rufens nichts hörte. Bei diesem Geschrei stand der Geist langsam auf und tat dergleichen, als ob er jetzt schneller rede; dabei gebärdete er sich schrecklich. Wie er aber doch schließlich weichen mußte, sah er den Grafen gräßlich und scheußlich an und stieß einen großen Seufzer aus. Damit verschwand er und es sah gerade so aus, als ob er durch die Diele vor dem Bett hindurchgefallen wäre. Man wird es wohl glauben, daß der Graf in jener Nacht wenig mehr geschlafen hat. Weil er nun meinte, es sei vielleicht eine Seele, die zu ihrer Buße nur eine Zeitlang so umginge, so ließ er sich mit Almosen geben, Messen und Vigilien keine Kosten gereuen, in der Hoffnung, es möchte das Gespenst dadurch vielleicht nachlassen. Weil aber die Unruhen kein Ende nahmen, so schickte er nach einem Schwarzkünstler im Turgau, namens Jakob Holzer, um den Geist beschwören zu lassen und zu erfahren, wer er sei, auch warum er da umgehe und wie ihm geholfen werden könne. Also wohnte der Jakob etliche Zeit im Hof, erkundigte sich nach allen Umständen und fand schließlich heraus, daß er in einem kleinen Kämmerle am Roßstall besonders sein Wesen trieb. Er versah sich also mit geweihten Lichtern, Wasser und anderen Materialien, die zur Beschwörung eines Geistes ge-

hören, und er forderte bei nächtlicher Weile, ungefähr um elf Uhr, den Geist mit vielen Beschwörungen in das Kämmerle. Der erschien in rechter menschlicher Gestalt, hatte graues Haar und sah aus wie ein Priester in einer Albe. Der Jakob fragte ihn, wer er sei, warum er da umginge und die Leute beunruhige, auch wie ihm zu helfen sei; item wie lang er noch also umgehen und büßen müsse. Hierauf antwortete der Geist mit heller und verständlicher Stimme, daß es die Diener allernächst dabei im Roßstall zum Teil hören und vernehmen konnten: „Ich bin Graf Hans von Lupfen und habe diese meine Pein verschuldet des Stiftes halber allhier, sintemalen es durch mich und Doktor Botzhaim höchlich benachtheiligt und in Abgang gebracht wurde. Zudem haben wir beide Gott höchlich erzürnt mit unserm unlautern und verhurten Wesen, das wir lange Zeit getrieben und viel frommer Leute ehrliche Kinder und junge Töchter verführten. Auch Doktor Botzhaim wird gepeinigt, der muß bis zu seiner Zeit an einem anderen Ort büßen. Mir kann auch jetzt noch niemand helfen, muß meine Schuld hier und in meiner Behausung zu Engen abbüßen und in diesen beiden Häusern zu meiner Pein umgehen; und begehre niemand etwas zuleide zu tun, sondern in sechs oder acht Jahren gebüßt zu haben und wieder zur Seligkeit zu kommen.“ Als er diese Worte geredet hatte, beschwor ihn der Jakob abermals und dann zum dritten Mal. Er wiederholte immer wieder seine Worte, aber je länger er redete, desto heiserer und undeutlicher wurde seine Stimme. Der Jakob rief den Knechten, die im Stall zu allernächst standen, ob sie den Geist sehen wollten, der sie so in Schrecken gesetzt, aber es beehrte ihn keiner zu sehen. Alsdann schickte man eilends einen Diener zu dem Grafen, um ihm des Geistes Bekenntnis mitzuteilen und weiter zu erfahren, ob der Schwarzkünstler ihn aus dem Hof an einen anderen Ort verbannen oder wie er sich sonst verhalten sollte. Graf Gottfried Christoph ließ ihm sagen, sintemalen es mit dem Geist diese Gestalt habe, wolle er ihn nicht vertreiben oder ihm seinen zur Buße bestimmten Ort verwehren, son-

dern weil er ihm nicht helfen könne, so wolle er ihn Gott befehlen, der solle ihm gnädig und barmherzig sein. Daraufhin wollte der Jakob den Geist auch nicht weiter aufhalten, sondern erlaubte ihm, zu entweichen. Er wich auch späterhin nicht aus dem Hof und trieb sein Wesen wie früher, obwohl das Gesinde so daran gewöhnt war, daß es seiner nicht mehr achtete. Ich habe ihn selbst gehört bei nächtlicher Weile und ganz spät zu ungewöhnlicher Zeit den Brunnen ausschöpfen und mit der Kette ein lautes Gepolter machen. Vorher sind schon seltsame Reden umgegangen, daß nämlich Kindergebeine unter einer Stiege im Hof ausgegraben worden seien; obwohl das ungewiß ist und das Gerücht gleich wieder vertuscht wurde. Was aber die beiden Domherren, Graf Hans und Doktor Botzhaim, die zwei Schwestern zu Konkubinen hatten, für Hantierung und Haushalten zu Konstanz und sonst trieben, das ist noch wohl bewußt. Man maß ihnen nicht die geringste Schuld zu an dem großen Verlust, den dem löblichen Stift zu Beginn der Lutherei von der Stadt Konstanz zugefügt wurde. Der Allmächtige wolle ihnen und uns allen gnädiglich verzeihen!“

Die nahe Verwandtschaft dieses Gespenstes mit dem Geist im Spukhaus des jüngeren Plinius ist nicht zu verkennen. Zwar geht der eine um, weil er schlecht bestattet ist und der andere zur Buße für irdische Sünden, der christliche Geist ist auch entschieden redseliger als der antike, aber das sind auch die einzigen Unterschiede. In Aussehen, Benehmen und Geisterzeremoniell sind beide Herren sich gleich. Es ist nicht uninteressant, nach weiteren grundsätzlichen Übereinstimmungen im Geisterglauben der verschiedenen Völker zu suchen. Da berichtet beispielsweise die Zimmernsche Chronik von einem Reiter, der durch eine nächtliche Stimme an einen bestimmten Ort gelockt wird, wo er nach einem Schatz graben soll, was er denn auch endlich tut:

„Der Edelmann grub noch weiter und stieß bald auf eine Höhle im Berg, und dieweil es hell war, sah er die Gestalt eines großen langen Mannes auf dem Rücken liegen, der mit

einer Kette gebunden war; auf seinem Leib lag ein langes Schwert, das reichte ihm von Angesicht bis zu den Füßen. Die Gestalt sagte: „Ach, teurer Ritter, nimm dieses Schwert von mir, und erlöse mich aus dem grausamen und unerhörten Gefängnis, in dem ich jetzt gehalten werde!“ Der Ritter sprach: „Wer bist du? Hast du die Taufe empfangen und bist ein Christenmensch?“ Der Gefangene erwiderte: „Ach frag mich nicht, wer ich sei, sondern nimm das Schwert und erlöse mich! Dafür sollst du ein großes Gut zur Vergeltung von mir empfangen.“ Das wollte aber der Ritter nicht tun, und nach langem Gespräch sagte schließlich das gefangene Gespenst: „So wisse, daß ich ein böser Geist bin, der lange Zeit allen Unfrieden und Krieg, auch Jammer und Not in dieser Landschaft angestiftet; darum hat mich durch die Fügung und Erlaubnis des allmächtigen Gottes St. Michael mit einer großen Anzahl seiner Engel überwunden und gefangen, auch hierher gebannt; ich leide große Pein, und dich habe ich erwählt, daß du mich erledigen sollst . . .“

Der Ritter verzichtet aber und scharrt das Gespenst wieder ein. In der „Geschichte des Fischers mit dem Geiste“ erzählen die arabischen Märchen der Tausend und einen Nacht, daß ein Fischer mit seinem Netz eine Messingflasche aus dem Meer zieht:

„Er untersuchte das Gefäß von allen Seiten und schüttelte es, um zu hören, ob das, was darinnen wäre, kein Geräusch machte. Er hörte nichts; und dieser Umstand samt dem Siegel auf dem Deckel von Blei brachten ihn auf den Gedanken, daß es mit etwas Kostbarem angefüllt sein müßte. Um sich darüber aufzuklären, nahm er sein Messer, und mit einiger Mühe öffnete er es. Er kehrte sogleich die Öffnung gegen den Boden, aber es kam nichts heraus, was ihn äußerst verwunderte.

Er setzte das Gefäß vor sich hin; und während er es aufmerksam betrachtete, stieg ein dichter Rauch daraus empor, welcher ihn nötigte, zwei oder drei Schritte zurückzutreten...

Als aller Rauch aus dem Gefäße war, vereinigte er sich wieder und verdichtete sich zu einem festen Körper, und daraus bildete sich ein Geist, der noch einmal so groß war als der größte aller Riesen . . . Ich bin einer der abtrünnigen Geister, welche sich dem Willen Gottes widersetzen. Alle anderen Geister erkannten den großen Salomon, den Propheten Gottes, und unterwarfen sich ihm. Wir, Sakar und ich, waren die einzigen, die sich nicht so erniedrigen wollten. Um sich dafür zu rächen, gebot dieser mächtige König seinem erster Minister, Assaf, Barachias Sohn, mich gefangen zu nehmen. Das geschah. Assaf kam, sich meiner zu bemächtigen, und führte mich mit Gewalt vor den Thron des Königs, seines Herrn.

Salomon, Davids Sohn, befahl mir, mein bisheriges Leben aufzugeben, seine Macht anzuerkennen und mich seinen Befehlen zu unterwerfen. Ich versagte trotzig, ihm zu gehorchen; und ich wollte lieber mich seinem ganzen Zorne aussetzen, als ihm den Eid der Treue und Untertänigkeit leisten, welchen er von mir forderte. Zur Strafe schloß er mich in dieses kupferne Gefäß ein; um sich meiner zu versichern, und damit ich mein Gefängnis nicht sprengen könnte, so drückte er selber auf den bleiernen Deckel sein Siegel, in welches der hohe Name Gottes eingegraben war. Als das geschehen war, übergab er das Gefäß einem der Geister, welche ihm gehorchten, mit dem Befehle, mich ins Meer zu werfen, was auch zu meinem großen Verdrusse geschah.“

Wieder liegen die Verhältnisse gleich: böse Dämonen, die dem Willen Gottes trotzen, werden von mächtigen Untergebenen Gottes gebändigt, eingesperrt und durch magische Mittel — ein Schwert in dem einen Falle, ein Siegel in dem anderen — an der Flucht gehindert. Das übrige uralte Repertoire des Zauberglaubens gibt uns die mittelalterliche Chronik genau so deutlich wieder:

„Auf und zunächst dem Brücke zu Igelswies ist es viele Jahre nicht geheuer gewesen, wie das viel gute ehrliche Leute erfahren haben, namentlich anno 1562. Da wollten der Meß-

ner von Grumbach und sein Schwiegervater von Menningen eines abends gen Grumbach gehen; sie hatten sich aber verspätet. Wie nun der Meßner über das Brückle gehen will, während sein Schwiegervater schon drüben war, kommt etwas Unsichtbares an ihn und zieht ihm mit Gewalt den Rock aus. Er bekannte darnach, er habe sich nicht wehren können, und es sei ihm nicht anders zumut gewesen, als ob man ihn hängen wolle. Jedoch rief er den Allmächtigen also an, daß ihn schließlich das Gespenst doch verlassen mußte. Der gute Mann war ganz verwirrt, wußte nicht, wo er war; er ging die ganze Nacht bis Tagesanbruch im Feld umher bei Meßkirch und wußte nichts von sich oder was er tat.“

Ist es hier der spezielle Ort, die Brücke, so in dem folgenden Beispiel die Wiederkehr der gewaltsam Getöteten auf dem Friedhof:

„Solchen Totentanz darf sich niemand seltsam sein lassen, denn wir finden glaublich in den Schriften, daß solches ehemals auch geschehen, besonders aber um das Jahr 1300, während der Regierung des römischen Königs Albrecht. Damals war ein Domprobst zu Basel auf dem Stift, genannt Herr Diether von Speckbach, ein beständiger, freundlicher Mann, dabei ein Weltmann, der männiglich lieb und wert war. Der lebte wohl zu Lebzeiten und war prachtliebend nach der Welt Brauch in allen Dingen, denn er hatte viele Pfründen und geistliche Benefizien. Unter anderem hatte er eine gute Pfarre auf dem Land, zu der er eine schöne Behausung baute, obwohl sie gerade neben dem Kirchhof lag. Wie es nun einmal zur Sommerszeit recht warm war und er der Hitze wegen nicht schlafen konnte, öffnete er um Mitternacht die Fenster in seiner Kammer, die auf den Kirchhof gingen. Da sah er ganz nahe einen Totentanz von vielen Personen hin und wider tanzen mit Fackeln und Lichtern; die sangen mit ganz tiefer heiserer Stimme:

Wär' ich da zu Kerzheim,
Als ich bin zu Langheim,
So wollte ich vor meinem Ende

Gutes viel bewende

Und für mich hinsenden usw.

Alle aber, die der Domprobst bei dem Totentanz sah und zu ihren Lebzeiten gekannt hatte, waren eines unrechten und unnatürlichen Todes gestorben oder umgebracht worden. Er konnte auch, wie er glaubte, augenscheinlich die Wunden und Male an ihren Leibern sehen. In demselben Jahr soll dieser Domprobst zu Basel auch gestorben sein. Bald darauf sah der Kustos oder Sigrüst im Dom, ein ehrlicher frommer Mann, in einer Nacht ganz deutlich, wie die bösen Geister den Domprobst in aller Gestalt, als ob er noch lebte, auf dem Dach der Domprobstei herumzogen und gräßlich herumschleppten, hörte auch dabei, wie des Domprobstes Gestalt mit einer kläglichen niederen Stimme mehrmals schrie . . .“

Der Herr Domprobst scheint also nicht gerade ein guter Christ gewesen zu sein. Aber auch anständigen Leuten, wie dem alten Grafen Gottfried Werner von Zimmern, kündigten die Geister den bevorstehenden Tod an:

„Des anderen Tages, als Graf Gottfried Werner in seinem Gemach zu Morgen aß, kam ein Geist und schürte ihm das Feuer im Ofen und klopfte an die Thür, ohne daß er es hörte; es war dabei gar kein Feuer im Ofen. Über eine Weile klopfte er ihm drei Streiche an einen Kasten in der Stube, wo man in ein Briefgewölb hinabging. Das geschah so hell und deutlich, daß sein Vetter, auch die Diener und Knaben, die ihm aufwarteten, sich ansahen und erschrakten. Alles gab acht, ob der alte Herr gehört habe. Man konnte aber nicht am geringsten Zeichen wahrnehmen, daß er es gehört, wie denn oft geschieht, daß der eine etwas hört oder sieht, was dem anderen verborgen ist.

Am dritten Tage, nachdem Graf Gottfried Werner versehen worden, zeigte sich der Geist in sichtbarer Gestalt am hellen Tage. Graf Froben Christoph sah ihn um neun Uhr vormittags vor seines Herrn Veters Gemach auf und ab gehen; es war eine lange Person und hatte einen schwarzen Hut auf, dabei ein schwarzes, langes, fliegendes Kleid, wie

ein Kittel; das Angesicht konnte er nicht sehen, obwohl der Geist nicht über zehn Schritt von ihm war. Sobald er vortrat, verschwand er. Am selbigen Tag kam auch zur Mittagszeit eine große Anzahl Raben; die saßen auf allen Türmen und Mauern im Schloß, hatten ein wildes Geschrei und Beißen. Das währte fast den ganzen Tag bis gegen Abend, besonders aber auf dem Turm, in dem sein, Graf Gottfried Werners Gemach war, obwohl der nicht darauf achtete oder es vielleicht nicht hörte.“

Was konnte es bei derart verbreitetem und fest sitzendem Aberglauben helfen, wenn vernünftige Leute darüber spotteten, wie Erasmus von Rotterdam im „Lob der Torheit“:

„Allein jetzt will ich euch Leute nennen, die unlenzbar unter meiner (der Torheit) Herrschaft stehen. Es sind dies die, deren höchste Freude es ist, Wunder und abenteuerliche Lügen anzuhören oder zu erzählen, und die gar nicht genug solcher Possen bekommen können, wenn das widersinnigste Zeug von Wunderzeichen, Gespenstern, Kobolden, bösen Geistern und tausend anderen derartigen Mirakeln den Gegenstand der Gespräche bildet, die umso geneigteren Glauben finden und umso angenehmer die Ohren der Hörer kitzeln, je unwahrscheinlicher sie sind . . .“

Sie waren eben fast alle gespenstergläubig, nicht nur das Volk, auch die Geistlichen. Unseren alten Freund Paracelsus finden wir natürlich auch wieder; er beschäftigt sich mit dem Thema der Dämonologie, in erster Linie der krankheitserregenden Dämonen, ganz ausführlich. In seiner Schrift „De signatura rerum“ nennt er sie „Nachtgeister, die von der Natur kommen und etwas menschlichen Verstand besitzen. Sie suchen die Menschen auf, sind gut und böse, nicht sichtbar, und gesellen sich gerne zu den Menschen wie die Hunde. Sind leere, beschwerlich fallende Geister, zu denen Incubus und Succubus gehören“.

Die italienische Renaissance mit ihrer begeisterten Wiedererweckung der Antike ließ nicht nur Astrologie und Alchemie, sondern in mindestens gleicher Stärke auch Magie und

Dämonenwesen wieder aufleben. Zwar verspottet ein Teil der Humanisten die Zauberei, zumindest anfangs, aber die Mehrzahl von ihnen gerät doch stark in deren Bann. Francesco Poggio glaubt eifrig an Geister und Dämonen; von Wunderzeichen, die sich bei einem Besuch Papst Eugens IV. (1431—1447) in Florenz gezeigt haben, sagt er (zitiert nach J. Burckhardt):

„Da sah man in der Nähe von Como des abends 4000 Hunde, die den Weg nach Deutschland nahmen; auf diese folgte eine große Schar Rinder, dann ein Heer von Bewaffneten zu Fuß und zu Roß, teils ohne Kopf, teils mit kaum sichtbaren Köpfen, zuletzt ein riesiger Reiter, dem wieder eine Herde von Rindern nachzog.“

Ein anderer namhafter Humanist, Angelo Poliziano, ist bezüglich eines Vorfalles mit Giacomo Pazzi ebenfalls von magischer Wirkung überzeugt. Dieser Pazzi war wesentlich an der Staatsverschwörung seiner Familie in Florenz beteiligt gewesen (eine sehr gute Schilderung der Verschwörung gibt L. Weismantel in seinem trefflichen Roman „Lionardo da Vinci“). Während man ihn erdrosselte, weihte er sich mit einem bösen Fluch dem Teufel. Als bald darauf schwere, die Ernte bedrohende Regengüsse auftraten, grub ein Haufe Bauern die Leiche des Pazzi aus, worauf die Regengüsse aufhörten. So geschehen im Jahre 1478; man schleppte die Leiche in scheußlicher Art durch die Stadt und warf sie in den Arno.

Der Dämonen- und Gespensterglaube des damaligen Italien unterscheidet sich nicht von dem des übrigen Europa, sodaß sich weitere Worte erübrigen.

Erheiternd ist die Aufklärung, die solche Spukgeschichten manchmal fanden. So zeigte sich in einem Palast bei Mailand ein Teufelsspuk und wurde damit erklärt, daß ein Fürst des Hauses Visconti dort zahlreiche seiner Opfer habe foltern und töten lassen. In Wirklichkeit war der Haupt-„Teufel“ der Liebhaber einer in dem Palast wohnenden Dame, der auf diese Weise den Ehemann zu schrecken suchte. Er und seine Freunde verkleideten sich als Dämonen und hatten sich

sogar von auswärts einen Tierstimmenimitator verschrieben. Aber eine solche Aufdeckung eines Spuks war keineswegs geeignet, den innigen Glauben des Volkes und der Großen Italiens zu erschüttern, die Beschwörerpraxis wurde allenthalben geübt. Es gab sogar bestimmte Orte, wo die schwarze Kunst sich gewissermaßen konzentrierte und förmlich Schule gehalten wurde. Der berühmte Aeneas Sylvius (1415—1464), der spätere Papst Pius II. (ab 1459) berichtet, daß in Umbrien, nahe der Stadt Norcia „sich unter einer steilen Felswand eine Höhle findet, in welcher Wasser fließt. Dort sind wie ich mich entsinne gehört zu haben, Hexen, Dämonen und nächtliche Schatten, und wer den Mut hat, kann Geister sehen und anreden und Zauberkünste lernen“. Sylvius selbst war übrigens völlig frei vom Zauberglauben.

Zu welch grotesken Auswüchsen es kam, zeigt die Verurteilung eines Servitenpaters 1468, der ein dämonisches Freudenhaus hielt; die Insassinnen sollten weibliche Dämonen sein. Die Beschwörer und Zauberer hatten ungefähr dieselben Praktiken wie schon beschrieben, konnten sich aber, trotzdem auch in Italien die Betrügerei breit in der Magie saß, einigermaßen in Achtung halten, da es ja auch gute Geister gab, mit denen man in Verbindung treten konnte. Vielfach wurde das ganze Dämonenheer in die Nähe des Mondes als Wohnort gedacht. Das geht unter anderem aus einem Bericht des Dichters Marcellus Palingenius hervor, der von der Richtigkeit der schwarzen Kunst überzeugt war. *Burckhardt* schreibt:

„Er hat bei einem frommen Einsiedler auf dem Soracte, zu S. Silvestro, sich über die Nichtigkeit des Irdischen und die Wertlosigkeit des menschlichen Lebens belehren lassen und dann mit einbrechender Nacht den Weg nach Rom angetreten. Da gesellen sich auf der Straße bei hellem Vollmond drei Männer zu ihm, deren einer ihn beim Namen nennt und ihn fragt, woher des Weges er komme? Palingenio antwortet: von den Weisen auf jenem Berge. O du Tor, erwidert jener, glaubst du wirklich, daß auf Erden jemand weise sei?

Nur höhere Wesen (Divi) haben Weisheit, und dazu gehören wir drei, obwohl wir mit Menschengestalt angetan sind; ich heiße Saracil, und diese hier Sathiel und Jana; unser Reich ist zunächst beim Mond, wo überhaupt die große Schar der Mittelwesen haust, die über Erde und Meer herrschen . . .“

Die drei Dämonen unterhalten sich dann noch mit Palingenius über ihr Vorhaben in Rom, wo sie einen gefangenen gehaltenen Genossen befreien wollen und verlassen ihn, nachdem sich ihnen ein vierter Dämon zugesellt hat.

Die Totenbeschwörung wurde eifrig geübt und war häufig mit wüsten Bräuchen verbunden, beispielsweise einem Toten drei Zähne zu ziehen oder Nägel von den Fingern zu reißen. Die gaunerischen Nekromanten dieser Epoche arbeiteten wie in der Antike mit narkotischen Dämpfen, Kindern als Medien, wie sich zum Beispiel aus der großen Beschwörungsszene ergibt, die ein solcher Zauberer 1532 im römischen Colosseum dem berühmten Künstler Benvenuto Cellini vor machte, der in dieser Hinsicht also auch zu den Überzeugten gehört haben muß. Auch der Künstler Silvio Cosini hing an magischen Dingen; gelegentlich anatomischer Übungen an einer Leiche schneidet er sich aus der Haut derselben ein zauberisches Wams zurecht, legt es aber auf Zureden seines Beichtvaters wieder ins Grab. Selbst die zum Zaubern benutzten Bücher unterlagen bestimmten Weihezeremonien, für die der See des Pilatusberges der häufigst benutzte Ort war. Wie umfangreich dieser Betrieb gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß die Anwohner im Sommer regelmäßige Wachen an dem See hielten, um die Zeremonien zu verhindern. Sie behaupteten nämlich, daß jedesmal nachher bei ihnen ein Sturm ausbreche.

Spezifisch italienisch ist der Glaube an die magische Wirkung vergrabener Gegenstände, die Telesmen. Es ist ein uralter, bei vielen Völkern geübter Gebrauch gewesen, lebende oder tote Tiere, sogar lebende oder zuvor getötete Menschen im Grundstein wichtiger Gebäude einzumauern, was dem Gebäude oder der ganzen Stadt Glück bringen

sollte. Später waren es leblose Dinge, die so vergraben wurden und an die sich dann der Glücksglaube verankerte; schließlich sogar über der Erde befindliche, besonders charakteristische Figuren oder Denkmäler, die aus der Vergangenheit stammten. Um nur ein Beispiel zu nennen, hatten die Florentiner die Überzeugung, daß die römische Reiterstatue des Mars nicht zertrümmert werden dürfe, da sonst großes Unheil über die Stadt kommen werde. Sie stellten sie auf einen Turm am Arno, von dem sie ins Wasser fiel, als der Ostgotenkönig Totila Florenz zerstörte. Als Karl der Große die Stadt neu gründete, wurde das Bild wieder aus dem Arno gefischt und am Ponte vecchio aufgestellt, 1333 verschwanden die Reste gelegentlich einer Überschwemmung. Zu Dantes Zeit ragte noch ein Stück dieser Marsstatue aus dem Flusse; im 13. Gesang der Hölle spielt er auf den alten Glauben seiner Vaterstadt an, wenn er einen der im siebenten Kreis grausam bestrafte Selbstmörder sagen läßt:

*Ich war aus jener Stadt, die sich den Täufer
Erkoren an des alten Schutzherrn Stelle,
Des arge Kunst nunmehr sie stürzt ins Elend;
Und ragte nicht ein Stück von ihm noch immer
Empor aus Arnos Fluten nah der Brücke:
Die Bürger, die die Stadt einst neu gegründet
Auf Attilas zurückgelass'nen Trümmern,
Sie hätten ein vergeblich Werk vollbracht.*

Bei Gelegenheit dieser Telesmen finden wir auch unseren astrologischen Bekannten, Guido Bonatto wieder. Er begnügte sich gelegentlich des Mauerbaus zu Forli nicht mit der Sternkunde, sondern wandte, — vielleicht schien ihm so eine Art von Rückversicherung ganz gut — auch die schwarze Kunst an, indem er ein mit Hilfe von astrologischen und magischen Mitteln verfertigtes Reiterbild am Fuße der Mauer vergrub. Aber auch dieses schöne Zauberbild hat Forli nicht davor schützen können, schließlich doch im Jahre 1411 erobert zu werden.

Unterschiedlich gegenüber der nordischen ist ferner die

italienische Hexe, die Striga. Sie hat nicht ganz den böseartigen Charakter wie nördlich der Alpen, ist aber auch eine recht unsympathische Figur. Vorwiegend wird sie aufgesucht, wenn es sich um Liebesangelegenheiten handelt, aber sie bewirkt auch das Hinsterben kleiner Kinder und hat eine ausgezeichnete Giftküche. Der Flammentod drohte ihr in Italien nicht so ganz unbedingt, mancherorts konnte sie sich durch eine erhebliche Geldsumme loskaufen. Von einer berühmt gewordenen Hexe, mit Namen Rodogine, die um 1513 in Ferrara wegen ihrer Weissagungen von den Mächtigen sehr frequentiert wurde, schreibt Rabelais im 58. Kapitel des 4. Buches seines Pantagruel:

„So war auch, etwann um das Jahr unseres Herren und Seligmachers 1513, ein Weib in Welschland von gemeiner Herkunft, Jakobo Rodogin' mit Namen, aus deren Bauch wir öfters, nebst unzähligen Leuten in Ferrara und anderwärts, die Stimm des unreinen Geistes vernommen, zwar nur ganz schwach, halblaut und leise, aber sehr wohl artikuliert, verständlich und distinct, wenn sie die Neugier jener reichen Herren und Fürsten des cisalpinischen Galliens vor sich beschied und rufen ließ. Die dann zur Hebung jedes Argwohns verborgener Blendwerk und Verstellung sie mutternackend ausziehen, und ihr Nas und Mund verbinden ließen. Der böse Geist hört auf den Namen Cincinnatule oder Krauskopf, und schien es gern zu sehn wenn man ihn dabey rief. Wenn er dabey gerufen ward, antwortet' er sofort. Wenn man nach gegenwärtigen oder vergangenen Dingen frug, antwortet' er geschickt und passend, daß es die Zuhörer Wunder nahm: wenn nach der Zukunft, log er allzeit und wußt kein wahres Wort. Auch schien er oft seine Blindheit zu gestehn; denn statt der Antwort ließ er dann einen großen Kracher, oder murmelt' allerley unverständliche Wort und von barbarischer Endigung.“

Meister Rabelais hält die ganze Hexerei der Rodogine für ein geschicktes Bauchrednertum und plumpen Schwindel.

Eine auch heute noch einigermaßen undurchsichtige Per-

sönlichkeit aus dem Frankreich dieser Zeit ist der Marschall Gilles de Rais (de Retz). In der Bretagne verschwanden immer wieder einmal ein Kind oder ein Jugendlicher, sowohl Knaben als Mädchen, spurlos und scheinbar geheimnisvoll. Dieser Schrecken dauerte jahrelang. Endlich kam man dahinter, daß jedesmal kurz vor dem Verschwinden eines solchen Kindes Leute des de Rais in der Gegend gewesen waren. Es ergab sich dann, daß die Opfer auf eines der Schlösser des Marschalls gebracht worden waren, dort köstlich gekleidet und trefflich bewirtet wurden, bis de Rais sie nach einiger Zeit mit einem Dolch tötete. Im Jahre 1440 erließ der Bischof in Nantes eine Infamerklärung gegen de Rais und ließ ihn verhaften. Er wurde wegen Teufelsverehrung und schwarzer Kunst angeklagt und verbrannt. Im ganzen soll er den Dämonen über hundert Kinder geschlachtet haben.

Zu Zeiten der Hochrenaissance erging es der italienischen Magic ähnlich wie der Astrologie: der Glaube an sie und das Interesse an ihr flauten erheblich ab. Aber dafür ging es nun nördlich der Alpen los, und nicht nur die italienischen Astrologen, sondern auch die Zauberer — was im übrigen oft genug sich in einer Person miteinander verband — fanden dort neue Wirkungsstätten und Schüler. Auch die ganze *Reformationszeit* hielt zähe am Dämonen- und Gespensterglauben fest.

Im 17. Jahrhundert änderte sich gar nichts. Gerade diese Epoche hat sogar zwei hochberühmte Prozesse gegen Teufelsbündler aufzuweisen, in beiden Fällen französische Geistliche, Louis Gaufridy und Urbain Grandier. Sie hatten das Unglück, Beichtväter in Nonnenklöstern zu werden, denn sie wurden von ihren aufeinander eifersüchtigen Beichtkindern des Umgangs mit dem Teufel bezichtigt, Gaufridy sogar von einer Zeugin als der oberste Zauberer im ganzen Abendland bezeichnet. Von Grandier wird heute noch in der Pariser Nationalbibliothek das mit Blut unterzeichnete Teufelsbündnis aufbewahrt. Das Schicksal der beiden war tragisch:

Gaufridy wurde 1611 in Aix lebendig verbrannt, Grandier erlitt 1634 das gleiche Schicksal. Was diese Zeit alles glaubte, geht — um in der Sprache des Teufels zu reden — nicht auf eine Kuhhaut. Die 1695 erschienene Chronik des Ziegler von Klephausen bringt folgende Gruselgeschichte (zitiert nach E. Holländer):

„Im Jahre 1595 machte diese erschreckliche doch wahrhaftige Begebenheit, welche sich zu Bacharach einer Churpfaltzischen am Rheine gelegenen und wegen des herrlichen Weines berühmten Stadt zugetragen, den 4. März höchstmerkwürdig. Es war nemlich daselbst ein böser Mensch, dessen Nahmen die Feder verschweiget welcher Fressen und Saufen zur Tugend und die abscheulichste Gotteslästerung zur Gewohnheit machte. Dieser gieng ernennten Tages war gleich die Fastnacht in ein Wirtshaus und feierte dieses nasse Fest nach den schändlichen Gebrauch gleichfalls aufs üppigste. Seine Frau welche hochschwangeren Leibes war, bemühte sich ihn von seinem gottlosen Wesen abzumahnen und womöglich mit sich nach Hause zu nehmen. Allein statt billiger Folge lohnte er ihr mit harten Schlägen und schrie ihr aus bösem Gemüte nach: sie solle sich mit ihrem jungen Teufel den sie jetzt trüge und der ihr auch in der Geburt helfen sollte heimpacken oder er wolle ihr den Degen durch die Ripen stoßen. Auf welches verteuflte Zurufen ihr die Ungeduld die Worte auspreßte: Ei trage ich einen lebendigen Teufel so sei es ulso! Worauf sie betrübt nach Hause ging und den Bösewicht in seiner Schwelgerei sitzen ließe. Sobald sie aber heim gelanget überfelen sie die Geburts-Wehen da sie denn mit jedermanns Erstaunen eine der abscheulichsten Mißgeburten zur Welt brachte. Von oben her bis an die Hälfte des Leibes war es wie ein rechtes Kind gebildet von unten aus aber war es eine erschreckliche Schlange welche einen drei Ellen langen Schwanz hatte. In währenddem Schrecken kömmt der gesättigte Trunkenbold auch nach Hause und als er in die Wochen-Stube tritt springt dieser Teufels-Wurm als ein Blitz auf ihn los umwickelt ihn mit

dem Schwanze und sticht ihn hin und wieder daß er nicht nur voller Beulen wurde sondern auch jämmerlich verrecken mußte. Inmittelst gab auch die unglückselige Gebährerin ihren Geist auf und so dann verschwand dieses Teufels-Gespens die nachdrückliche Lehre hinterlassende: Das Gott zwar nicht jeden Sünder sofort gleichergestalt bestraffe jedoch dann und wann durch solche Beispiele zeige was dort vor ein erschrecklich Gericht die verschonten Sünder zu erwarten habe.“

Es scheint eben doch mit dem Saufen und dem gleichzeitigen leichtsinnigen Berufen der Dämonen eine gefährliche Sache zu sein!

Aber man darf sich nicht wundern, daß im Volke derartiges gläubig hingenommen wurde, wenn selbst ein Friedrich Wilhelm, Großer Kurfürst von Brandenburg, noch steif und fest an Teufel, Gespenster, Zauberer und Schwarzkünstler glaubt. Ende der neunziger Jahre des Jahrhunderts soll die Frau des Berliner Kammerpräsidenten v. Kniphausen ihrem Mann aus dem Jenseits einen Brief geschrieben haben, worüber der große Denker Leibniz in seinen Tagebüchern meldet:

„Abends an der fürstlichen Tafel (Hannover) gespeiset, wurde erzählt von dem Briefe, so des Herrn v. Kniphausen, Kammerpräsidenten zu Berlin, verstorbene Frau, aus jener Welt geschrieben haben soll. Prinz Ludwig und seine Gemahlin . . . erzählten viel davon, und Herr v. Kniphausen soll sagen, sie sei ihm hernach selbst erschienen und habe, wunderliche Dinge gesagt. Sei ohne Schmerz und ohne Freude, gehe durch weiß nicht wie viele Gradus. Er soll etwas von Natur melancholisch sein.“

Das Ofenheizen muß man fast als eine Liebhaberei mindestens der deutschen Gespenster ansehen. Nicht nur beim Grafen von Zimmern heizt ein Geist ein, auch des Großen Kurfürsten Barbier, der uns bekannte Dietz hat das einmal bemerkt:

„Als ich mich gegen elf Uhr zu Bette geleet . . . hörte ich

ein grausam Törnieren im Haus, welches meine Furcht vermehrte, weil im Stall, da ich das Pferd abgesattelt und gefüttert, es bei den Heu langen gegrauset, alle Haar ihm zu Berge gestanden, und das Pferd übelgethan und weder fressen noch saufen wollen. Das Gepolter im Haus währte ziemlich lange bis endlich etwas zur Treppen herunterkam, über das Haus, im Hof zu plumpen anfang Ich wußte, daß sonst kein Mensch im Hause war. Deswegen die Furcht und die Angst sich mehrete. Aus dem Hof kam es rein in die Küche. Und war, als wie es einheizte; massen ich Geraschel im Ofen hörte. Ich schwitzte vor Angst und wußte nicht, was ich machen sollte. Die Licht waren inzwischen ausgegangen. — Ich rufte und schrie, sie zu wecken. Aber nichts. Endlich kam es aus der Küche, ging die Stubenthüre vorbei und nach der Hausthür, welche aufging und wieder stark zugeschlagen wurde. Ich hörte; daß es an der Stubenthür grappelte, als könnte es den Drücker nicht finden. Sogleich machte es die Stubenthür auf, so stark, daß die Thür an mein Bett prallte.

Hier war nicht länger zu liegen möglich. Und hatte ich vorher gebetet was ich wußte, so thate ich Flüche, welche ich sonst nicht gethan. Damit sprang ich aus dem Bette und schlug die Thür mit Gewalt wieder zu. Ging bei die Frau Muhme, kriegete sie beim Arm und weckte sie endlich auf, welche sagte: „Was ist denn, was ist denn?“ — „Ach, Frau Muhme, ich weiß nicht, ob der Teufel oder seine Großmutter im Hause ist. Ich kann nicht bleiben.“ — Und wem sollte nicht Angst sein, wenn zu Mitternacht, ohne Licht, das Gespenste so die Thüre aufprellet und über ihm schnaubet, wie ein Ochse, wenn es auch gleich der beherzteste Mensch von der Welt wäre?

Allein die Frau Muhme seelig mußte schon die Sache wissen, weil sie sagte: „Ja, Herr Vetter, sei er doch stille, es wird ihm nichts thun.“ — Ich sagte: „Ei, das ist mir ungelegen, ich könnte den Tod von'n Schrecken haben.“

Die Magd schlief immer fort. Ich kriegete sie bei einem

Bein, zog so lange, bis sie aufgewachet und zwei Licht angezündet hatte. Unter währendem Anzünden des Lichtes fuhr ein schwarzer Nebel in der Stube hin und her. Weiter haben wir nichts gesehen.

Ich habe hernach der Sache nachgedacht, daß es omina und Vorspiel meines ungerischen bevorstehenden Feldzuges gewesen. Und hätte mich vor selbigen warnen lassen sollen.“

Von den Gespenstern ist Dietz also genau so überzeugt wie alle Welt. Von den Hexen aber hält er nicht so viel:

„Das aber glaube ich, und kombt auch mit der Schrift überein, daß gleichwie Gott im Geist, Glauben und Wahrheit bei den Kindern des Lichtes würket; also einigermassen der Teufel in Unglauben, Lügen und Finsternis bei gottlosen, bösen Menschen falsche Vorstellungen machen kann. Der Teufel ist ein Geist und kann nicht anders, als in dem Geist der Bosheit wirken und falsche Vorstellungen und impressiones bei den Leuten, die da Hexen heißen, machen; derer es allhier und im Mecklenburgischen noch viel tausend giebet. Welches die vielen Brandsäulen genug anzeigen. Und werden die Leute, so fürwahr auch kluge, gelehrte Leute da sind, nicht so thörig handeln: unschuldige Menschen ohne genugsame Überzeugung lassen verbrennen und hinrichten.

Und was auch wäre, daß sie durch die *magia naturalis* wirkten und keine Verbindnis mit dem Teufel hätten — genug, daß sie, die sogenannten Hexen, durch die Eingebung ihres innerlich bösen Geistes, die natürlichen Sachen zu ihres armen Nächsten Leib, Kinder und Viehe Schaden gebrauchen und deswegen den Tod verdienet haben. Also dürfte man den Hexenprozeß nicht gar wegwerfen.

Meine obige Meinung zu beweisen, will ich dies mit anführen: Es ist in Giebichenstein allhie von den Dörfern eine beschuldigte Hexe ins Gefängnis geleet worden. Und als eben die Zeit umb Walpurgis mit eingelaufen, kombt der damalige Amtmann mit anderen in die Stube, da sie gefangen an Ketten lieget, und saget: „Marthe, Marthe, heute werdet ihr nicht mitkönnen auf den Blockersberg.“ — „Ju, ju, sagt die Frau,

Herr Amtmann, ich komme doch mit.“ — „Ihr dumme Frau, sagt der Amtmann, ihr seid ja angeschlossen.“ — „Ich komme doch mit, sagt die Frau, umb zwölf Uhr.“

Der Amtmann und Konsorten setzen sich aus Kuriosität, rauchen Toback und gesehen genau: just umb die Zeit ist die Frau im Schlaf, daß sie schnarchet; und fänget auf dem Stroh an zu hüppeln und zu juchzen, als wenn sie auf dem Tanz wäre und das treibet sie 'ne lange Weile, bis sie ermüdet aus dem Schlaf aufwacht. Der Amtmann fraget sie: „Nun, seid ihr dagewesen?“ — „Ja, spricht sie, ich bin dagewesen; recht lustig; die und die, der und der war auch da.“ Und hat da viel erzählt. — Also sieht man daß alles in einer bösen und teufelischen Imagination und falschem, bösen Aberglauben bestehet. Diese Frau ist noch im Gefängnis, wegen langwürriger Inquisition, gestorben.“

Der gute Dietz sieht also deutlich, daß nur von einer Einbildung der Blocksbergfahrt bei der armen Frau die Rede sein kann, aber er kann sich nicht durchringen, den ganzen Hexen- und Dämonenwahn über Bord zu werfen. Es ist der Teufel, der der Frau die „Imagination“ gibt!

Da wir uns gerade am Hofe der Hohenzollern aufhalten, wollen wir gleich das „Privatgespenst“ dieser erlauchten Familie kennen lernen, die „weiße Frau“. Auch sie machte sich während der Regierung des Großen Kurfürsten wieder einmal bemerkbar. Die Frankfurter Relationen berichten für 1651:

„Es ließ sich auch der Zeit zu Berlin die weiße Frau (welches ein Spectrum oder Gespenst, so sich vor Absterben jemand aus dem Kurhaus Brandenburg allezeit sehen lässet und jedesmal gewiß einen Toten von gedachtem Hause ankündigt) gar oft, auch bei hellem Tag, auf dem kurfürstlichen Begräbnis, auf dem Altar und an anderen Orten des Schlosses wieder sehen, weswegen man daselbsten sehr erschrocken und zwar um so vielmehr, weil der einzige Erbe des Kurfürsten vor einem Jahre gestorben und die kurfürstliche Gemahlin annoch nicht wieder schwanger war. Burgs-

dorf, ein beherzter deutscher Mann, hatte zu verschiedenen Malen geäußert, daß er doch auch wünsche, die weiße Dame zu Gesicht zu bekommen. Als er nun eines Abends den Kurfürsten zu Bette gebracht und die kleine Stiege nach dem Garten, wohin er sein Pferd bestellt, hinuntergehen will, findet er die weiße Frau auf der Treppe vor ihm stehen. Im Anfange bestürzt, faßte er sich doch bald und ruft ihr die Worte zu: *Du alte sakramentische Hure du, hast du noch nicht genug Fürstenblut gesoffen, willst du noch mehr haben? Die weiße Dame aber antwortete nicht, sondern faßte ihn beim Kragen und warf ihn die Stiege hinunter, so daß, wie er versicherte, ihm die Rippen gekracht, doch ohne weiteren Schaden. Der Kurfürst hörte das Poltern, schickte seinen Kammerpagen herab und erfuhr so, was sich mit Burgsdorf begeben*“ (zitiert nach Vehse).

Diese freundliche, recht handfeste Dame spukte im Berliner Schloß seit den Tagen des Kurfürsten Johann Sigismund (1608—1619) und soll nach der einen Lesart eine Gräfin von Orlamünde zu Lebzeiten gewesen sein, nach einer Anderen eine gewisse Anna Sydow, eine Geliebte des Kurfürsten Joachim II. Man glaubte fest an sie. Wir werden ihr im 18. Jahrhundert noch einmal unter recht überraschenden Umständen begegnen.

Die zauberischen Grottesken, die sich das 17. Jahrhundert noch leistete, erkennt man sehr schön aus einem Prozeß, der 1610 in Spanien gegen eine Sekte von Zauberern abrollte und zur Verbrennung von elf Personen — sechs lebend, fünf im Bildnis — und schweren Bußen für achtzehn andere Personen führte. Llorente berichtet ausführlich davon:

Die neunundzwanzig Verurteilten stammten aus zwei Dörfern des Königreichs Navarra. Ein Teil von ihnen hat umfangreiche Geständnisse abgelegt. Sie trafen mit ihrem Meister, dem Teufel, auf einer Wiese zusammen, die sie die Bockswiese nannten, da der Teufel in Gestalt eines Bockes dort oft zu erscheinen pflegte. Vielfach kam er aber auch „unter der Gestalt eines düsteren, jähzornigen, schwarzen

und häßlichen Mannes, sitzt auf einem hohen Stuhle, der bald vergoldet, bald schwarz wie Ebenholz, und mit allen Verzierungen versehen ist, die einen majestätischen Thron daraus bilden können, und trägt eine Krone von kleinen Hörnern, zwei andere große Hörner auf dem Hinterteile des Kopfes, und ein drittes, das denselben gleich ist, mitten auf der Stirne; mit diesem erhellt er den Ort der Zusammenkunft; sein Licht gibt einen helleren Glanz, als das des Mondes, und einen schwächeren, als das der Sonne. Seine Augen sind groß, rund und weit offen, Flammen und Schrecken sprühend: sein Bart gleicht dem Bart einer Ziege; er ist halb Mensch und halb Bock. Seine Füße und Hände sind wie die eines Menschen, seine Finger gleich und an den Enden mit ungeheuer langen, und in eine Spitze auslaufenden Nägeln besetzt. Die Extreme seiner Hände sind umgebogen, wie die Klauen eines Raubvogels, und die seiner Füße ähneln Gänsefüßen. Seine Stimme ist, wie die Stimme eines Esels, rauh, mißtönend und fürchterlich. Er spricht undeutlich, in einem leisen, Ärger verratenden und unregelmäßigen Tone, der Ernst, Strenge und Stolz verkündet; seine Physiognomie drückt üble Laune und Trübsinn aus.“ (Siehe Tafel nach Seite 64, Nr. 1.)

Mit diesem Scheusal wird dann, nachdem die Anwesenden ihn auf höchst unanständige Weise geküßt haben, eine Blasphemie der Messe gefeiert. Dann hält der Teufel eine Art Strafgericht über die, die seinen Wünschen nicht prompt genug nachgekommen sind, indem er sie von einem der Zaubermeister, der als Henker dient, peitschen läßt. Schließlich erfolgt eine allgemeine Orgie. Hat so schon die ganze Angelegenheit wenig Verlockendes, sodaß man nicht richtig begreift, warum die Zauberer und Hexen sich einem solchen Meister verschrieben haben, so sind die weiteren Einzelheiten noch übler. Jedes Sektenmitglied nämlich ist im Besitz eines kleinen Teufels in Gestalt einer Kröte, die gehegt und gepflegt werden muß. Dafür vermag sie ihren Besitzer unsichtbar zu machen, ihm die Möglichkeit des Fliegens zu ge-

ben und mit Abscheidungen dieses Tieres giftige Pulver und Hexensalben herzustellen. Ganz besondere Freude macht man dem Teufel, wenn man zur Versammlung auf der Bockswiese Kinder mitbringt, die als Novizen abgerichtet werden. Nur den Vollkommensten der Sekte teilt der Meister auch das Geheimnis mit, tödliche Gifte herzustellen. Die Ingredienzien sind „Kröten, Schlangen, Eidechsen beiderlei Geschlechts, Schnecken, andere Gewürm und Insekten, nebst mehreren Pflanzen . . . Die Zauberer ziehen mit den Zähnen die Kröten und übrigen Reptilien ab; da die Sache ihre Schwierigkeiten hat, so kommt der Teufel zu Hilfe; sie schneiden sie in Stücke, ehe sie tot sind, legen sie in einen Topf, mit kleinen Knochen und Gehirn von toten, aus Kirchengräbern genommenen Menschen, gießen an diese Mischung das grünliche Wasser von Krötenteufelchen, lassen alles sieden, bis es zerrieben werden kann, zermalmten es zu Pulver, und mischen es mit dem Wasser von Reptilien, und dies Kompositum ist eine giftige Salbe, wovon jeder Zauberer die Portion nimmt, worauf er Anspruch hat.“ Auch die Diners, die sie ihrem Herrn und Gebieter zu dessen großer Freude geben, lassen an Unappetitlichkeit nichts zu wünschen übrig: „Von allem Aberglauben, der dem Teufel gefällt, schmeichelt ihm keiner so sehr, als wenn er sieht, daß seine Anbeter aus den Kirchengräbern Christenleichname wegnehmen, und die kleinen Knochen, die Nasenknorpel und das Hirn derselben, nachdem diese verschiedenen Teile mit dem Wasser der Krötenteufelchen zubereitet worden, essen und zu essen geben. Wenn die Zauberer dies gräßliche Mahl bereiten wollen . . . suchen sie . . . den Leichnam eines kleinen Kindes, das, ohne die Taufe empfangen zu haben, gestorben und begraben ist, und schneiden ihm einen Arm ab, den sie an den Fingern, wie eine Fackel, anzünden; mittels dieses Lichtes sehen sie überall, während niemand sie gewahr wird: sie verschaffen sich nachts den Eingang in die Kirchen, öffnen die Gräber, nehmen alles heraus, was sie nötig haben, und verschließen sie aufs sorgfältigste. Sie rei-

chen es dem Teufel dar, der es segnet, und wenn die Mahlzeit bereit ist, genießt ihr Gebieter mit Vergnügen von diesem Opfer, und teilt die Überbleibsel als Leckerbissen aus, besonders wenn das Mahl von Leichnamen von Christen bereitet ist, die der Gewalt der Bezauberung unterlegen haben.“ Die Sekte bekannte, daß sie Felder, Feldfrüchte und Menschen mit ihren Pulvern und Salben vergiftet habe, Kinder getötet habe, indem sie ihnen allmählich das Blut aussaugte, und eine Menge ähnlichen Unsinn.

Es ist ganz gleichgültig, ob diese „Zauberer“, die übrigens von Kindern, die angeblich auf die Bockswiese mitgenommen sein wollten, zur Anzeige gebracht worden waren, vor lauter Angst oder sogar unter dem Einfluß der Folter ihre Geständnisse abgelegt haben. Entscheidend ist allein, daß es Menschen, dazu noch auf der geistigen Höhe ihres Zeitalters stehende Menschen, gab, die solche Dinge für möglich hielten.

Das 18. Jahrhundert ist auf der einen Seite bekanntlich das der Aufklärung und des rasch anstrebenden wissenschaftlichen Forschungstriebes. Umso eigentümlicher ist deshalb das Doppelgesicht, das es zeigt. Denn es ist auf der anderen Seite fast ebenso sehr das Zeitalter der Geheimgesellschaften und der mystischen Schwärmerei. So zeitigt es in geistiger Hinsicht schroffe Gegensätze wie kaum eine andere Epoche in der Kulturgeschichte.

Unter dem Vorantritt eines *Jean Jacques Rousseau* entwickelte sich in ganz Europa eine sentimentale Naturschwärmerei, der auf der anderen Seite eine ausgesprochene Hinneigung zum rätselhaft Wunderbaren folgte. Gerade diese Freude am Geheimnisvollen, verbrämt und untermischt mit einer fast pietistischen Frömmigkeit, wurde Trumpf. *Johann Kaspar Lavater*, der „überirdische, himmlische, göttliche“, vertrat nachhaltig die Existenz der Gabe des Weissagens und Wunderwirkens, *Johann Heinrich Jung (Stilling)* drückte noch 1808 in seiner „Theorie der Geisterkunde“ seinen ausgesprochen krankhaften Glauben an eine okkulte Welt aus.

Lavaters eigentümlichste Schöpfung aber ist die Physiognomik, die er 1775—1778 in einem großen illustrierten Prachtwerk zu begründen suchte — an dem sogar ein Goethe anfangs noch mitgearbeitet hat — und die behauptete, aus den Gesichtszügen eines Menschen dessen Charakter ergründen zu können. Fast gleichzeitig trat *Franz Josef Gall* mit seiner Schädellehre — der heutigen Phrenologie — auf, die den menschlichen Charakter aus einzelnen Erhöhungen am Schädel ableiten wollte. Um die gleiche Zeit wirkte in Schweden *Emanuel von Swedenborg* (1688—1773), ein ausgesprochener Visionär, aber gutgläubig und frei von jeglichem Schwindlertum, der „Gesichte“ hatte und bereits von *Immanuel Kant* 1766 in dem Buche „Träume eines Geistersehers“ energisch bekämpft wurde.

Solchen Einzelpersonlichkeiten treten die Geheimgesellschaften des Jahrhunderts bei. Einmal die 1717 in England gegründete *Freimaurerloge*, eine ursprünglich ganz der Aufklärung und der charitativen Hilfe dienende Vereinigung, die sich dann über den ganzen Kontinent verbreitete. Wie eigenartig mystisch-okkult die freimaurerische Symbolik ist, zeigen unter anderem die beiden Säulen rechts und links am Eingang in den Logenraum. Die linke — schwarze — heißt Boaz und repräsentiert das weibliche Prinzip, die rechte — weiße —, Jachin genannt, das männliche. Aus ihren Kapitälern leuchten Granatäpfel, als Symbole des Friedens und der Fruchtbarkeit. Das Ganze ist eine Nachbildung der Säulen am Salomonischen Tempel. In Deutschland hielten die Freimaurer ihren Einzugszug etwa 1740, zunächst in Hamburg. Sie fanden schnelle Verbreitung, äußerst namhafte Persönlichkeiten gehörten zu den Freimaurern, so beispielsweise Friedrich der Große, der als junger König die Berliner Loge zu den drei Weltkugeln gründete, später aber sich von der Bewegung zurückzog. Um die Mitte des Jahrhunderts geriet die Loge, ausgehend von Frankreich, in eine abergläubisch-mystische Richtung, wollte ihren Ursprung plötzlich aus den Ritterorden der Kreuzzüge herleiten und erging sich in kin-

dischen Bräuchen. Wegbereiter dieser abwegigen Entwicklung war in Deutschland ein *Karl Gotthelf von Hund und Altengrottkau*, der lange Zeit Großmeister dieser Logen war und später durch den Prinzen *Ferdinand von Braunschweig*, den Heerführer Friedrichs II. im siebenjährigen Krieg, abgelöst wurde.

Es ist nützlich, sich das anzuhören, was Casanova, der 1750 Freimaurer wurde, über die damalige Loge zu sagen hat:

„In Lyon verschaffte ein ehrenwerter Herr . . . mir die Huld, zur Teilnahme an dem erhabnen Krimskrams der Freimaurerei zugelassen zu werden. Ich kam als Lehrling nach Paris und wurde dort einige Monate später Geselle und Meister . . .

Die Freimaurerei ist eine Wohlfahrtseinrichtung, die zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten wohl auch als Deckmantel für verbrecherische und umstürzlerische Umtriebe hat dienen können. Aber, du lieber Gott! was ist denn nicht mißbraucht worden! Hat man nicht gesehen, wie die Jesuiten unter der geheiligten Ägide der Religion den vatermörderischen Arm blinder Fanatiker bewaffneten, um Könige zu treffen? Jeder Mensch von einiger Bedeutung, ich will sagen: jeder, dessen gesellschaftliche Stellung sich durch Verdienst, Wissen oder Vermögen auszeichnet, kann Maurer werden, und viele sind es! Wie kann man nun annehmen, daß derartige Vereinigungen, deren Mitglieder sich selber das Gesetz auferlegen, intra muros niemals über Politik, Religion und Regierung zu sprechen, die in ihren Reden sich nur moralischer oder kindlicher Symbole bedienen — wie kann man, sage ich, annehmen, daß solche Vereinigungen, worin ja die Regierungen ihre Geschöpfe haben können, in einem Maße gefährlich erscheinen können, daß Herrscher und Päpste sie in Acht und Bann tun? . . . Die Geheimnistuerei liegt in der Natur des Menschen; alles, was sich der Menge in einer geheimnisvollen Form darstellt, wird stets die Neugier stacheln und viel umworben werden, mag man auch im übrigen völ-

lig überzeugt sein, daß hinter dem Schleier oft nur ein Nichts sich birgt . . . Wer sich nur unter die Freimaurer aufnehmen läßt, um das Geheimnis des Ordens kennen zu lernen, der hat sehr zu befürchten, daß er unter der Kelle alt werden wird, ohne jemals seinen Zweck zu erreichen. Es gibt allerdings ein Geheimnis; aber dieses ist dermaßen unverletzlich, daß es niemals ausgesprochen oder einem Menschen anvertraut wurde. Wer an der Oberfläche der Dinge haftet, der glaubt, das Geheimnis bestehe in Worten, Zeichen und Berührungen; oder endlich, das große Wort werde erst beim höchsten Grad offenbar: Irrtum. Wer das Geheimnis der Freimaurerei errät — denn man erfährt es stets nur, indem man es errät — der gelangt zu dieser Kenntnis nur durch häufigen Besuch der Logen, durch Nachdenken, Urteilen, Vergleichen und Schlüsseziehen . . . Die Freimaurerei . . . umfaßt außer einer großen Zahl hochverdienter Männer eine Menge Lumpen, die keine Gesellschaft anerkennen dürfte, weil sie in sittlicher Beziehung der Abschaum des Menschengeschlechtes sind . . . Ich habe irgendwo gelesen, die heiligen und geheimen drei Worte der eleusinischen Mysterien hätten bedeutet: Wachtet und tut nichts Böses. Die geheiligten und geheimen Worte der verschiedenen Freimaurergrade sind ungefähr gerade so verbrecherisch.“

In Süddeutschland hatte sich unter Führung eines Professors Adam Weishaupt in der Universitätsstadt Ingolstadt 1776 ein Geheimbund gebildet, der sich die *Illuminaten* (Erleuchtete) nannte und eine überaus sonderbare Mischung aufklärerischer Tendenz mit ausgesprochener, dem aufgehobenen Jesuitenorden entnommener Hierarchie darstellt, dem sich aber eine ganze Reihe von ausgezeichneten Gelehrten und Fürsten Deutschlands anschloß, sodaß der Bund eine zeitlang erhebliche Bedeutung gewinnen konnte, ehe er in Bayern durch den Kurfürsten Karl-Theodor in einem geradezu mittelalterlich anmutenden Justizverfahren ausgerottet wurde.

Eine weitere geheime Gesellschaft stellten die *Rosenkreuzer*.

Unter diesem Namen hatte das 17. Jahrhundert eine ganz alchemistischen Zielen dienende Vereinigung gekannt, auch die Rosenkreuzer des 18. Jahrhunderts suchten die zugrunde gegangene Alchemie wieder zu beleben, hatten aber mit den früheren Rosenkreuzern im Grunde nichts gemein als den Namen und setzten sich in Wirklichkeit aus einer bunten Mischung freimaurerischer und kirchlicher Ideen zusammen.

Der Einfluß aller dieser mystisch-okkulten Strömungen auf das allgemeine Leben der Zeit war ein außerordentlicher. Selbst bis in die Musik wirkte er sich aus, *Mozarts* Zauberflöte ist bekanntlich eine Verherrlichung der Freimaurerei.

Ein solcher Boden mußte bei hoch und niedrig den Gespenserglauben ins Kraut schießen lassen, und wir hören deshalb immer wieder von solchen Geschichten und „unklärlichen“ Vorfällen. Besonders auch an den Höfen. Hören wir eine Erzählung der Markgräfin Wilhelmine v. Bayreuth, der Lieblingsschwester Friedrichs des Großen, die selbst allerdings von sich sagt, daß sie nicht wundergläubig sei:

„Die *Apartements* des Erbprinzen bestanden in zwei großen neben einander liegenden Zimmern und einem Cabinet an der Seite. Diese Zimmer hatten nur zwei Ausgänge . . . wo zwei Schildwachen standen und einer der Bedienenden des Prinzen in der Nacht vom 7. zum 8. November (1733) schlief. Diese drei Letztern hörten im großen Zimmer lange Zeit hin- und hergehen, dann Klagen und endlich furchtbares Wimmern. Sie traten mehrere Male in dasselbe ohne etwas zu sehen, sobald sie es aber verlassen hatten, fing der Lärm von neuem an. Sechs Schildwachen, welche während der Nacht dort abgelöst wurden, bezeugten alle dasselbe. Auf den Bericht, den man darüber an den Marschall von Reitzenstein abstattete, wurde die Sache streng untersucht, ohne daß man entdecken konnte, was es gewesen. Man machte mir ein Geheimnis daraus. Einige Personen behaupteten, es sei die weiße Frau, die meinen Tod anzeige. Andere fürchteten, es möchte dem Erbprinzen ein Unglück widerfahren sein.

Diese letztere Besorgnis wurde bald zerstreut, denn am 11. November kam der Markgraf mit dem Erbprinzen nach Baireuth zurück. Kaum waren sie angelangt, als ein Courier mit der Trauerbotschaft vom Ableben des Prinzen Wilhelm, meines Schwagers, ankam, und was das Sonderbarste dabei, dieser Prinz war in derselben Nacht gestorben, wo man den Lärmen im Schloß gehört hatte . . . Der Leichnam sollte in der Peterskirche, wo die Gräber aller Prinzen des Hauses sich befinden, beigesetzt werden. Das Gewölbe, worin sie ruhen, ist vermauert. Man öffnete es einige Tage vor der Beerdigung, um Luft hinein zu lassen, aber wie sehr verwunderten sich alle, die deshalb hinabstiegen, das Gewölbe ganz mit Blut angefüllt zu sehen. Die ganze Stadt strömte herbei, um dieses Wunder zu sehen. Schon zog man daraus eine Menge trauriger Folgerungen. Man erzählte mir diese Erscheinung in Himmelskron und brachte mir ein mit diesem Wunderblute benetztes Schnupftuch. Niemand wollte den Markgrafen davon in Kenntnis setzen, aus Furcht, ihn zu beunruhigen. Was mich betraf, so hielt ich es, da ich an Wunder nie großen Glauben gehabt habe, für gut, dem Markgrafen das Vorgefallene mitzuteilen, und bat ihn inständig, seinen ersten Arzt, Herrn Gökel, dahin zu schicken, um zu untersuchen, was es sein könne. Der Markgraf bewilligte mir diese Bitte, und da er voraussah, welchen panischen Schrecken dies auf die Gemüter bewirken werde, so bat er mich selbst Sorge zu tragen, daß man wohl ergründe, was Veranlassung dazu gegeben haben könne. Gökel berichtete mir an demselben Abende, daß das Blut dergestalt im Gewölbe riesele, daß er einige Kübel davon mitnehmen lassen und nachdem er Alles aufs Sorgfältigste untersucht, gefunden habe, daß es durch eine unmerkliche Spalte aus einem bleiernen Sarge komme, in welchem eine vor 80 Jahren verstorbene Prinzessin vom Hause liege, und man sich also von der Sache selbst nicht überzeugen könne, als wenn man den Sarg öffne. Der Markgraf gab Befehl dazu, man konnte es aber nicht bewerkstelligen, ohne den Sarg ganz zu zerstören, was man

nicht wollte. Es gab keinen Chemiker in Baireuth, der geschickt genug war, durch seine Kunst zu ergründen, ob dies wirklich Blut oder eine sonstige Flüssigkeit sei. Einer der Stadtärzte zog uns endlich aus der Verlegenheit, und besaß den Mut, es zu kosten. Das Wunder verschwand nun auf der Stelle. Es war Balsam. Die Prinzessin, welche in dem Sarg lag, aus dem die Flüssigkeit kam, war außerordentlich dick gewesen. Man hatte sie einbalsamiert; ihr Fett, verbunden mit dem Balsam, hatte diese Erscheinung hervorgebracht, welche die Ärzte jedoch hinsichtlich der Länge der Zeit, die seit ihrem Tode verflossen war, sehr sonderbar fanden.“

Es war also nichts mit dem Wunder und dem Geisterspuk. Aber das hinderte den Hof in Bayreuth nicht, denn wenig später fährt die Markgräfin fort:

„Seit dem Tode des Prinzen Wilhelm hatte sich ein panischer Schrecken aller Geister bemächtigt. Jeden Tag gab es Geschichten von Gespenstern, die man im Schlosse gesehen haben wollte, eine lächerlicher als die andere. Die Sorge, mich zu erhalten, ließ einen Geist mit Fleisch und Bein zu meinem Besten wirken. Immer glaubt man das, was man wünscht. Ein Stadtgerücht ließ mich schwanger sein. Da ich überzeugt war, daß dieses Gerücht falsch, fing ich an reiten zu lernen, teils um mich zu amüsieren teils meiner Gesundheit wegen, welcher die Ärzte starke Leibesübung vorgeschrieben hatten . . . Alle Welt schrie dagegen und dies gab Gelegenheit zu Gespenstern. Man hinterbrachte bald darauf dem Marschall von Reitzenstein, daß ein schreckliches Gespenst sich alle Abende in einem der Corridore des Schlosses sehen lasse, und mit schauerlicher Stimme folgende furchtbare Worte ausrufe: „Saget der Prinzessin dieses Landes, daß, wenn sie fortfährt, den Rappen zu reiten, sie ein großes Unglück haben wird, daher sie während sechs Wochen sich wohl hüten möge, ihr Zimmer zu verlassen.“ Herr von Reitzenstein, der seinem schwachen Geiste nach sehr abergläubisch war, benachrichtigte sogleich den Markgrafen von dieser Erscheinung, woraus ausdrückliches Verbot an mich erfolgte, das

Schloß nicht zu verlassen, noch auf die Reitbahn zu gehen.

Das betrückte mich sehr, vorzüglich einer so erbärmlichen Ursache wegen . . . Der Prinz stellte vertraute Leute an allen Ausgängen an, wodurch der Geist kommen konnte, dieser war aber so gut unterrichtet, daß er sich an den Tagen, wo man ihm nachspürte, gar nicht zeigte. Endlich versprach der Erbprinz der Person, die ihm Mitteilungen gemacht hatte, eine große Belohnung, wenn sie entdecken könne, wer es sei. Die arme Frau nahm eine Blendlaterne mit sich und hatte nur so viel Zeit, dem Gespenst in's Gesicht zu sehen. Es hatte seine Vorsichtsmaßregeln so gut genommen und blies ein so feines Gift in die Augen, daß sie dadurch blind wurde. Sie sagte aus, daß der Geist zwei Nußschalen auf den Augen und das ganze Gesicht dergestalt in grobe Leinwand gehüllt habe, daß sie ihn nicht habe erkennen können.“

Ein recht gefährlicher „Geist“, der zu bössartigen Mitteln seine Zuflucht nahm, um seine Gaukeleien zu kaschieren. Man sieht aber, was nicht alles angestellt wurde, wenn bestimmte Hofkreise bestimmte Zwecke erreichen wollten und wie sehr solche Schwindler ein Recht hatten, auf die Wirksamkeit ihres betrügerischen Spuks rechnen zu dürfen. Auch die Berliner weiße Dame tauchte zu Zeiten des Königs Friedrich Wilhelm I. zweimal im Schlosse auf und erregte Schrecken und Verwirrung. Leider war es aber beide Male nichts mit ihr: das eine Mal war sie einer der Küchenjungen, das zweite Mal ein Soldat. Beide hatten im Schloß nichts zu tun, und hatten aus rein privaten Gründen das Kostüm der weißen Dame gewählt, um im Schloß frei und ungestört ein- und ausgehen zu können. Die Wache nahm beide fest, und der König ließ die Missetäter öffentlich auspeitschen.

Daß selbst ein Friedrich der Große bis zu einem gewissen Grade okkulten Dingen sympathisch gegenüber stand, habe ich oben schon erwähnt. Er hatte ausgesprochene Sympathien und Antipathien, konnte bestimmte Physiognomien nicht leiden, war der Ansicht, daß seine heißgeliebten Windspiele eine Art von Ahnung hatten, ob jemand ihrem Herrn gut

oder schlecht gesonnen sei und war von der These glücklicher und unglücklicher Tage überzeugt. Den Montag betrachtete er als speziell unglückbringend.

War schon in allen früheren Zeiten die schwarze Kunst ein Dorado der Betrüger und Gauner gewesen, so ganz besonders im 18. Jahrhundert mit seinem starken Mystizismus. Wir finden kaum einmal eine solche Anhäufung von großformatigen Hochstaplern, die bewußt und zielstrebig den Geisterfimmel ihrer Umwelt ausnützen, um sich die Taschen zu füllen. Selbstredend beschäftigen sie sich nicht nur mit magischen Mätzchen, sondern nutzen auch die sonstigen abergläubischen Richtungen wie astrologische und alchemistische Ideen, sowie die Bestrebungen und Tendenzen der Geheimbünde des Rokoko mit Umsicht aus, um ihre Ziele zu erreichen.

Es ist lehrreich, den Lebensläufen und dem Wirken einiger dieser Leute nachzugehen.

Der Graf von Saint Germain

Er ist eine rätselhafte Persönlichkeit geblieben. Wahrscheinlich war er ein Portugiese, doch ist seine Herkunft nie genau bekannt geworden. Bekanntlich reist er in halb Europa herum, befindet sich heute in Frankreich, morgen in England, dann wieder in Deutschland, erfreut sich insbesondere bei den Damen einer sehr großen Beliebtheit, kennt alle Welt, verkehrt mit Königen. Stets verhält er sich überaus geheimnisvoll, umgibt seine Person mit dem Nimbus des Mystischen. Er behauptet, daß er hunderte von Jahren alt sei, erzählt von seinem Leben und seinen großen Bekanntschaften aus diesen längst vergangenen Zeiten, gibt an, im Besitze eines Lebenselixiers zu sein. In Indien, wo er mit Lord Clive gereist sei, habe er die Kunst erlernt, echte Edelsteine zu fabrizieren und aus kleinen Diamanten große zu machen. Beachtlich war, daß die von ihm an den verschiedensten Stellen — so bei Ludwig XV. und der Pompadour — vorgezeigten Juwelen stets unzweifelhaft echt waren.

Horace Walpole sah ihn 1745 und 1746 in London. Welche Unklarheiten über St. Germain's Person bestanden und wie planmäßig er sich mit Geheimnissen zu umgeben verstand, geht aus dem, was Walpole über ihn unter anderem schreibt, hervor:

„Er singt, spielt die Violine meisterhaft, komponiert, ist verrückt und nicht sehr gescheit. Er gilt für einen Italiener, Spanier oder Polen, für einen Menschen, der in Mexiko eine reiche Erbin heiratete und mit ihren Juwelen nach Konstantinopel durchging, für einen Priester, Violinspieler oder vornehmen Edelmann. Da er sich äußerte, daß man ihn als Spion eingezogen habe, bin ich überzeugt, er ist kein Gentleman.“

Casanova ist mehrfach mit ihm zusammengetroffen und berichtet darüber in seinen Memoiren:

„St. Germain gab sich für einen Wundermann aus; er wollte verblüffen, und oft gelang ihm dies. Er sprach in bestimmtem Ton, aber so sorgfältig, daß er nicht mißfiel. Er war gelehrt, sprach tadellos die meisten Sprachen; war ein großer Musiker und Chemiker; hatte ein angenehmes Gesicht und wußte alle Frauen gefügig zu machen; denn er gab ihnen Schminken und Schönheitsmittel und erweckte in ihnen die Hoffnung, nicht etwa sie jünger zu machen — denn so bescheiden war er doch, daß er gestand, dies wäre ihm unmöglich — wohl aber sie in dem Zustande zu erhalten, in dem er sie vorfand, und zwar mittels eines Wassers, das ihm nach seiner Behauptung viel Geld kostete, trotzdem aber von ihm nur verschenkt wurde . . .

Dieser eigentümliche Mann, der zum Betrüger allerersten Ranges wie geschaffen war, sagte im zuversichtlichsten Ton und so ganz beiläufig, er sei dreihundert Jahre alt, besitze das Allheilmittel, mache mit der Natur, was er wolle; er besitze das Geheimnis, Diamanten zu schmelzen und aus zehn oder zwölf kleinen ohne Gewichtsverlust einen großen vom reinsten Wasser zu machen. Alle diese Operationen waren für ihn nur Kleinigkeiten. Trotz seinen Aufschneidereien,

lächerlichen Lügen und übertriebenen Seltsamkeiten konnte ich mich doch nicht überwinden, ihn unverschämt zu finden. Allerdings fand ich ihn auch nicht achtungswert, aber beinahe wider Willen und unbewußt fand ich ihn erstaunlich; denn ich war wirklich erstaunt über ihn.“

Was diesen Mann so rätselhaft macht, ist nicht allein das Geheimnis, mit dem er seine Vergangenheit und seinen wahren Namen zu umgeben verstand, sondern mehr noch die Tatsache, daß große Betrügereien von ihm nicht bekannt geworden sind, sodaß der Kulturhistoriker *Johannes Scherr* sogar von ihm sagt, daß „er aus seiner Wundertäterei durchaus kein Gewerbe machte“. Allerdings stimmen mit dieser Ansicht der Historiker die Memoiren Casanovas nicht überein. Er berichtet nämlich an anderer Stelle als der oben zitierten davon, daß er mit Geschick einen schweren Betrugsversuch des St. Germain an einem Kaufmann verhindert habe und daß die damalige holländische Regierung sogar die Auslieferung St. Germain's bei den französischen Behörden beantragt gehabt habe, die nur dadurch nicht erfolgt sei, daß sich St. Germain der Verhaftung durch die Flucht entzog. Auch eine dritte Stelle dieser Memoiren spricht in diesem Sinne. Casanova, damals aus London flüchtig, trifft St. Germain in Tournay und macht ihm einen Besuch. St. Germain habe in dieser Stadt regelrecht im Verborgenen gelebt und sich einen Bart wachsen lassen. Bei seinem Besuch fand Casanova den Grafen mit chemischen Experimenten beschäftigt, über die beide sich dann unterhalten. Casanova fährt dann fort:

„In seinem Ehrgeiz, mich in Verwunderung zu setzen, fragte er mich, ob ich etwas Kleingeld bei mir habe. Ich zog einige Münzen aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. Ohne mir zu sagen, was er machen wollte, stand er auf und nahm eine glühende Kohle, die er auf eine Metallplatte legte. Hierauf bat er mich um ein Zwölf-Sousstück, das sich unter den Münzen befand. Er legte ein schwarzes Körnchen auf die Münze und diese auf die Kohle, die er mit einem Blas-

rohr anblies; in kaum zwei Minuten war das Geldstück glühend . . .

Ich nahm das Geldstück; es war von Gold. Ich zweifelte nicht einen Augenblick, daß er meine Münze hatte verschwinden lassen und dafür die andere untergeschoben hatte, die er ohne Zweifel vorher weiß gemacht hatte. Ich mochte ihm keine Vorwürfe machen; damit er aber andererseits überzeugt wäre, daß ich nicht an seinen Schwindel glaubte, sagte ich: „Das ist wundervoll, Graf! Aber um ganz sicher zu sein, daß Sie auch einen sehr Hellsehenden in Erstaunen setzen, müssen Sie ihn ein anderes Mal darauf aufmerksam machen, daß Sie eine solche Umwandlung vornehmen wollen; alsdann kann er aufmerksam die Operation verfolgen und sich das Silberstück genau ansehen, bevor Sie es auf die glühende Kohle legen.“

Hierauf antwortete der Schwindler mir: „Wer an meiner Wissenschaft zweifeln kann, ist nicht würdig mit mir zu sprechen.“

Dies anmaßende Benehmen war kennzeichnend für ihn; es war mir übrigens nicht neu.

Dies war das letztmal, daß ich den berühmten und gelehrten Betrüger sah; vor sechs oder sieben Jahren ist er in Schleswig gestorben. Sein Geldstück war von reinem Golde.“

Man wird St. Germain doch wohl unter die Betrüger größten Formates rechnen müssen. Seine Lebensführung ist ohne massive Schwindeleien gar nicht denkbar. Für sein großes Geschick spricht, daß er allem Anschein nach niemals trappiert werden konnte. Jedenfalls verlief sein Lebensabend ruhig. Er starb 1784 bei seinem guten Freunde, dem Landgrafen Karl von Hessen, in Schleswig, bis zuletzt von Damen gepflegt und bedient.

G I A C O M O C A S A N O V A

Casanova ist 1725 in Venedig geboren und von seiner Familie für den Beruf eines Geistlichen bestimmt. Er entzieht sich dem aber bald, es gelingt ihm die Freundschaft

eines alten reichen Venezianers zu erwerben, der sich seiner ganz annimmt. Infolge mannigfacher Jugendstreiche sieht er sich aber genötigt, Venedig zu verlassen und von nun an führt er ein fortgesetztes Abenteuerleben, das ihn durch ganz Europa führt. Er begibt sich zunächst nach Frankreich, von da nach Deutschland und kehrt über Wien nach Venedig zurück, wo er den Behörden in die Finger fällt und wegen Verführung der Jugend und Zugehörigkeit zu den Freimaurern unter die berüchtigten Bleidächer gesperrt wird.

Hier sitzt er fast anderthalb Jahre, ehe es ihm gelingt, in einer abenteuerlichen berühmt gewordenen Flucht zu entkommen. Abermals beginnt seine Wanderung durch Europa. Er kommt wieder nach Paris und sonstige französische Städte, Holland, Deutschland, die Schweiz, abermals Italien, Spanien, England. In Spanien war er einmal eingesperrt worden, in England wird er beinahe gehängt und kann sich nur durch schnelle Flucht aus London retten. Seitdem ist es ziemlich aus mit ihm, in Frankreich wird er ausgewiesen, Italien brachte ihm gleichfalls kein Glück mehr, seine Mittel waren am Ende. Da gelingt es ihm, die Begnadigung seiner Heimatstadt zu erwirken, für die er dann einige Zeit als Spion der Regierung tätig ist. Endlich aber sieht er sich wieder gezwungen, Venedig zu räumen, er reist abermals überall herum, bis er endlich 1785 in Dux als Bibliothekar des Grafen von Waldstein eine Art Gnadenbrot bekommt und dort 1798 stirbt.

Auf seinen mannigfachen Reisen erwirbt er sich seinen Lebensunterhalt teils als Spieler, aber auch durch unausgesetzte kleinere Betrügereien, lernt alle möglichen großen Leute kennen, so auch 1764 Friedrich II. von Preußen, bei dem er durch einen Grafen Schwerin eingeführt wurde. In seinen Erinnerungen macht er ziemliches Wesen daraus, daß der König ihm eine Gouverneurstelle am Kadettenhause angeboten habe, doch dürfte dieses Anerbieten mit Bestimmtheit eine Ironie des bekanntlich sehr sarkastischen Königs gewesen sein, nicht mehr.

Abgesehen von den zahlreichen kleineren Schwindeleien und Hochstapeleien, die Casanova unternahm, wohin er auch immer kam, hat er mit großem Erfolg sich zumindest in einem Falle auch dem ganz großen Schwindel zugewandt. Es ist dies der große Betrug an der Marquise d'Urfé, der oben schon geschildert wurde.

Casanovas Memoiren sind, trotzdem sie in mehreren zum Teil ziemlich abweichenden Versionen vorliegen, die sämtlich von Casanova selbst in Dux geschrieben sind, und trotzdem sie natürlich — besonders bezüglich seiner erotischen Erzählungen — der Wahrheit keineswegs immer die Ehre geben, eines der besten Dokumente der das 18. Jahrhundert beherrschenden geistigen Strömungen und seiner Sittenlosigkeit bis in die höchsten Stände.

„Casanova war ein genialer gehobener Hochstapler, hat vermutlich auch, wenn er Geld erspielt hatte, ein den Durchschnitt übersteigendes Glück bei Frauen gehabt, aber die ununterbrochen sich aneinanderreihende Kette höchster Liebeserfolge ist, schon physiologisch genommen, unmöglich; es sind Aufschneidereien, die aus seiner Lage verständlich werden, in der er seine Erinnerungen niederschrieb: ein gestrandeter, zahnloser Gnadenbrödler auf dem Schlosse eines Gönners, der in der Phantasie die Erfolge aufmarschieren ließ, deren Bilder seine armselige Gegenwart belebten und seinem Selbstgefühl wohltaten. Wie oft schon mochte er sich vorher für Wohltaten dankbar erwiesen haben, durch die Erzählung seiner schlüpfrigen Abenteuer, die nach und nach immer reicher und schöner wurden“, so charakterisiert A. E. Hoche den Wert der Casanova'schen Memoiren. Aber in den Dingen, in denen er sich selbst beschuldigen muß, wie im Falle d'Urfé, oder dann, wenn er seine Kollegen in der Schwindelei, einen St. Germain, einen Cagliostro, schildert, wird man ihm bestimmt folgen dürfen.

Seine Betrugsspezialität war übrigens die sogenannte Kabbala, das heißt die Überlieferung (hebräisch), eine dem Moses angeblich von Gott gegebene tiefere Erkenntnis der Welt-

geheimnisse, aus der sich im 13. Jahrhundert eine magische Geheimlehre entwickelte. Im wesentlichen ist sie eine Hermeneutik, das heißt die Kunst ein Schriftdenkmal zu deuten, stellt ein mystisches Jonglieren mit Zahlen und Buchstaben dar, und wurde bei den Israeliten immer nur mündlich vom Vater auf den Sohn vererbt. Der Humanist Johannes Reuchlin, der sie ernst nahm, hat sich eine Zeitlang stark in ihre Netze verstrickt und sich mit tiefsinnigen Deutungen des hebräischen Gottesnamens und seiner vier Buchstaben, sowie anderer biblischer Namen und geheimnisvoller Zahlen herumgequält.

Mit ihrer Hilfe hatte Casanova sich schon in Venedig zum Teil über Wasser gehalten und gelegentlich seiner Aufenthalte in Paris wandte er sie bei den Hofdamen mit solchem Erfolg an, daß man überzeugt war, er könne Wunder verrichten, wie Cagliostro und St. Germain. Ganz besonders diente sie auch der Feststellung günstiger Losnummern bei Lotterien.

Casanovas Schilderung, wie er an diese Kabbala gekommen ist, ist beachtlich. Er hatte als junger Mann in Venedig einem alten Senator, Herrn von Bragadino, durch Zufall behilflich sein können, wurde dadurch bei ihm und seinen beiden Freunden Hahn im Korb und fast an Sohnes statt angenommen.

„Herr von Bragadino, der mit Vorliebe sich mit abstrakten Wissenschaften befaßte, sagte mir eines Tages, er finde mich für einen jungen Menschen zu gelehrt; ich müsse daher über übernatürliche Gewalten verfügen. Er bat mich, ihm die Wahrheit zu sagen.“

Wie merkwürdig wirken doch der Zufall und die Macht der Umstände! Um nicht seine Eitelkeit zu verletzen, indem ich ihm sagte, daß er sich täuschte, faßte ich den tollen Entschluß, ihm in Gegenwart seiner beiden Freunde die falsche und überspannte vertrauliche Mitteilung zu machen, ich besitze eine Zahlenberechnung, wodurch ich, indem ich eine Frage aufschreibe und in Zahlen setze, gleicherweise in Zah-

len eine Antwort erhalte, die mich über alles unterrichte, was ich wissen wolle, und die kein Mensch auf der Welt mir hätte sagen können. Herr von Bragadino sagte mir, dies sei der Schlüssel Salomons, den das gemeine Volk die Kabbala nenne. Er fragte mich, von wem ich meine Wissenschaft gelernt hätte.

„Von einem alten Eremiten“, sagte ich ihm, „der auf dem Berge Carpagna wohnt und den ich zufällig kennen lernte, während ich bei der spanischen Armee Gefangener war.“

„Dieser Eremit“, sagte er zu mir, „hat ohne Ihr Wissen mit der Berechnung, die er Sie gelehrt, eine unsichtbare Einsicht vereint, denn die einfachen Zahlen können nicht die Fähigkeit des Denkens besitzen, „Du hast“, fügte er bei, „einen wahren Schatz, und es steht nur bei dir, daraus den größten Vorteil zu ziehen.“

„Ich weiß nicht“, erwiderte ich, „wie ich diesen großen Vorteil aus meiner Wissenschaft ziehen könnte, denn die Antworten, die mir meine Berechnung gibt, sind manchmal so dunkel, daß ich ihrer höchst überdrüssig wurde und mich fast niemals mehr ihrer bediente. Indessen ist es doch wahr, daß ich niemals das Glück gehabt haben würde, Eure Exzellenz kennenzulernen, wenn ich nicht meine Pyramide gemacht hätte.“ — „Wie das?“ — „Am zweiten Tage der Feste in dem Hause Soranzo hatte ich Lust, mein Orakel zu fragen, ob ich auf dem Ball jemanden treffen würde, dessen Begegnung mir unangenehm sein könnte. Ich erhielt die Antwort: Verlasse das Fest genau um sechs Uhr! Das war eine Stunde vor Tagesanbruch. Ich entschloß mich zu gehorchen und traf Eure Exzellenz.“ (Wobei der oben genannte Dienst geleistet wurde).

Meine drei Zuhörer waren wie versteinert. Herr Dandolo bat mich darum, auf eine Frage zu erwidern, die er stellen wollte und deren Auslegung nur ihm möglich wäre, da die Sache auch nur ihm allein bekannt wäre.

„Gerne.“ — Da ich mich einmal so unbesonnen eingelassen hatte, mußte ich frech sein. Er schrieb die Frage auf, gab sie

mir, ich las sie und begriff nichts von der Sache und nichts vom Inhalte. Aber einerlei: antworten mußte ich. Wenn mir die Frage derart dunkel war, daß ich nichts begreifen konnte, so konnte ich natürlich auch von der Antwort nichts verstehen. Ich erwiderte also in gewöhnlichen Ziffern mit vier Versen, deren Dolmetsch nur er allein sein konnte, und zeigte mich hinsichtlich der Auslegung sehr gleichgültig. Herr Dandolo las sie, las sie wieder, zeigte sich überrascht und verstand alles. „Das ist göttlich, das ist einzig“, rief er, „das ist ein Schatz des Himmels. Die Zahlen sind nur das Werkzeug, aber die Antwort muß von einem unsterblichen Geist herühren.“

Herr Dandolo war so befriedigt, daß auch seine beiden Freunde Lust bekommen mußten. Sie stellten mir Fragen über alles mögliche, und meine Antworten, von denen ich selber nichts verstand, schienen ihnen alle göttlich. Ich beglückwünschte sie und mich selbst, etwas zu besitzen, worauf ich bisher kein Gewicht gelegt hätte, allein ich versprach ihnen, daß ich nicht verfehlen würde, es sorgfältig zu pflegen, da ich sähe, daß ich dadurch ihren Exzellenzen nützlich sein könnte.

Alle drei zusammen fragten mich nun, binnen welcher Zeit ich sie die Regeln dieser erhabenen Berechnung lehren könnte. „In sehr kurzer Zeit meine Herren“, antwortete ich ihnen, „und ich werde Ihrem Wunsche mich gerne gefällig erweisen, obwohl mir der Eremit versichert hat, daß ich drei Tage darauf, nachdem ich meine Wissenschaft irgendeinem mitgeteilt hätte, eines plötzlichen Todes sterben würde. Allein ich glaube keineswegs an diese Drohung.“

Herr von Bragadino, der mehr daran glaubte als ich, sagte mir mit sehr ernsthafter Miene, ich müßte daran glauben. Von diesem Augenblick an sprach keiner von ihnen mehr von dieser Sache . . .

Nachdem sie sich von der Erhabenheit meiner kabbalistischen Wissenschaft durch Fragen über die Vergangenheit überzeugt hatten, schickten sie sich an, sich diese nützlich zu

machen, indem sie über die Gegenwart und über die Zukunft befragten. Es war mir nicht schwierig zu erraten, da ich nur doppelsinnige Antworten gab, die ich mit Sorgfalt so zurecht richtete, daß sie nur nach dem Eintritt des Ereignisses ausgelegt werden konnten. So schlug meine Kabbala, wie die delphischen Orakel, niemals fehl. Ich erkannte, wie leicht es den alten heidnischen Priestern gewesen sein mußte, die unwissende und daher leichtgläubige Welt zu betrügen.“

Diese Erkenntnis hat Herr Casanova dann in seinem bewegten Leben reichlichst ausgenutzt.

Casanova hat ferner einmal als knapp Dreiundzwanzigjähriger sich eine betrügerische Zauberkreis-Magic geleistet. In Mantua hatte er einen von der schwarzen Kunst überzeugten Herrn Capitani kennen gelernt und von diesem erfahren, daß in Cesena auf einem Bauernhof ein Schatz vergraben sei, der von Geistern bewacht werde. Sofort beschließt er, die Gutgläubigkeit der ganzen Gesellschaft für sich auszunutzen:

„Es hatte mich die Lust gepackt, nicht etwa fünfhundert Zechinen diesen armen Dummköpfen zu rauben, sondern auf ihre Kosten sie bei dem anderen Tölpel in Cesena zu beheben und mich dabei etwas auf ihre Rechnung lustig zu machen. Mich verlangte danach, die Rolle eines Magiers zu spielen. Zu diesem Behufe begab ich mich, als ich das Haus des lächerlichen Antiquars verließ, auf die öffentliche Bibliothek, wo ich mit Hilfe eines Nachschlagebuchs folgendes Stück ulkiger Gelehrsamkeit aufschrieb:

„Der Schatz liegt seit sechs Jahrhunderten siebzehn und eine halbe Klafter tief unter der Erde. Sein Wert beläuft sich auf zwei Millionen Zechinen. Sie sind in einer Kiste eingeschlossen, derselben, die Gottfried von Bouillon der Markgräfin Mathilde von Tuscien im Jahre 1081 raubte, als er dem Kaiser Heinrich dem vierten beistehen wollte, die Schlacht gegen diese Fürstin zu gewinnen. Sie wurde von ihm selbst an dem Ort, wo sie sich noch befindet, vergraben, bevor er zur Belagerung von Rom schritt. Da Gregor der Siebente,

der ein großer Zauberer war, erfahren hatte, wo die Kiste eingegraben war, so hatte er sich entschlossen, sie persönlich zu heben, allein der Tod durchkreuzte seine Pläne. Nach dem Tod der Gräfin Mathilde im Jahre 1116 gab der Genius, der über die verborgenen Schätze gebietet, diesem sieben Hüter. In einer Vollmondnacht wird ein gelehrter Philosoph den Schatz bis zur Oberfläche des Bodens heben können, indem er sich in dem *Circulus maximus* hält.“

Nun wird der „Magier“ Casanova aufgefordert, den Schatz zu heben, geht nach Cesena, wo er sich von dem Bauern Franzia und seiner Familie glänzend gepflegen läßt, allerlei magischen Brimborium zwecks Vorbereitung der Schatzhebung anstellt und endlich ans Werk geht:

„Am nächsten Tage mußte ich mein großes Werk vollbringen, denn sonst hätte ich, nach dem allgemein herrschenden Glauben, bis zum nächsten Vollmond warten müssen . . . Freilich wußte ich recht gut, daß das Zauberwerk fehlschlagen müßte, aber ich wußte auch, daß es mir nicht an Gründen fehlen würde, um Franzia und Capitani zufriedenzustellen. . . Der Kreis, den ich Maximus nannte, hatte drei geometrische Schritte im Durchmesser. Ich hatte mir eine Art Szepter oder Zauberstab aus einem Olivenzweig gemacht . . .

Als die Stunde gekommen war . . . legte ich selber alle weltlichen Kleider ab, zog den großen Überwurf an, der von den reinen Händen einer Jungfrau genäht worden war, ließ meine langen dichten Haare aufgelöst herabwallen und setzte eine sonderbare Krone auf den Kopf . . . so stieg ich in den Hof hinab. Dort breite ich, barbarische Wörter murmelnd, meinen Kreis aus, gehe dreimal um diesen herum und springe dann mitten in ihn hinein.

Nachdem ich zwei Minuten lang unbeweglich in hockender Stellung verharret habe, erhebe ich mich und hefte meine Blicke auf eine große fahle Wolke, die am westlichen Himmel aufzieht . . . bald erschien mir das Himmelsgewölbe, wie wenn es von einem Sargtuch bedeckt wäre, woraus feurige Blitze nach allen Richtungen hervorzuckten.

Da dies alles ganz natürlich zging, hatte ich nicht den geringsten Anlaß, überrascht zu sein. Trotzdem bekam ich etwas Angst . . . Bald wuchs meine Angst, als ich unter furchtbaren Donnerschlägen einen Blitz auf den anderen folgen und rings um mich her niederfahren sah. Da erfuhr ich an mir selber, welche Wirkung eine große Furcht auf den Geist ausüben kann, denn ich bildete mir ein, daß die Blitze, die in meiner Nähe niederfahren oder unaufhörlich über meinem Kopf aufluchteten, nur darum mir nicht den Garaus machten, weil sie nicht in meinen Zauberkreis eindringen könnten. So betete ich mein eigenes Werk an! . . . Meine Weltanschauung, die ich über jede Anfechtung erhaben glaubte, lag in Trümmern; ich erkannte einen Gott der Rache, der bis zu diesem Augenblicke gewartet hatte, um mit einem einzigen Schläge mich für alle meine Freveltaten zu bestrafen und um meinem Unglauben ein Ende zu machen, indem er mich vernichtete. Da es mir nicht möglich war, ein Glied zu rühren, so war ich überzeugt, daß selbst meine Reue zwecklos wäre, und dies vermehrte noch meine Bestürzung.

Indessen hört das Gewitter auf, ein starker Regen beginnt zu fallen, die Gefahr verschwindet, und ich fühle meinen Mut von neuem erwachen. So ist der Mensch! Oder wenigstens: so war ich damals.“

Die Schilderung ist in mehr als einer Hinsicht lehrreich. Man könnte sagen: der betrogene Betrüger! Jedenfalls hatte Casanova genug von seinem Gaukelspiel und verließ den Bauernhof mit dem Versprechen, demnächst wieder zu kommen und den Schatz zu heben. An anderer Stelle berichtet er dann, er habe sein Zauberspiel wieder gut gemacht, indem er der Tochter des Bauern eine Goldkette schenkte, die wertvoller war, als das, was er dort ergaunert hatte.

Johann Georg Schrepfer

Johann Georg Schrepfer oder Schröpfer stammte aus Nürnberg und unterhielt später in Dresden eine Kaffeewirtschaft; er war ein Agitator des Ordens der Illuminaten. Mit

der Behauptung, daß er durch geistige Mittel mit der Seele der Menschen, auch der abgeschiedenen, in Verbindung stehe, beging er umfangreiche Betrügereien, gewann großen Anhang nicht nur im Volk, sondern vor allem auch bei den Großen Sachsens. An der Spitze der Verehrerschaft Schröpfers stand der Herzog Karl von Kurland, ein Sohn Augusts III. von Sachsen, der Schröpfer zwar ursprünglich als Betrüger auf der Wache hatte prügeln lassen, dann aber mit fliegenden Fahnen unter die Gläubigen dieses Geisterbeschwörers übergegangen war. Im Palast dieses Herzogs ließ Schröpfer unter anderem den Geist des Marschalls von Sachsen erscheinen, doch fanden die hauptsächlich Geisterbeschwörungen in der Gastwirtschaft des Schröpfers statt, wobei seine Frau und sein Kellner als Geister fungierten.

Schröpfer verwickelte sich schließlich derart in seine Betrügereien, daß er 1774 vor dem Ruin stand und sich der Verantwortung durch Selbstmord durch Erschießen im Rosenthal bei Leipzig entzog. Bei seinen Geisterzitationen scheint er sich übrigens zur leichteren Täuschung der Zuhörer gewisser, den Verstand und die Sinne umnebelnder Speisen und Getränke bedient zu haben, was ihm natürlich in seiner Gastwirtschaft leicht fallen mußte.

Wilhelm v. Kugelgen berichtet in den „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ auf Grund der Erzählungen zweier alter Damen, Töchter eines Dresdener Hofbeamten zur Schröpferzeit, sehr anschaulich über eine seiner Geisterbeschwörungen:

„Schröpfer war . . . seines Zeichens ein erzschlauköpfiger Leutebetrüger und verstand sein Handwerk aus dem Grunde. Er wußte die Menschen so zu verblenden, daß sie das Unwahrscheinlichste für wahr hielten und mit ihm nach dem Stein der Weisen suchten . . . er machte Dinge, die kein Mensch begreifen konnte. So zum Beispiel lebte damals in Dresden ein gewisser Herzog Karl von Kurland, ein Prinz aus dem sächsischen Hause, den die Russen aus Mitau vertrieben hatten . . . Dort versammelte sich bisweilen des abends

eine kleine Gesellschaft von Herren, die im Vertrauen des Herzogs standen . . . Herr Schröpfer, der damals anfing, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, war ebenfalls anwesend, und da er sich mit den kurländischen Verhältnissen nicht unbekannt zeigte, so beschränkte sich die Unterhaltung bald auf dortige Erinnerungen, denen sich der Herzog mit Vergnügen und in bester Laune hingab.“

Als sich nun der Herzog zufällig äußert, er möchte wissen, was in diesem Augenblick eine Gräfin X in Kurland mache, erbietet sich Schröpfer, dem Herzog binnen dreißig Minuten Antwort zu geben, wenn dieser eine schriftliche Anfrage nach Kurland richte. Schröpfer reicht den Brief „mit unverständlichem Gemurmel“ an der Tür heraus.

„Nun wußte niemand, ob es Zufall war oder was sonst, aber indem der Brief verschwand, erhob sich draußen ein Orkan. Der Sturm schlug wie mit Fäusten gegen die Fenster, polterte im Kamin und riß Ziegel von den Dächern; es war ein schrecklicher Aufruhr in der Natur . . . Das Unwetter hatte sich draußen gelegt, und auch im Zimmer war es so still geworden, wie in einer Uhrmacherwerkstatt . . . In demselben Augenblick fuhren alle Köpfe auf, und aller Augen starrten nach dem hohen Fenster des Gemaches, an welchem man ein scharfes Pochen vernahm wie von dem Schnabel eines großen Vogels. Schröpfer eilte hin, schob den Vorhang zurück, öffnete und langte einen Brief herein, den er dem Herzog überreichte.“

Dieser Brief berichtete, daß die fragliche Gräfin vor wenigen Stunden gestorben sei; Nachfragen in Kurland ergaben die Richtigkeit. Diese Briefgeschichte hob Schröpfers Ruhm derart, daß er von nun an bei den kleinen Soupers des Herzogs nicht mehr fehlen durfte.

So kommt es denn eines Tages in diesem Kreise zu dem Wunsche, Schröpfer möge die Geister abgestorbener Menschen zitieren. Er verlangt, daß die Teilnehmer der Beschwörung vorher drei Tage fasten und während der Zitierung mäuschenstill sein müssen.

„Am vorbestimmten Tage gegen Mitternacht fand ich also die kleine, durch Fasten etwas heruntergekommene Gesellschaft im Palais zusammen und dem Beschwörer ward das Verzeichnis derer übergeben, die noch fehlten, nämlich der jenseitigen, von ihm besonders einzuladenden Gäste. Es waren lauter hohe Namen, meist aus dem Kurhause; außerdem aber noch der Doktor Luther. Herr Schröpfer schien bedenklich, nicht wegen der fürstlichen Personen, sondern Luthers wegen; der sei wohl besser wegzulassen, meinte er. . . aber alle Widerrede war vergebens, und Luthers Name blieb auf ausdrückliches Verlangen des Herzogs.

Man durchschritt nun eine lange Reihe dunkler Zimmer, der Nekromant voran mit einer Blendlaterne, bis man die Tür des großen Speisesaals . . . erreichte. Hier machte Herr Schröpfer halt, wandte sich gegen die Nachfolgenden und legte den Finger an die Lippen. Dann öffnete er. Man trat schweigend ein, und die Herren nahmen auf den bereitstehenden Sesseln Platz. Das Licht der Laterne warf seinen unsicheren Schein durch den Raum, dessen Grenzen man erkannte; dann erlosch es, und die Gesellschaft befand sich in absoluter Finsternis . . . So wartete man einige Minuten, bis es von der Kreuzkirche zwölf schlug. Mit dem letzten Schlage begann die Beschwörung, anfangs nur leise murmelnd, dann immer deutlicher und lauter und leidenschaftlicher. Da! — es mag ein Schreck gewesen sein — da hörte man ein lautes Krachen im Getäfel des Parketts als berste es auseinander, und von unten stieg weißlicher Dampf auf.

Jetzt rief Herr Schröpfer, von dem unser Vater glaubte, daß er rasend oder toll geworden sei, die bezeichneten Personen mit so lauter Stimme, daß es ein Gebrüll war, und allerhand Gestalten zeigten sich im Nebel; aber ihr Anblick war nichts weniger als erfreulich. Fast alle erschienen sie in kläglichem Aufzug und in kläglicher Gebärde. Man hätte ihnen die prächtigen Herren nicht angesehen, die sie waren. In Ketten, oder nackt und von Flammen umzuckt, fuhren sie rasch wieder in die Tiefe, aus der sie aufgestiegen. Eine Ausnahme machte

Friedrich der Weise, der von einem milden, blauen Licht umflossen in der Höhe verschwand.

Mein Vater hatte gewissenhaft gefastet und geschwiegen und alles getan, was verlangt worden war, doch war er von Anfang an nicht ohne Mißtrauen gewesen. Der Umstand indessen, daß der Glaube des gegenwärtigen Fürsten so wenig geschont ward, begann seine Zweifel zu zerstreuen. Es war nun bloß noch Dr. Luther übrig, und von der Art, wie der erscheinen würde, ob auch in nackter Jammergestalt oder in würdiger Weise, wollte er seine Meinung abhängig machen.

Du! weiland Dr. Martinus Lutherus! brüllte Schröpfer — wo du auch seist, in der Finsternis oder im Lichte, oder zwischen beiden — ich rufe dich! Erscheine! Aber der Nebel verdunkelte sich, und es zeigte sich nichts. Noch einmal rief Schröpfer, doch mit unsicherer Stimme, wie einer, den das Fieber schüttelt — und der Nebel versank.

„Er soll aber doch kommen!“ so gebot jetzt eine scharfe Stimme unter den Zuschauern. Da geschah ein fürchterlicher Schlag, als wenn das Haus zusammenbräche, und die Anwesenden prallten erschrocken aus der Thür und verstoben nach allen Seiten, wo sie Wege fanden. Später erklärte Schröpfer, es müsse ihn wundernehmen, daß man so davon gekommen.“

Alexander Cagliostro

Dieser Mann stellt wohl den Gipfel eines auf Betrug und Hochstapelci aufgebauten Lebens dar. Er ist überdies für seine gesamte Zeit so bedeutend geworden und hat selbst unsere größten Geister, einen Goethe und Schiller, derart interessiert, daß sich eine ausführlichere Schilderung dieses Mannes rechtfertigt.

In einem für den Generalankläger in Paris 1786 geschriebenen Lebenslauf schildert Cagliostro seine Abkunft und Jugend wie folgt:

Von unbekanntem Eltern geboren wuchs er in Medina am Hofe eines Mufti Salahaym heran unter der Erziehung eines

gewissen Althotas, der ihn äußerst sorgfältig ausbildete und ihm unter anderem die Kenntniss fast aller Sprachen des Morgenlandes vermittelte. Im Alter von zwölf Jahren kommt er in Mekka in den Palast des Scherif, er und dieser Fürst können, als sie sich erstmalig sehen, eine gewaltige innere Bewegung kaum unterdrücken, der Fürst liebt ihn auch während des dreijährigen Aufenthaltes in Mekka zärtlich, doch kann Cagliostro trotz aller Mühe den Schleier dieses Geheimnisses nicht lüften. Das einzige, was er erfahren kann, ist, daß er sich vor einer Stadt namens Trebisonde hüten soll, da sie ihm Unglück bringen wird. Von Mekka aus kommt er nach Ägypten, wird durch Priester an geheimnisvolle Orte der Tempel und Pyramiden geführt, die ihm als einzigen Reisenden gezeigt werden, anschließend reist er noch jahrelang in Asien und Afrika herum, immer in Begleitung seines Hofmeisters, bis er schließlich in Malta landet, vom Großmeister der Malteserritter ehrenvoll aufgenommen. Den Antrag, in den Orden einzutreten, lehnt er aber ab. Er will weiter reisen und der Menschheit als großer Arzt dienen. In Malta stirbt sein Hofmeister Althotas, und nun zieht Cagliostro nach Rom weiter. Dort interessieren sich die Kardinäle sehr für ihn, selbst beim Papst hat er mehrere Audienzen.

Zur Zeit derartiger Angaben stand Cagliostro noch auf der Höhe seines Gaunerdaseins, und Erzählungen wie die wiedergegebene, scheint er viel und mit mancherlei Varianten von sich gegeben zu haben. Er hatte sogar einmal die unglaubliche Geschmacklosigkeit, sein Dasein auf den Verkehr eines Engels mit einem menschlichen Weib zurückzuführen.

In Wirklichkeit hieß der Graf Cagliostro — er führte gelegentlich auch andere hochtrabende Namen — *Giuseppe (Josef) Balsamo*, war am 8. Juni 1743 in Palermo geboren und von recht geringem Stande. Väterlicherseits stammte er von Juden ab. Zum geistlichen Stande bestimmt kommt er in die Erziehung von barmherzigen Brüdern, wo er recht gut zeichnen lernt, auch allerlei von Botanik und Chemie sich

aneignet, im übrigen aber von Anfang an nicht gut tut, seine Zeichenkunst zu Schriftfälschungen benutzt und schließlich wegen seiner Streiche ausreißt. Nun begeht er in Palermo eine Reihe von kleineren Betrügereien, prellt zuletzt einen Goldarbeiter um sechzig Unzen Gold, indem er ihm vor-swindelt, mit Hilfe dieses Geldes am Meer einen ver-borgenen Schatz heben zu wollen. Darauf wird ihm der Boden seiner Vaterstadt zu heiß.

Er scheint nun tatsächlich in Malta gewesen zu sein, dort Beziehungen zu dem stark alchemistischen Großmeister ge-habt zu haben, und taucht anschließend in Rom auf. Dort heiratet er in junges, sehr schönes Dienstmädchen, Lorenza Feliciani, die er auf seinen weiteren Wanderfahrten als Edel-fräulein aus Kalabrien ausgab. Mit ihr erscheint er zunächst in Neapel, dann in Bergamo. Von da geht es weiter über Spanien und Frankreich nach England. Überall lebt er von Schwindeleien, vor allem aber vom Verkauf der Reize seiner Frau, vertreibt nebenbei kosmetische Wasser, Mixturen und selbst gefertigte Federzeichnungen. In dieser Zeit kommt Casanova erstmalig mit ihm in Aix in Berührung. Die Schil-derung, die er von dem Pärchen gibt, ist sehr lesenswert:

„Eines Mittags sprach man von einem Pilger und einer Pilgerin, die soeben angekommen waren. Sie waren Italiener; sie kamen zu Fuß von Santiago de Compostelle in Galizien und mußten Leute von hoher Geburt sein, denn sie hatten gleich nach ihrer Ankunft in der Stadt reichliche Almosen ausgeteilt.

Man sagte, die Pilgerin solle reizend sein; sie sei ungefähr achtzehn Jahre alt und habe sich, sehr ermüdet, gleich nach ihrer Ankunft zu Bett gelegt. Sie wohnten in demselben Gasthof. Wir wurden alle neugierig, und ich mußte mich als Italiener an die Spitze der Gesellschaft stellen, um den bei-den Personen einen Besuch zu machen, die offenbar entweder fanatisch fromm oder Betrüger waren.

Wir fanden die Pilgerin, die allem Anschein nach sehr er-müdet war, in einem Lehnstuhl sitzend. Sie erregte unsere

Teilnahme durch ihre große Jugend, durch ihre Schönheit, die durch einen Schimmer von Frömmigkeit noch besonders gehoben wurde, und durch einen sechs Zoll langen Kruzifixus von gelbem Metall, den sie in den Händen hielt. Als wir eintraten, legte sie den Kruzifixus fort und stand auf, um uns eine anmutige Verbeugung zu machen. Der Pilger, der auf seinem Mäntelchen von schwarzer Wachsleinwand Mu-schelschalen ordnete, rührte sich nicht; indem er seine Frau ansah, schien er uns zu sagen, wir müßten uns nur mit ihr beschäftigen. Er war anscheinend vierundzwanzig oder fünf-undzwanzig Jahre alt, klein von Gestalt und ziemlich gut ge-wachsen. Auf seinem nicht unangenehmen Gesicht las man Kühnheit, Frechheit, Spottsucht und Betrügerei; er war ge-rade das Gegenteil von seiner Frau, die offenbar edel, be-scheiden und sanft war und jene schüchterne Schamhaftigkeit zeigte, die ein junges Weib so reizvoll macht. Da die beiden nur soviel Französisch sprachen, wie unumgänglich notwen-dig ist, um sich verständlich zu machen, so atmeten sie er-leichtert auf, als ich sie auf italienisch anredete.

Die Pilgerin sagte mir, sie sei Römerin; sie hätte es mir nicht zu sagen gebraucht, denn ihre hübsche Aussprache ver-niet es mir. Den jungen Mann hielt ich für einen Neapoli-taner oder Sizilianer. Sein in Rom ausgestelltter Paß lautete auf den Namen Balsamo. Sie trug die Namen Serafina Feli-ciani, die sie seitdem immer beibehalten hat; ihn werden wir zehn Jahre später unter dem Namen Cagliostro wieder finden.“

Casanova unterhält sich jetzt mit der Pilgerin über ihre Reise und fährt dann fort:

„Wir verabschiedeten uns sehr befriedigt von der schönen Pilgerin, an deren Frömmigkeit wir jedoch wenig glaubten. Ich war noch zu schwach von meiner Krankheit her und hatte daher keine Absichten auf sie; aber alle anderen Herren, die mit mir bei ihr gewesen waren, hätten gerne mit ihr zu Abend gespeist, um sie zu erobern . . .

Beim Frühstück fragte ich den Pilger nach seinem Beruf;

er antwortete mir, er mache Federzeichnungen in sogenannter belldunkler Art.

Seine Kunst bestand darin, einen Kupferstich zu kopieren, nicht aber einen neuen Stich zu entwerfen. Er versicherte mir jedoch, er verstehe seine Kunst ganz ausgezeichnet und könne einen Stich so getreu abzeichnen, daß die Kopie vom Urbilde nicht zu unterscheiden sei . . .

Hierauf zeigte er mir Fächer, die er gemacht hatte, und man konnte nichts Schöneres sehen; sie waren mit Federzeichnungen geschmückt, die nicht von den besten Kupferstichen übertroffen wurden . . . Trotzdem schwor er mir, sein Talent verschaffe ihm nicht den Lebensunterhalt; ich glaubte ihm nicht; nach meiner Meinung war er einer von jenen Faulenzern, die lieber in der Welt herumziehen, als ein arbeitsames Leben führen . . .“

Auf Bitten Cagliostros veranstaltet Casanova nun eine Sammlung für die beiden, damit sie weiterpilgern können, und bringt einige Hundert Franken zusammen.

„Am nächsten Tage kam die Pilgerin in mein Zimmer und bat mich, ihr einen Empfehlungsbrief für Avignon zu geben. Ich schrieb sofort zwei, den einen an den Bankier Audifret, den anderen an den Wirt des Gasthofes zum heiligen Homer. Am Abend brachte sie mir den für Herrn Audifret zurück, indem sie mir sagte, ihr Mann habe diesen für überflüssig erklärt. Zugleich bat sie mich, genau nachzusehen, ob es auch wirklich der Brief sei, den ich ihr gegeben habe. Ich sah die Schrift genau an und sagte, es sei ganz gewiß mein Brief.

Hierauf antwortete sie mir lachend: „Sie irren sich, das ist nur eine Abschrift.“

„Das ist nicht möglich.“

Sie rief ihrem Mann, und dieser kam mit meinem echten Brief in der Hand. Da ich nicht mehr zweifeln konnte, so sagte ich zu ihm: „Ihr Talent ist wunderbar; denn ein Brief ist viel schwerer nachzuahmen, als eine Zeichnung zu kopieren ist. Sie können es bei Ihrer Begabung weit bringen und aus Ihrer Geschicklichkeit großen Vorteil ziehen; aber wenn

Sie nicht vernünftig sind, kann es Ihnen das Leben kosten.“

Casanovas Erinnerungen sind bekanntlich Fragment geblieben, sie brechen ab, ehe er noch einmal mit Cagliostro zusammen trifft. Bei der Schärfe, mit der Casanova seine Mitmenschen sah, ist sehr bedauerlich, daß wir von seiner Hand nichts weiter über diesen Großgauner haben.

Von London aus kehrt Cagliostro über Deutschland in seine Heimat Palermo zurück, wo er sich Marchese Pellegrini nennt, hat aber das Pech, daß ihn der geprellte Goldarbeiter wieder erkennt. Es gelingt ihm nur mit Hilfe eines einflußreichen Liebhabers seiner Frau zu entkommen. Im Jahre 1776 taucht er zum zweiten Male in London auf, wo er seine Betrügereien mit Hilfe der Kabbala und der Goldmacherei ausübt. Er wird von den Geprellten schließlich zur Anzeige gebracht und muß schnell machen, daß er aus London weg kommt. Aber mittlerweile war er in England mit den Freimaurern in Verbindung getreten, und dies änderte seine ganze Situation. Bis jetzt war er ein Gauner untergeordneten Ranges gewesen, nun aber erfolgt mit einem Schlag seine Wandlung zum regelrechten Hochstapler allergrößten Stiles.

Er war 1770 in die Londoner Loge aufgenommen worden, ging dann nach Deutschland und ließ sich hier von verschiedenen Gelehrten Unterricht in der Theosophie und den okkulten Dingen erteilen. Gestützt auf die hierdurch erlangten Kenntnisse und im Besitze eines in England erworbenen Manuskriptes, kam Cagliostro jetzt auf die für seine Zwecke geradezu geniale Idee, eine neue Loge zu gründen, die er die ägyptische nannte. Was er seinen Gläubigen dabei aufpackte, ist ungefähr folgendes:

Moses, Elias und Christus sind die vollkommensten Maurer, die drei von ihnen gegründeten Gemeinden treffen in einem Hauptpunkte, der Bekämpfung des bösen Prinzips, zusammen. Die Großmeister der Logen sind die Untergeordneten des Moses, Elias und Christus und zwar ist Cagliostro, der Untergebene des Elias, bereits bis zur dritten Rang-

klasse aufgestiegen, unsterblich. Die geheime erste Klasse des Elias umfaßt zweiundsiebzig Personen, die im Besitze einer verjüngenden Arznei sind, die zweite geheime Klasse besteht aus neunundvierzig das goldmachende rote Pulver besitzenden Männern. Beide Grade sind sehr gefährlich, weil die bösen Geister diese Männer zum Bösen verleiten wollen.

In solchem und ähnlichem Unsinn war Cagliostro groß, es gab kaum etwas, was er der Gläubigkeit seiner Anhänger nicht zumuten konnte. Er selbst besaß natürlich das rote Pulver, war hunderte von Jahren alt, versprach seinen Freunden Dinners mit berühmten Leuten der Vergangenheit, sogar Nächte mit Kleopatra, ließ auf einer Anhöhe bei Basel ein Gebäude errichten, in dem verdiente Männer unter Gebet und allerlei Hokusfokus die Unsterblichkeit sollten erlangen können und lehrte, daß seine Jünger die physische Wiedergeburt erlangen würden, 5557 Jahre leben, wenn sie alle fünfzig Jahre im Mai-Vollmond eine vierzig tägige Kur auf dem Lande machen, sich Blut abzapfen lassen, drei Gramm *Materia prima* einnehmen und bei geringerer Kost nur destilliertes Wasser trinken.

Als Großmeister seines ägyptischen Ordens nannte Cagliostro sich Großkophta. Es blieb aber keineswegs bei einem Männerorden, Cagliostro war schlau genug, vor allem auch die Frauen in seinen Logenbetrieb einzuführen, indem er eine Frauenloge gründete, bei der seine Frau als Großmeisterin fungierte. Dabei wurde in diesen Frauenlogen bewußt und planmäßig eine grobe Erotik eingebaut. Eine 1786 in Berlin erschienene Schrift „Aechte Nachrichten von dem Grafen Cagliostro“ zeigt ein Titelkupfer, auf dem Cagliostro völlig nackt und von einer Art Gloriole umgeben erhöht sitzt, während vor ihm die Novizinnen, ebenfalls fast ganz unbedeckt im Halbkreise aufgestellt sind. Es soll sogar bei den Einweihungszeremonien der Damen zu richtigen Orgien gekommen sein, auch im übrigen soll der weibliche Logenbetrieb recht galant gewesen sein. Unzweifelhaft ist jedenfalls, daß der „Graf“ mit seiner ägyptischen Loge einen

ungeheuren Zulauf von Männern und Frauen gewonnen hat, allenthalben gründete er Zweiglogen, den Hauptklang fand er in Frankreich, aber selbst das solchen Dingen gegenüber sonst recht kühle Holland wurde ganz in den Taumel einbezogen. Seine Anhänger beteten ihn förmlich an, lagen buchstäblich zu seinen Füßen, stundenlang, um die von ihm ausgehende Kraft zu empfangen. In den Logen sang man bei der Psalmstelle „Memento Domine David et omnis mansuetudinis ejus“ statt David Cagliostro, nannte ihn im übrigen den „Divo Cagliostro“ und derartiger Überschwänglichkeiten mehr; sein und seiner Frau Bild wurde auf Ringen, Medaillons, Fächern getragen.

Von diesem phantastischen Glorienschein umgeben, ging nun der „Göttliche“ auf seine europäische Räuberfahrt. Stets blieb er in den einzelnen Städten nur so lange, bis er eine Reihe von Menschen gründlich geschöpft hatte, er hatte das Talent dann zu verschwinden, wenn die Jünger anfangen, ungeduldig auf die Realisierung der Versprechungen ihres Großkophta zu pochen. Er schützte dann entweder sofortige Reisebefehle seiner geheimen Oberen vor oder behauptete, die moralische Reinigung der Jünger sei noch nicht genügend fortgeschritten.

In Holland wurde er als Visitator sämtlicher Logen begeistert anerkannt, auch Nürnberg und Leipzig empfingen ihn aufs beste. Dagegen hatte er in Königsberg ausgesprochenen Mißerfolg, die dortige Gesellschaft stand ihm sehr mißtrauisch gegenüber.

Nun wendete er sich nach Mitau, wo sein Weizen zunächst geradezu üppig blühte. Gräfin Elisa von der Recke hat über seinen dortigen Aufenthalt in einer Schrift, die sie später gegen ihn veröffentlichte, ausführlich berichtet. Auch sie, eine sehr kluge geistvolle Frau, stand, wie die ganze Gesellschaft Mitaus, anfangs völlig unter dem Bann des Betrügers. Er hat hier ganze Gaukelspiele der Geisterseherei und der Beschwörungen aufgeführt, wobei er sich eines sechsjährigen Neffen der Frau von der Recke als Medium bediente. Diesen

Jungen hatte er durch schreckliche Drohungen zu völliger Verschwiegenheit gepreßt und legte ihm nun bei den Sitzungen im abgedunkelten Raum ein Blatt Papier mit magischen Figuren vor, mit dem Auftrag, zu schildern, was er sehe. Heimlich war ein weiteres Blatt beigegeben, auf dem, was der Knabe schildern sollte, abgezeichnet war. Auch von verborgenen Schätzen sprach er, die auf den Gütern seiner Anhänger zu heben seien, hielt tägliche Vorträge über Magie und erlangte auf diese verschiedene Weise von seinen auch hier restlos gläubigen Anhängern große Summen, sodaß Mitau ein Riesenerfolg für ihn wurde.

Von dort aus begab er sich nach Petersburg, wo er sich hauptsächlich als wundertätiger Arzt betätigte und wo übrigens seine Frau in galante Beziehungen zu Potemkin, dem bekannten Günstling Katharinas II. trat. Diese Dinge spielten sich 1779 ab. Aber dann hat er dort das Pech, daß ihm ein zur Heilung auf einige Wochen anvertrautes Kind einer reichen Dame stirbt, er wird auch sonst auffällig, sodaß er ausgewiesen wird. Sein eigentlicher Zweck, Katharina II. für sich zu gewinnen, war nicht erreicht worden, sie stand ihm ablehnend gegenüber.

Er geht nach Warschau. Auch hier hat er zunächst mit seinen wieder sehr geschickt inszenierten Geisterbeschwörungen, Goldmachereien, Kurpfuschereien ausgesprochenes Glück, obwohl ihm ein Graf Mosczynski, ein großer Kenner der Philosophie und der Naturwissenschaften, von Anfang an entgegenarbeitete. Selbst der Umstand, daß eines der von ihm in Warschau benutzten kleinen weiblichen Medici seine Betrügereien erzählte, vermochte den Großkophta nicht aus dem Sattel zu heben. Aber dann hatte er bei einer der Produktionen das Unglück, daß man ihn in der Maske eines der vorgeführten Geister erkannte und er mußte das Feld schleunigst räumen. Immerhin hatte es sich gelohnt: er nahm 10 000 Dukaten mit. Mosczynski ließ eine Schrift: „Der in Warschau demaskierte Cagliostro“ gegen ihn erscheinen.

Seine Rolle war aber keineswegs ausgespielt, 1780 wirkt

er in Straßburg mit riesigem Erfolg als „Heil“-Künstler, wobei von den Begeisterten insbesondere sein Edelmut und seine Wohltätigkeit gepriesen werden. Aber dann passiert ihm dort, daß ihn, den angeblichen Kenner aller orientalischen Sprachen, ein Orientalist arabisch anspricht und er kein Wort der Ansprache verstehen kann. Er geht über Italien nach Bordeaux, später nach Lyon und taucht 1785 in Paris auf, wo sein Stern noch einmal steil in die Höhe steigt. Ganz besonders glückte es ihm hier auch mit einer neu errichteten Frauenloge, die in Wirklichkeit der sittenlosen Gesellschaft lediglich als sexuelle Gelegenheitsmacherei dienen soll und auch wirklich dient. Vor allem aber hat er das Glück, daß der Kardinal Rohan, den er bereits von Straßburg her kannte, förmlich in ihn vernarrt ist und ihm den Zugang zu den höchsten Kreisen ebnet; auch die Schönheit der „Gräfin Cagliostro“ brachte gerade hier recht viel ein. Es ging ihm somit blendend, aber dann kam die Katastrophe in Gestalt der Halsbandgeschichte.

Rohan, der die Königin Marie Antoniette zu seiner bitteren Feindin gemacht hatte, ohne die Hofluft aber nicht leben konnte, suchte die Königin zu versöhnen und fiel dabei in fast ungläublicher Weise in die Hände von Gaunern. Cagliostros Rolle bei diesem schmutzigen Handel ist nie klar geworden. Es wird einerseits behauptet, daß er es gewesen sei, der den Kardinal mit einer Abenteurerin zusammenbrachte, einer angeblichen Gräfin la Motte Valois, die ihm im Park von Versailles eine Unterredung mit der Königin — in Wirklichkeit einer gewöhnlichen Dirne — verschaffte, wobei der Kardinal von der angeblichen Marie Antoinette um Ankauf eines sehr kostbaren Halsbandes ersucht wurde, das dann den Gaunern in die Hände fiel, während später der echten Königin von den Juwelieren die Rechnung präsentiert wurde. Andererseits heißt es, Cagliostro sei an dieser Sache ganz unbeteiligt gewesen und habe sich nur durch unangebrachte Wichtigtuerei mißliebig gemacht, nachdem die ganze Sache ans Tageslicht gekommen war. Wie dem auch

sei, er wurde jedenfalls im Zusammenhang mit der Halsbandaffaire verhaftet, saß fast sechs Monate in der Bastille, auch seine Frau kam drei Monate in Haft. Schließlich wird er freigelassen, und seine nicht zu behelrenden Anhänger erwarten ihn vor dem Gefängnis, geleiten ihn nach Hause und bringen ihm stürmische Ovationen dar. Aber das dicke Ende folgte auf dem Fuße, Cagliostro werden ausgewiesen. Während des Prozesses hatte er noch, ohne zu wollen, eine große Dummheit gemacht, indem er sich unter anderem auf die Gräfin von der Recke aus Mitau als Leumundszeugin berufen hatte. Diese war zwar selbst nach Cagliostros Entlarvung in Warschau noch nicht klug geworden, sondern hatte jeden Gedanken an planmäßige Betrügerei abgelehnt, ihn vielmehr als einen Unglücklichen betrachtet, über den die bösen Geister Oberhand bekommen hatten und der infolgedessen zur „schwarzen Magie“ abgesunken war. Nun aber hatte sie von ihm genug und veröffentlichte dann 1787 den „entlarvten Cagliostro“, der ihm ungeheuer schadete.

In welcher Art Cagliostro in diesen Jahren in Paris wirkte, beschreibt ein Bericht der Vossischen Zeitung (Berlin) vom Jahre 1785, also der Zeit, wo er wegen der Halsbandgeschichte inhaftiert war:

„Paris, den 5. September . . . Dieser Empiriker hielt vor der Arretierung in seinem Quartiere geheime Zusammenkünfte unter dem Namen der ägyptischen Loge, wozu nur gewisse Personen beiderlei Geschlechts unter den fürchterlichsten Eidschwüren zugelassen wurden . . . Es wurde darin gespielt, gespeist und gezecht. Cagliostro machte Experimente mit Schmelztiiegeln und Kohlen und verblendete damit die Unerfahrenen, auch mit einer Blendlaterne bildete er dieser Gesellschaft ein, ihnen die Schatten verstorbener Leute zu zeigen . . .“

„Paris, den 10. Oktober . . . Cagliostro . . . ist . . . ins Zuchthaus gekommen, ehe er einmal sein größtes Wunder ausführen können. Er hatte nemlich einer Anzahl junger

Kavaliere einige verstorbene galante Damen aus den alten und neuern Zeiten, eine Lais, Phyrne, Aspasia, Leontium, Ninon de Lenclous etc. auf eine ganze Nacht zu Gesellschafterinnen verschaffen wollen.“

Nach Erscheinen seiner oben genannten phantastischen Verteidigungsschrift schreibt das gleiche Blatt 1786:

„Paris, den 27. Februar. Seitdem das Memoire des Grafen von Cagliostro erschienen, hält man ihn für einen Sohn, welchen der verstorbene Großmeister von Maltha mit einer Tochter des Sheriffs von Mecca, die sich zu Maltha befunden, gezeugt haben soll. Ob das nicht wieder ein neuer Roman ist?“

Noch einmal versuchte er, in London sein Glück zu machen, aber hier war ein Herr Morand durch den Halsbandprozeß auf ihn aufmerksam geworden, hatte seiner Person nachgeforscht und seine Identität mit Josef Balsamo herausbekommen. In Zeitungsartikeln gelang es, Cagliostro derartig zu kennzeichnen, daß diesem nichts übrig blieb, als Hals über Kopf abzureisen. Von nun an ist es mit ihm vorbei. Er tut sich in Basel noch einmal als Heilbehandler auf, aber man kann ihm dort nachweisen, daß seine Medikamente teils unwirksam, teils sogar gefährlich sind, daß er von zehn Kranken nur einen heilt, überführt ihn grober medizinischer und chemischer Irrtümer und so weiter. Er reist noch durch eine Reihe von meist italienischen Städten, hat aber nirgendwo Erfolg. Endlich fällt er der päpstlichen Polizei in die Hände, die ihn wegen seiner Freimaurerei — die er faktisch doch nur als Betrugsinstrument benutzt hatte — im Dezember 1789 verhaftet. Da man die genauesten Recherchen über sein gesamtes Vorleben anstellte, zog sich der Prozeß über ein Jahr hin, dann erfolgte im März 1791 das Todesurteil, da nach der päpstlichen Gesetzgebung auf Freimaurerei der Tod stand. Pius VI. wandelte aber das Urteil in lebenslängliche Haft um, die Cagliostro im Fort San Leo verbüßte. Vier Jahre später starb er dort. Seine Frau war noch

vor ihm in einem Kloster, wohin sie gebracht worden war, gestorben.

Über die Beendigung seines Prozesses lesen wir in der Vossischen Zeitung des Jahres 1791:

„Frankfurt, den 22. April. Der Prozeß des berüchtigten Cagliostro ist am 7ten durch eine Versammlung von Kardinälen entschieden worden. Er wird auf seine Lebenszeit im Schlosse St. Leo, sein Secretair aber auf 10 Jahre gefangen gesetzt. Ihre Verbrechen betreffen Religionssachen; und da viele angesehene Personen darin verwickelt sind, so will das Heil. Officium ein strenges Stillschweigen darüber beobachten.“

„Frankfurt, den 13. Mai. In Rom ist nun die Lebensbeschreibung des berüchtigten Cagliostro, aus den Prozeß-Akten gezogen, gedruckt erschienen. Man weiß jetzt, daß seine Frau, die er wie eine Sklavin behandelte, ihn bei der Inquisition angegeben und seinen Arrest verursacht hat.“

Welche Wirkung dieser Betrüger auf die Menschen seiner Zeit gemacht hat, geht daraus hervor, daß die von ihm Betrogenen selbst bei glatten Entlarvungen sich zunächst von ihrer guten Meinung nicht abbringen ließen. Lavater hing eisern an ihm. Eckermann berichtet in seinen Gesprächen mit Goethe unter dem 17. 2. 1829: „Lavater, sagte Goethe, glaubte an Cagliostro und dessen Wunder. Als man ihn einen Betrüger entlarvt hatte, behauptete Lavater: dieß sey ein anderer Cagliostro, der Wunderthäter Cagliostro sey eine heilige Person.“

Auf Goethe hat Cagliostro in mehrfacher Hinsicht einen starken Reiz entfaltet. Als die französische Revolution ausgebrochen war, schrieb er das Schauspiel „Der Großkophta“. Die in diesem Stück als „Der Graf“ bezeichnete, eine Hauptrolle spielende Person ist Cagliostro, im übrigen dreht sich die Handlung um die Halsbandgeschichte. Aber einen noch bedeutend größeren und wichtigeren Niederschlag hat sein Interesse an diesem Hochstapler in der italienischen Reise

gefunden. Unter dem Datum „Palermo, Dienstag, den 17. April 1787“ finden wir hier eine sehr lange und ausführliche Darlegung des Besuches, den Goethe bei der Familie Balsamo gemacht hat. Er findet Cagliostros Mutter und Schwester mit deren Kindern in den denkbar dürtigsten Verhältnissen vor, stellt sich ihnen als Engländer vor, der von dem damals in London weilenden Cagliostro Nachrichten bringen soll und muß erfahren, daß dieser sich niemals auch nur im geringsten um das Wohlergehen seiner Familie gekümmert hat, daß er sogar noch vierzehn Unzen Schulden bei ihnen hat, eine für die Verhältnisse der Familie namhafte Summe, so namhaft, daß Goethe sie nicht aus seiner Reisekasse geben kann. Nach seiner Heimkehr aber sorgt er dafür, daß die Familie diese Summe als angeblich von Cagliostro selbst stammend, erhält, veröffentlicht auch 1792 in seinen Neuen Schriften den ganzen die Familie Balsamo betreffenden Teil seiner Italienischen Reise in dem Wunsche, den Leuten noch weitere Hilfe durch eine Sammlung, zu der er aufruft, vermitteln zu können. Recht bemerkenswert ist, auf welche Weise Cagliostro frei kam, als er bei dem unter dem Namen eines Marchese Pellegrini in Palermo stattfindenden Aufenthalte von dem geprellten Goldarbeiter erkannt worden war. Goethe berichtet:

„Der Sohn eines der ersten sicilianischen Prinzen und großen Güterbesitzers, eines Mannes, der an dem Neapolitanischen Hofe ansehnliche Stellen bekleidete, verband mit einem starkem Körper und einer unbändigen Gemütsart allen Übermut, zu dem sich der Reiche und Große ohne Bildung berechtigt glaubt. Donna Lorenza wußte ihn zu gewinnen und auf ihn baute der verstellte Marchese Pellegrini seine Sicherheit. Der Prinz zeigte öffentlich, daß er dies angekommene Paar beschütze; aber in welche Wut geriet er, als Joseph Balsamo auf Anrufen der Partei, welche durch seinen Betrug Schaden gelitten, abermals ins Gefängnis gebracht wurde! Er versuchte verschiedene Mittel, ihn zu befreien, und da sie ihm nicht gelingen wollten, drohte er im Vorzim-

mer des Präsidenten, den Advokaten der Gegenpartei aufs Grimmigste zu mißhandeln, wenn er nicht sogleich die Verhaftung des Balsamo wieder aufhobe. Als der gegenseitige Sachwalter sich weigerte, ergriff er ihn, schlug ihn, warf ihn auf die Erde, trat ihn mit Füßen und war kaum von mehreren Mißhandlungen abzuhalten, als der Präsident selbst auf den Lärm herauseilte und Frieden gebot. Dieser, ein schwacher und abhängiger Mann, wagte nicht, den Beleidiger zu bestrafen; die Gegenpartei und ihr Sachwalter wurden kleinmütig, und Balsamo ward in Freiheit gesetzt, ohne daß bei den Akten sich eine Registratur über seine Loslassung befindet, weder wer sie verfügt, noch wie sie geschehen.“

Ergänzend sei noch erwähnt, daß auch Schiller seinem Interesse für diesen Schwindler schriftstellerischen Zoll entrichtet hat, in dem er den — Fragment gebliebenen — „Geisterseher“ schrieb.

Einen größeren und in seinem Metier geschickteren Hochstapler als Cagliostro hat die Weltgeschichte wohl kaum aufzuweisen. Auch die zeitlich lange Dauer der unausgesetzten Gaunereien und Betrügereien steht einzig da, sowie die Vielzahl der angewandten Praktiken. Jede nur erdenkliche Möglichkeit der Täuschung der Leichtgläubigkeit wird erwogen und raffiniert am richtigen Ort und zur richtigen Zeit eingesetzt. Cagliostro betätigt sich als Alchemist, Freimaurer, Kurpfuscher, Schatzsucher, Geisterbeschwörer, Kabbalist und versteht vor allen Dingen, die Menschen so nebenbei an einem ihrer stärksten Triebe zu fassen, dem Sexualtrieb. Daher seine Versprechungen an die männlichen Jünger, ihnen Nächte mit Kleopatra zu verschaffen, die gesunkene Jugendkraft zu heben, daher die Einrichtung der weiblichen Logen, daher die skrupellose Einsetzung der Schönheit seiner Frau. Er kann wirklich als Universalgenie des Betrügereiums bezeichnet werden, und es ist ganz sicher, daß er eine überragende Menschenkenntnis besessen hat, sodaß er seine überaus zahlreichen und zum Teil sehr hochstehenden Opfer restlos einzuwickeln verstand. Immer wieder

kann er sich auch längere Zeit in einer Stadt halten, selbst wenn ihm von Anfang an so bedeutende und sachkundige Gegner gegenüber stehen wie in Warschau oder in Petersburg. Daß ihm selbst jeder gute Glaube an okkulte Dinge oder an seine Fähigkeiten als Heilbehandler abzusprechen ist, ist sicher.

Es ist übrigens keineswegs so, daß diese unbedingt als grotesk zu bezeichnende Leichtgläubigkeit okkulten Dingen gegenüber eine Angelegenheit wäre, die nur das 18. Jahrhundert kennzeichnete. Wir finden vielmehr ganz ähnliche Grotesken auch in unserem 20. Jahrhundert und werden davon bei der Schilderung des Okkultismus in seinen verschiedenen Erscheinungsformen noch zu sprechen haben.

Mit dem 19. Jahrhundert tritt zwar allmählich der Dämonen- und Gespensterglaube beim Gebildeten etwas in den Hintergrund, wie auch die astrologisch-alchemistischen Dinge, entsprechend eben dem schnell anwachsenden naturwissenschaftlichen Wissen. Im Volk bleibt aber natürlich alles beim Alten. Überdies sehen wir jetzt eine Erscheinung, die neu ist, die Literatur bemächtigt sich des Magischen, es entsteht die Gespenstergeschichte.

In erster Reihe ist da das „Gespensterbuch“ von A. Apel und F. Laun zu nennen, das 1810 und 1811 erschien. Im Nachwort schreiben die Verfasser: „Ob es Gespenster gebe, soll eine unentschiedene und streitige Sache sein, aber entschieden und unstrittig ist es, daß es Gespenstergeschichten gibt, und die Erfahrung, welche über Gespenster selbst sehr zweideutig belehrt, zeigt unwidersprechlich, daß sehr viele Leute die Gespenstergeschichten außerordentlich gern hören und lesen.“ Die in dem Buche enthaltenen Erzählungen zeigen das ganze Dämonium der früheren Zeiten in seinen einzelnen Arten, in modernes Gewand gekleidet und stellen somit einen unerträglichen Beweis dafür dar, was man immer noch für glaubhaft hielt. Besonders bemerkenswert ist die Schrift deshalb, weil auf einer ihrer Novellen letztlich Webers berühmt gewordene und als unerhörter musikalischer

Fortschritt auch heute noch oft gespielte Oper „Freischütz“ beruht.

Der wichtigste Schriftsteller der grausig-grotesken Dämonologie ist *E. Th. A. Hoffmann* (1776—1822). Ursprünglich beamteter Jurist, verlor er infolge des Krieges von 1806 seine Stellung, führte anschließend ein unstetes Leben als Kapellmeister, wurde schließlich wieder Kammergerichtsrat in Berlin und brachte es lange Zeit fertig, mustergültige Diensterfüllung mit erheblichem Alkoholismus zu verbinden. „Er schrieb um zu trinken und er trank um zu schreiben“ hat man sehr treffend von ihm gesagt. Er konnte sich in seine unheimlichen Spukgestalten derart hineinleben, daß sie ihm im Alkoholrausch Wirklichkeit zu sein schienen und er unter schweren nächtlichen Angstzuständen zu leiden hatte, in denen er um Hilfe rief. Diese gespenstischen Produkte seiner Phantasie erscheinen in seinen Erzählungen allerorts, ganz speziell in seinen „Elixieren des Teufels“, den „Nachtstücken“ und „Märchen“. Ein eingehendes Studium der Hoffmann'schen Werke wirft auf den Entstehungsmechanismus des Gespensterglaubens im ureigenen Seelenleben des Menschen helles Licht. Recht aufschlußreich ist in dieser Hinsicht auch ein Erlebnis, das *W. v. Kugelgen* in den „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ schildert. Er sieht sich bei einem Besuche als ganz junger Mensch genötigt, allein in einer Kammer auf einem Schloßboden zu schlafen:

„Frau von Schönberg fragte mich . . . ob ich mich auch fürchte, allein auf dem Boden zu schlafen . . . „Ich fürchte mich niemals“ log ich tapfer . . . und folgte schauernd dem Bedienten, der mich hinauf geleitete.

Der Schloßboden . . . war allerdings der richtige Ort für jedes denkbare Entsetzen. Er erschien mir als ein großer schwarzer Raum ohne Anfang und Ende; nur hin und wieder streifte der Schein der Laterne die Balken des Dachstuhls und das schräg auflaufende Gemäuer eines Schornsteins . . . Da öffnete mein Begleiter eine Türe, und ich ward sehr angenehm durch ein allerliebstes, sauber möbliertes Zimmer

überrascht . . . Inzwischen waren da ein paar verwünschte Seitentüren. Ich untersuchte sie und fand, daß sie zwar einzuklinken, aber nicht zu verschließen waren.

„Wer schläft denn dort?“ fragte ich in der Hoffnung, der Diener werde dies von sich selber oder einem seiner Mitknechte bekennen. Schon eine Magd wäre mir zum Trost gewesen. Aber jener erwiderte lakonisch: „Leere Bodenkammern!“ und es wollte mich bedünken, als wenn er unheimlich dazu gelächelt habe . . .

In der Tat befand ich mich in einer Lage, die nur ganz phantasielosen Knaben gleichgültig sein konnte; aber die Notwendigkeit ist die beste Gouvernante. Ich faßte mich, so gut es gehen wollte . . . löschte mein Licht aus und kroch ins Bett . . . und war bereits dem Einschlafen ganz nahe — als sich etwas ereignete, was mir urplötzlich mein volles Bewußtsein zurückgab. Es war mir nämlich, als hörte ich Atemzüge, wie von einem zweiten Schläfer.

Befremdet fuhr ich auf und horchte: — Es ward laut geatmet. „Ist jemand hier?“ rief ich mit meiner übergeschnappten Stimme. Da war's ganz stille . . . Aber dennoch! War's da nicht wieder? Ja wahrhaftig! — Durch Decken und Kissen atmete es hindurch, und immer deutlicher und kräftiger, so etwa, als wenn einer tonlos, aber recht aus tiefer Brust ge-seufzt hätte.

Ich streckte den Kopf wieder vor. Wach war ich ganz vollständig und konnte nicht an Täuschung denken; ich dachte aber auch nicht mehr an Spuk. Es drängte sich mir vielmehr in diesem Augenblicke eine natürliche Erklärung auf . . . war es nicht sehr wohl anzunehmen, daß nebenan eine schein tote Leiche liege? und daß diese, im Begriff sich zu ermuntern, schwer mit dem Atem ringe?

Ich mußte mir dies zugeben, wie auch die weitere Konsequenz, daß nämlich besagte Leiche jeden Augenblick ins Zimmer treten und sich in ihrem halbtoten Zustande zu mir ins warme Bett legen könne. Mit solchen Aussichten aber liegen zu bleiben und einzuschlafen, war ganz unmöglich. Ich

schleuderte alles ab, was auf mir lag und fuhr in meine Kleider . . . und trat hinaus in die absolute Finsternis des Bodens . . . ich wollte hinab in den Hausflur steigen und mich bis zum Tagesanbruch im Domestikenzimmer verhalten, das ich leer glaubte . . . Als ich jedoch die Türe öffnete, schimmerte mir Licht entgegen, und umgeben von geputztem und ungeputztem Schuh- und Stiefelwerk, den Kopf auf den Tisch gelegt und schlafend, fand ich den Mann, der mich so furchtlos zu Bett gebracht . . . Da ich ihm nun die Erlebnisse des Bodens mitgeteilt . . . war er nicht ohne Teilnahme, wußte mich aber doch zu überreden, daß es namentlich wegen des Aufsehens vernünftiger sein würde, wieder hinaufzugehen. Er wolle mich begleiten . . . Wir durchstöberten furchtlos die Seitenkammern und alle Umgebungen des Zimmers. Dann setzten wir uns nebeneinander hin und horchten . . . Da strich . . . sehr vernehmlich wieder einer jener geisterhaften Seufzer durchs Zimmer hin . . . „Meiner Sixen!“ — sagte er — „es ist an dem!“ Beide lauschten wir in atemloser Stille den schauerlichen Tönen.

In Gesellschaft ist so etwas erträglicher, man ist vernünftiger und geneigter zu besonnener Forschung. Das Atmen schien vom Fenster her zu kommen, und als wir dieses geräuschlos geöffnet hatten, hörten wir es deutlicher.

Es war schon tröstlich, daß es draußen war, und da mein Beschützer jetzt nach einigem Besinnen den Grund erriet, schwand jegliche Besorgnis. „Davor können Sie ruhig schlafen“ — sagte er — „das sind die alten Eulen in den Dachluken, die blasen so!“

Ich blieb nun gern allein und horchte nicht allein in dieser, sondern auch in mancher anderen Nacht dem sonderbaren Schnaufen mit Befriedigung; rührte es doch von lebendigen Wesen her, die in meiner Nähe wachten. Meine nächtliche Flucht blieb übrigens verschwiegen, so daß sich wenigstens keine Schmach zur ausgestandenen Angst gesellte.“

Wie viele der in den alten Chroniken und Erzählungen notierten Gruseleien mögen in Wirklichkeit ein solches

harmloses Schnaufen von Eulen gewesen sein! Aber heute noch glaubt das Volk — und mancher „Gebildete“ — unentwegt weiter an Geister und Gespenster, eine Menge der Gebräuche des sogenannten „einfachen Aberglaubens“ sind ohne die tief in der Seele sitzende Dämonologie nicht erklärbar. Auch Beschwörungen des Teufels und anderer überirdischer Geister sind noch heute zu finden. Besonders geschieht dies um Geld zu bekommen. Nach A. Wutke „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart“ (neu bearbeitet von E. H. Meyer) soll es besonders in Franken fast in jedem Dorf noch Beschwörer geben, die auf Kreuzwegen mit dem uralten bewährten Zauberkreis arbeiten. Auch an der Möglichkeit der Behexung von Mensch und Vieh hält man im Volk immer noch fest, Wutke bringt eine Masse von Beispielen dieser Ansichten besonders bei Landbewohnern. Die Seelen der Toten, die Gespenster sterben gleichfalls nicht aus, und auch hier sind die modernen Behauptungen von den mittelalterlichen kaum unterschieden.

Im ganzen kann jedoch gesagt werden, daß diese alte Magie heute eine Angelegenheit des Volkes ist. Die höheren Kreise haben sich einen Ersatz für diese doch recht primitiven Dinge geschaffen, den Okkultismus und Spiritismus, von dem später zu sprechen sein wird. Sehen wir uns zunächst noch einige Spezialgebiete des Zaubers und einige im Randgebiet der Magie liegende Okkultismen an.



VON ALLERLEI ZAUBER

Den Aberglauben finden wir überall, auf der ganzen Erde, und zwar in bestimmten, an allen Orten und bei den verschiedenen Menschenstämmen sehr ähnlichen, einem nachweisbaren Entwicklungsgesetz unterworfenen Formen; im Grunde genommen ist er unausrottbar.

H. St. Chamberlain.



Die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Zauberei kann hier nicht erschöpfend geschildert werden; wir beschränken uns auf Beispiele und beginnen mit *zauberischen Dingen*.

Daß den *Pflanzen* magische Kräfte zuerkannt wurden und heute noch werden, hörten wir; auch diese Lehre entstammt dem grauen Altertum. Die Zahl derartiger Gewächse ist groß, sodaß sie hier nicht einmal dem Namen nach aufgeführt werden können. Ganz speziell bemächtigte sich die magische Medizin der Kräuter, und da ist es natürlich wieder Paracelsus, der diesen Ideen besonders nachging, wobei beachtlicher Weise das alte Lied von den „*Entsprechungen*“ abermals erklingt.

„So galt das gefleckte Knabenkraut mit seinen knolligen Doppelwurzeln als spezifisches Heilmittel gegen Impotenz. Kopfähnliche Pflanzen brauchte man gegen Kopfleiden (z. B. Walnuß, Mohn), herzförmiges Herzkraut gegen Herzleiden, das gelbe Schöllkraut oder gelben Safran gegen Gelbsucht, die Stacheln der Disteln gegen stechende Schmerzen, die grüne Schale der Walnuß für Hirnhauterkrankungen, das Lungenkraut (*Pulmonaria*) wegen angeblich lungenähnlicher Zeichnung bei Lungenleiden. Feinblättrige Pflanzen wie Spargel und Fenchel nützen den Haaren. Blüten, die



*Alraunpflanze aus dem Kreuterbuch
des Lonicerus, Ausgabe 1679*

einem Auge ähneln, wie Rosen oder Maßlieb helfen den Augen. Pflanzen mit Kalkausschwitzungen wie Steinsam und Steinbrech verwendet man gegen Steinleiden. Das durchbohrte Johanniskraut trägt deutlich die Signatur der Poren und dient daher als schweißtreibendes Mittel“ (*H. Löhr*).

Als eigentliche Zauberkräuter werden in erster Linie Giftkräuter benannt. Schon im Garten der Zaubergöttin Hekate wachsen Tollkirsche, Nachtschatten und Sturmhut, daneben aber auch harmlose Pflanzen. Keines dieser Gewächse hat aber eine derartige magische Bedeutung erlangt, wie die Mandragora (*Atropa mandragora* oder *Mandragora officinalis*). Über sie sagt das der Heilkunde dienende „*Kreuterbuch*“ des Adamus Lonicerus in der 1679 erschienenen Bearbeitung durch Peter Uffenbach:

Alraun | Mandragora

Alraun heist bey den Griechen Mandragoras, Mandragora, und Cricaea und bey dem Pythagora Anthropomorphos, von der menschlichen Gestalt. Ital. la Mandragora. Hisp. Mandracola.

Dioscorides macht seiner zwey Geschlecht. Das erste ist das Männlin | und heißet Moriou. Das andere wird genant das Weiblein | bey dem Dioscoride Thridacias.

Der Tiriacks- und Wurtzkrämer Alraun | in Menschen Form | ist lauter Fabelwerck | und ein geschnitzt | gemacht Ding von Bryonienwurtz | in warmen Sand gedörret. Aber die Wurtzel Mandragora | ist wie ein langer grauer Rettich | mit zweyen oder dreyen Gracken übereinander geschrenckt | trägt große | linde Mangoltblätter | außgebreitet | ohne Stengel | braune Blumen | große Saffranfarbe Aepffel | die zeitigen in der Ernde. Sollen mit Sorgen in der Artzney gebraucht werden.

Wächst in Apulia, auf dem Gebirg Gargano, in großer Menge | und wird auch auf vielen anderen Bergen gefunden.

Krafft und Wirckung

Der Wurtzeln Saft ein drittheil eines Quintlins mit Meth oder Honigwasser eingenommen | treibt den Schleim und schwartze Gallen auß. Mag den Unsinnigen dienlich seyn.

Von dieser Wurtzel gessen | oder getruncken | macht so sehr schlaffen | daß man Glieder vom Leib schneiden kann | daß es der Patient nicht empfindet.

Stoß Alraunblätter | legs aufs Haupt | es heilet den Grind.

Alraunäpffel in Baumöl gelegt | drey oder vier Tag darinnen eingebeitzt | darnach das Oel gesotten | und durch ein Tuch gesieben und an die Schläff gestrichen | macht schlaffen und ruhen | so man nicht schlaffen kan. Diß Oel nimmt große Hitz vom Menschen.

Alraunrinden dienen zu den Artzneyen der Augen. Dieser Rinden drey heller Gewicht schwer für der Frauen Gemächt

gehalten | bringet ihnen ihre Zeit und treibt die todte Geburt herauß.

Die Wurtzel in Wein gesotten | stillt das Gliederwehe. Doch ist solcher Gebrauch nicht ohn große Gefährlichkeit | darum sey gewarnet.

Alraunwasser

Kraut und Wurtzel wird gestoßen | und am Ende des Mayen gebrannt. Dieses Wasser getruncken | oder die Stirn und Schläff damit bestrichen | macht schlaffen. Morgens und Abends zween oder drey Tag nacheinander | die Stirn oder Schläff damit bestrichen | ist gut fürs Hauptwehe | so von Hitze kommt | und löschet alle Hitz | darüber geschlagen.

Man sieht, die Herren Ärzte dieser Zeit hatten einen gewissen Strang vor der Anwendung der Mandragora. Und das mit Recht, denn diese, in den Ländern um das Mittelmeer heimische Pflanze, gehört zu der Familie der Nachtschattengewächse (Solanazeen), der unsere giftigsten Heilmatpflanzen angehören, und ist auch selbst in allen Teilen stark giftig. Ihre im „Kreuterbuch“ genannte tiefe, einer Narkose gleich kommende Schlafwirkung war bereits Konrad von Megenberg bekannt und dürfte als Vergiftung anzusehen sein.

Auch Plinius (XXV, 94) beschäftigt sich im wesentlichen medizinisch mit der Mandragora:

„Gewiß ist . . . , daß ihre Wurzel mit Rosenöl und Wein zerquetscht bei Tränenflüssen und Augenschmerzen hilft, denn ihr Saft wird vielen Augenarzneien beigemischt. Andere nennen die Alraune Circekraut. Es gibt zwei Arten derselben, eine weiße, welche auch die männliche ist, und eine schwarze, welche als die weibliche gilt. Sie hat lattichähnliche aber schmalere Blätter, welche, so wie auch die Stengel, rauhaarig sind, und zwei oder drei rötliche, inwendig weiße, fleischige und zarte fast eine Elle lange Wurzeln und trägt Äpfel von der Größe der Haselnüsse und darin einen Samen wie Birnen . . . Wer sie ausgraben will, hütet sich, daß er den

Wind nicht gegen sich hat und beschreibt vorher drei Kreise um sie und dann gräbt er nach Sonnenuntergang gewendet. Den Saft bereitet man sowohl aus den Äpfeln, als auch aus dem Stengel, nachdem man die Spitze abgeschnitten hat, und aus der durch Stiche geöffneten oder abgekochten Wurzel und schon ein Zweiglein der letzteren ist brauchbar; auch wird sie in Scheibchen geschnitten in Wein aufbewahrt. Der Saft findet sich nicht überall, wo man ihn haben kann, wird er zur Zeit der Weinlese gesucht. Er hat einen starken Geruch, die Wurzel aber, sowie auch der Apfel einen noch stärkeren. Die reifen Äpfel der weißen Alraune werden im Schatten getrocknet, den Saft aus ihnen, so wie aus der zerquetschten oder in schwarzem Weine bis auf den dritten Teil eingekochten Wurzel läßt man an der Sonne dick werden. Die Blätter bewahrt man, um sie kräftiger zu erhalten, in Salzbrühe auf, denn frisch geben sie einen verderblichen Saft und auch so noch haben sie eine schädliche Wirkung. Sogar ihr Geruch verursacht Schwere im Kopfe und obgleich man in manchen Gegenden die Äpfel ißt, so werden doch Unkundige, wenn sie zu lange daran riechen, stumm. Allzureichlich getrunken bringt der Saft sogar den Tod; wer ihn aber nach dem Verhältnis seiner Kräfte nimmt, fühlt eine einschläfernde Wirkung. . . . Man trinkt ihn auch gegen die Schlangen und vor Schnitten und Stichen (Operationen), damit man diese nicht fühlt, und bei manchen reicht schon der Geruch hin, um sie in Schlaf zu bringen. . . .“

Schon das Altertum kannte sie als starkes Zaubermittel. Man glaubte, sich mit ihrer Hilfe unsichtbar machen zu können und daß sie als Glücksbringerin „das Vieh im Stall versammle“; es bestand auch bereits ein umständliches Verfahren, die Wurzel unter dämonischer Vorschrift zu graben, die zum Teil später vom Mittelalter übernommen wurde. Die Zauberin Circe wandte einen Trank an, der die Gefährten des Odysseus verwandelte; nach allgemeiner antiker Ansicht war dies ein Absud der Alraune:

Und sie setzte die Männer auf prächtige Sessel und Throne,



Männl. und weibl. Alraune aus dem Ortus sanitatis, Mainz 1491

*Mengte geriebenen Käse mit Mehl und gelblichem Honig
Unter pramnischen Wein, und mischte betörende Säfte
In das Gericht, damit sie der Heimat gänzlich vergäßen.
Als sie dieses empfangen und ausgeleeret, da rührte
Kirke sie mit der Rute, und sperrte sie dann in die Köfen.
Denn sie hatten von Schweinen die Köpfe, Stimmen und
Leiber,*

*Auch die Borsten; allein ihr Verstand blieb völlig wie vormals.
(Od. 10, 233)*

Den Israeliten war sie als liebeerregendes Mittel bekannt, sie nannten die Alraune „Dudaim“, was Luther mit „Liebesapfel“ übersetzt:

Ruben ging aus zur Zeit der Weizenernte und fand Liebesäpfel auf dem Felde und brachte sie heim seiner Mutter Lea: Da sprach Rahel zu Lea: Gib mir von den Liebesäpfeln deines Sohnes einen Teil.

Sie antwortete: Hast du nicht genug, daß du mir meinen Mann genommen hast, und willst auch die Liebesäpfel meines Sohnes nehmen? Rabel sprach: Wohlan, laß ihn diese Nacht bei dir schlafen, um die Liebesäpfel deines Sohnes.

Da nun Jakob des abends vom Felde kam, ging ihm Lea hinaus entgegen und sprach: Zu mir sollst du kommen; denn ich habe dich erkauft um die Liebesäpfel meines Sohnes.

(1. Mos. 30, 14)

Als Aphrodisiakum war sie gleichfalls den Arabern unter der Bezeichnung „Satansfrucht“ bekannt. Man trank den Wurzelabsud auch, um schwanger zu werden, und zwar sollte ihre männliche Gestalt einen Knaben, ihre weibliche ein Mädchen entstehen lassen. Die Wurzel allein war das auch zu rein zauberischen Zwecken erstrebte Ziel. Sie hat tatsächlich eine bizarr-groteske Gestalt, und es ist ein leichtes, in ihr männliche und weibliche Figuren zu sehen, sodaß die Pflanze geradezu dazu auffordert, in ihr ein „Erdmännchen“ zu erblicken.

Schauerlich und teilweise unflätig sind die magischen Ansichten, die das Mittelmeer, welches durch die Kreuzzüge mit der Mandragora bekannt wurde, um die Alraunwurzel entwickelt hat. Sie wurde als das Produkt einer eiaculatio seminis angesehen, die ein Gehängter im Augenblick seines Todes haben sollte, und konnte demgemäß nur unter dem Galgen gefunden werden. Man mußte sie nachts graben, der Spaten mußte pünktlich um Mitternacht seinen ersten Stich in den Boden tun. Der Gräber war genötigt sich die Ohren zu verstopfen, denn beim Ziehen schrie die Alraune gräßlich. Das Ziehen geschah, indem man einen schwarzen Hund an die Wurzel band, das Tier kam dabei zu Tode. Einmal gewonnen, brachte die Alraune ihrem Besitzer Glück bei allen Unternehmungen, insbesondere besorgte sie ihm Geld ins Haus. Daher der Name „Heckmännchen“. Aber das tat sie nur, wenn sie ordnungsmäßig gepflegt wurde: alle Samstag mußte sie in Wein gebadet, bei jedem Vollmond frisch in Seide gekleidet werden. Trotzdem war sie unheimlich, sie

brachte auf die Dauer ihrem Besitzer schweren, oft gewaltsamen Tod, nachdem er schon die letzten Lebensjahre zum schmutzigen Geizhals geworden war. Den Frauen verschaffte sie Fruchtbarkeit und leichte Niederkünfte. Endlich fährt des Eigentümers Seele zur Hölle. Aber trotz all dieser Nachteile war die Wurzel hochbegehrt, besonders die mittelalterlichen Großen, selbst die Kaiser, hatten teilweise ganze Sammlungen von Alraunen, die prächtig gekleidet und versorgt waren. Einer solchen Nachfrage war der Import des Auslandes nicht gewachsen, und so fanden geschickte Betrüger bald ein Surrogat in der ebenfalls oft bizarr gestalteten Wurzel der Zaunrübe (*Bryonia dioica* und besonders *Br. alba*); die heutigen Museen enthalten noch eine Menge solcher Fälschungen. Oft genug ist dabei mit dem Messer der abenteuerlichen Gestalt noch nachgeholfen. Selbst in den „modernen“ Geheimwissenschaften spielt die Alraune noch eine Rolle.

Das unheimliche Ding war, wenn man es einmal hatte, keineswegs so leicht wieder los zu werden. Im Mittelalter wurde es vom Vater auf den jüngsten Sohn vererbt, der aber dafür dem Vater ein Geldstück in den Sarg legen mußte. Selbst wenn man die Alraune wegwarf, kam sie wieder. Die Literatur erwähnt die Alraunen oft, die letzte in gewissem Sinne grandiose Bearbeitung ist der Roman „Alraune“ von *Hanns Heinz Ewers*, dessen sich seinerzeit auch der Film bemächtigt hat.

In diesem Zusammenhang soll noch einmal die bereits erwähnte Ginseng-Pflanze der Ostasiaten genannt sein. Wir werden dieser exquisit magischen Pflanze später noch einmal begegnen. In der Heilkunde ganz Ostasiens ist sie hochangesehen und wird einmal zur allgemeinen Leistungssteigerung benutzt. *A. Eckardt* notiert: „Sam ist für den Ostasiaten geradezu unentbehrlich. Es gehört gewissermaßen zum täglichen Leben. Wir Europäer haben hierfür kein Analogon. Jeder sportlich eingestellte Asiate trägt sein Döschen in der Tasche und nimmt Pillen, um sich zu stärken, wenn er ins

Kino oder Theater, zu Vorträgen, langen Beratungen oder Unterhaltungen geht. Männer und Frauen genießen die Insam-Tabletten vor und nach dem ehelichen Akte. Die hoffende Mutter nimmt mit Vorliebe Ginseng-Marmelade und Ginseng-Wein, um das werdende Kind gesund und stark zur Welt zu bringen. Die reicheren Chinesen und Koreaner geben den Kindern, noch ehe sie der Muttermilch entwöhnt sind und andere Speisen genießen können, den Ginsengbrei zur Förderung im Wachstum. Bei Tisch wird oft eine Messerspitze Ginseng in die Suppe getan, und fragt man einen Sportler bis hinauf zum Schwergewichtler, vor oder nach seiner Sportleistung, was ihm am zuträglichsten ist, so antwortete er ohne Bedenken: „Insam“ (Ginseng).“

Diese Wurzel ist nun nicht nur ein allgemeines Kräftigungsmittel, sondern auch unentbehrlich bei Krankheiten aller Gebiete: immer wenn bei einem Leiden ein Schwächegefühl eintritt — und bei welcher wirklichen Krankheit wäre das nicht! — ist Ginseng gut, das typische Allheil- und Wundermittel und schon allein dadurch gekennzeichnet: solche Universalmittel gibt es nicht! Der Glaube jedoch versetzt bekanntlich Berge, und so dürfte sich denn auch die von den Asiaten behauptete Wirkung erklären. Unzweifelhaft ist auch dies eine Wirkung, aber sie entspringt keineswegs okkulten Kräften sondern erklärt sich ganz natürlich. Die von unserer heutigen Wissenschaft erkannten innigen Verknüpfungen des Seelischen mit dem Körperlichen sind es, die hier ausgewertet werden: habe ich Vertrauen zu einem Heilmittel, so beeinflusst es meine Erkrankung ungleich günstiger, als wenn ich es mit Mißtrauen ansehe; das ganze Geheimnis der okkulten Kurpfuscherei liegt in dieser Erkenntnis offen da!

Zaubertiere gibt es mindestens so viele wie Zauberpflanzen, wobei sich immer wieder beobachten läßt, daß es in der Regel dem Menschen schädliche oder ihrer Lebensgewohnheiten oder Stimmen wegen geheimnisvolle Tiere sind, die mit dem Geisterwesen in Verbindung gebracht werden; aber auch

Haustiere sind unter ihnen. Sehen wir uns einzelne Beispiele an.

Die Gans bekommt ihre mystische Bedeutung infolge der Ähnlichkeit mit dem geheimnisvollen Schwan. Gefieder, Blut, Knochen, Schmalz gelten als heilkräftig, vielfach gilt sie als Donnersvogel (Donar = Teufel), Hexen haben häufig die Gestalt von ihr angenommen, andererseits kann gerade sie behext werden. Letztere Ansicht hat noch 1848 (!) in einem Dorfe Mittelfrankens dazu geführt, daß man beim Herrschen einer allgemeinen Gänsekrankheit solche Behexung annahm und eines dieser unglücklichen Tiere lebendig über einem Dreifuß briet. Dadurch erlitt die Hexe solche Schmerzen, wie wenn sie selbst gebraten würde. Nicht nur Hexen, auch die Dämonen selbst können als Gans erscheinen, Bechstein berichtet:

„Am Kirchberg in Thüringen erblickte ein Mann eine schneeweiße Gans die ruhig ihres Weges ging. Er hielt sie für verirrt und wollte sie als guten Braten fangen. Immer wieder entschlüpfte sie jedoch seinen Händen und lockte ihn auf langer Jagd auf dem ganzen Kirchberg herum bis an das sogenannte Hausfeld, eine Stelle, die als Spukort bekannt war. Da entschwand sie plötzlich seinen Augen und er sah sich zu seinem Schreck an dem verrufenen Ort, von dem er eilends floh.“

Sie kann den Mädchen den Zukünftigen anzeigen. Deshalb stellen sich die Heiratslustigen im Sächsischen Erzgebirge Sylvester in einen Kreis, in dessen Mitte sich ein Gänserich mit verbundenen Augen befindet. Das Mädchen, dem sich das Tier zuerst zuwendet, wird auch zuerst Braut; Bräutigam ist der erste ihr begegnende junge Mann, nachdem sie in der Andreasnacht auf einem Kreuzweg Brot gegessen hat. Hexen und Wahrsagerinnen können Gansfüße haben, die „Sibyllen-Weissagung“ des 14. Jahrhunderts sagt:

*Da lebet ein Fraw, ein Weissagerin,
Die war gar weiß in ihrem Sinn,
Die was Sibylla genandt,*

*Und was von Gott erkandt,
 Das sie an den Sternen kundt sehen,
 Was vor dem jüngsten Tag soll geschehen
 Über wenig Tausend Jahr
 Das war ihr kund und offenbar.
 Die Frau war schön und auch reich,
 Sie hat einen Fuß der was gleich
 Recht als einer Ganss war,
 Deß schämet sich die Fraw gar sehr,
 Doch ging sie damit und stund
 Als noch die Leut mit den Füßen thund.*

(Zitiert nach K. Knortz)

Welch spukhaftes Tier! Die Bedeutung des Schwans, des germanischen Vogels der Weissagung — „es schwant mir“! — ist allbekannt, in unseren Märchen und Sagen wimmelt er herum, seine mystische Rolle geistert bis in Wagners „Lohengrin“. Ähnliche Bedeutung hat der Storch, der vielfach als verzauberter Mensch galt, Hauffs „Geschichte vom Kalif Storch“ erinnert noch einmal hieran. Er bringt dem Hause, auf dem er nistet, in der Regel Glück, ist der Fruchtbarkeitsvogel, verhütet den Blitzschlag und wacht grimmig über der ehelichen Treue der Bewohner. Rabe, Elster und Krähe sind ausgesprochene Hexenvögel, können auch selbst wahrsagen. Sie sind Unglücksvögel ersten Ranges, wie die Eulen. Mit dem Pflanzenzauber ist der Rabe — mehr allerdings noch der Specht — insofern verbunden, als er die schon dem Altertum als Zaubermittel bekannte Springwurz (Sprengwurz) beschaffen kann. Diese ist ein helleuchtend unter den Farnkräutern wachsendes Kraut, welches diese Vögel an sich nehmen. Man kann es ihnen abjagen oder abschmeicheln und ist dann im Besitze eines Mittels, vor dem alle Türen und Schlösser aufspringen und das seinen Eigentümer gegen Hieb und Stich „fest macht“. Eine höchst erfreuliche Pflanze also, aber leider allem Anschein nach sehr selten, sonst brauchten sich die Berufseinbrecher nicht so schrecklich mit den Verschlüssen der Safes herumzuquälen.

Böse Geister wählen häufig die Gestalt des Raben; im „Aktus VI“ des uralten „Puppenspiels von Dr. Faust“ unterschreibt Faust den Vertrag mit Mephistopheles, worauf dieser sagt:

„Nun, soll ich den Kontrakt abholen lassen?“ — „Nach deinem Gefallen.“ — „So beschwöre ich sogleich eine höllische Furie bei ihrer größten Pein und Plage, daß mir solche erscheinen und den Kontrakt abholen soll, denselben unserem Höllenfürsten Pluto zu übermachen. (Es kommt ein Rabe geflogen, nimmt den Kontrakt und fliegt damit zum Fenster hinaus).“

Wohl den tiefsten Ausdruck für die Dämonologie des Raben stellt ein Gedicht des unglücklichen, stets mit den Dämonen in der eigenen Brust kämpfenden amerikanischen Dichters E. A. Poe dar. Trotz seiner Länge sei es hier, in der Übersetzung von J. Bruck, wiedergegeben:

*Einst um Mitternacht, gar schaurig,
 Als ich dasaß, müd' und traurig
 Grübelnd ob des dunklen Sinnes
 Mancher längst vergessnen Mär —
 Da, vom Schlummer schier bezwungen,
 War es mir, als ob gedrungen
 Leises Pochen, schnell verklungen,
 Von der Tür des Zimmers her.
 „Ein Besucher“, sprach ich flüsternd,
 Schritt zur Tür des Zimmers her
 Dies allein und sonst nichts mehr.*

*Habe mir's gar wohl behalten
 Im Dezember war's, im kalten;
 Matter Gluten letzter Schimmer
 Strahlte vom Kamine her,
 Sehlichst wünschte ich den Morgen,
 Sucht' vergebens Trost zu borgen
 In den Büchern für die Sorgen
 Um die Maid, so hoch und hehr,*

Um die Maid, die „Leonore“
Nennt der Engel strahlend Heer;
Hier, ach, kennt sie niemand mehr.

Der Gardinen leises Rauschen
Weckte, schreckte mich beim Lauschen
Mit phantastisch-wilden Schrecken,
Schrecken, nie gefühlt vorher
Daß, um Ruhe zu gewinnen,
Ich aufs neu' begann zu sinnen:
Ein Besucher, welch' Beginnen!
Schritt so spät zur Türe her.
Dies allein und sonst nichts mehr.

Ward allmählich kühner, strenger,
Kein Bedenken trug ich länger.
„Herr“, so sprech ich, „oder Dame,
Um Vergebung bitt' ich sehr!“
Doch, vom Schlummer schier bezwungen
War es mir, als ob gedrungen
Leises Pochen, schnell verklungen,
Von der Tür des Zimmers her;
Wußt' nicht, ob ich recht vernommen
Und ich öffne auf Begeh'r —
Dunkel rings und sonst nichts mehr.

Spähend in die Nacht mit Bangen,
Stand ich staunend, furchtbefangen,
Zweifelnd, träumend wüste Träume,
Träume, nie geträumt vorher;
Doch das Schweigen wollt' nicht weichen,
Und die Stille gab kein Zeichen
Nur ein Wörtchen sondergleichen,
„Leonore“ klang es her;
Mir entrang sich's: „Leonore!“
Klang's im Echo hinterher;
Dies allein und sonst nichts mehr.

Als ich drauf zurück mich wandte,
Meine Seele in mir brannte;
Wieder hörte ich ein Pochen,
Etwas lauter als vorher.
„Sicher“, sprach ich, „wird sich's künden,
Dort am Fenster werd' ich's finden,
Werd' es schauen und ergründen,
Daß den Spuk ich mir erklär' —
s' ist der Wind und sonst nichts mehr.“

Fenster auf! — Und mir entgegen
Zog mit lauten Flügelschlägen
Ein an Jahren reicher Rabe
Majestätisch-ernst daher;
Ohne mich zu salutieren
Und den Boden zu berühren,
Stolz in Mienen und Manieren,
Schwang er sich von ungefähr
Zu der bleichen Pallasbüste,
Oberhalb der Türe, her —
Setzte sich und sonst nichts mehr.

Aber jetzt nach kurzer Dauer
Wandte sich der Seele Trauer;
Lächeln muß' ich ob der Würde,
Die der Vogel trug einher.
„Ging dein Helmbusch auch verloren,
Wardst du doch als Held geboren,
Der du von der Hölle Toren
Grimmen Ernstes zogest her.
Sag', wie ist dein würd'ger Name
Im Pluton'schen Schattenbeer?“
Sprach der Rabe: „Nimmermehr.“

Und ich wunderte mich weidlich,
Daß der Vogel sprach so deutlich,

Ob mich auch die kurze Antwort
Nicht befriedigte gar sehr;
Wird man mir doch gern gestehen,
Daß kein andrer je gesehen
Einen Vogel sich erhöhen,
Flatternd zu der Türe her,
Zu der bleichen Pallasbüste,
Oberhalb der Türe, her —
Solch 'nen Vogel „Nimmermehr“.

Und der Rabe auf der Büste
Sprach dies eine Wort als müßte
Seine Seele er versenken
In dies Wörtchen, trüb und schwer.
Wagte weiter nichts zu sagen,
Flüsternd hub ich an zu klagen:
„Andre Freunde flohn vorher;
Morgen wird auch er mich fliehen,
Wie mein Hoffen floh vorher!“
Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

Als das Schweigen er gebrochen
Durch die Antwort, so gesprochen,
Rief ich: „Was er mir verkündet,
Ist fürwahr die einz'ge Lehr',
Die sein Herr ihm einst gegeben,
Dessen unersprießlich Streben,
Dessen gramvergiftet Leben
Seufzt' im Liede, dumpf und schwer;
Der auf seiner Hoffnung Trümmern
Seufzt' im Liede dumpf und schwer —
Nimmer, nimmer, nimmermehr!“

Wieder wandelt sich die Trauer
In ein Lächeln. An die Mauer,
Tür und Büste gegenüber,

Rollte ich den Lehnstuhl her.
Dachte, mich ans Kissen schmiegend,
Mich in Phantasien wiegend:
„Warum kam, durchs Fenster fliegend,
Solch ein ernster Vogel her,
Solch ein hochbetagter, ernster
Grimmer, düstrer Vogel her,
Warum krächzt er: „Nimmermehr?““

Und so saß ich, grübelnd, munkelnd,
Doch dem Vogel, dessen funkelnd
Feueraug' ins Herz mir brannte,
Wohl verbergend mein Begehrt;
Dies und anderes erwägend,
Und mein Haupt, der Ruhe pflegend,
Auf das Sammetkissen legend,
Flackernd Nachtlicht drüber her —
Ach! Auf jenes Sammetkissen,
Flackernd Nachtlicht drüber her,
Drauf sie ruhn wird — nimmermehr!

Dann, so deucht mir, durch die Lüfte
Fluteten des Weihrauchs Däfte,
Von verborgnen Seraphshänden
Ausbreitet um mich her.
„Mensch, dein Gott will dich erheben;
Gottes Engel dich umschweben,
Daß vergessen sei fürs Leben
Leonore hoch und hehr!
Senke in der Lethe Tiefen
Ihren Namen hoch und hehr!“
Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

„Ha, Prophet, du weckst den Zweifel!
Doch Prophet, ob Tier, ob Teufel!
Ob die Hölle dich entsandte,

Ob die Windsbraut dich trug her!
Meines Wehes nicht zu schonen,
Mir genaht aus Regionen,
Wo der Seele Schrecken thronen,
Künde Wahrheit auf Begehr!
Find' ich Balsam noch in Gilead?
Künde Wahrheit auf Begehr!"
Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

„Ha, Prophet, du weckst den Zweifel!
Doch Prophet, ob Tier ob Teufel!
Bei dem Himmel, der uns decket,
Bei dem Gott, den ich verehr'!
Werd' ich, werd' ich — hab Erbarmen! —
Einst in Edens Licht erwarmen
An dem Herzen, in den Armen
Jener Maid, so hoch und hebr,
Jener Maid, die Leonore
Nennt der Engel strahlend Heer?“
Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

„Dieses Wörtchen sei die Brücke,
— Vogel, Teufel! — die zurücke
In die Wetter dich entführe
Zum Plutonschen Schattenheer.
Flieh', daß keine Spur mir künde
Deiner Lüge schwarze Sünde,
Daß ich Ruhe, Frieden finde
Flieh' auf Nimmerwiederkehr!
Wühl' nicht länger mir im Herzen
Und vergiß die Wiederkehr!“
Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

Und der Rabe weicht nimmer
Sitzt noch immer, sitzt noch immer
Auf der bleichen Pallasbüste

Überm Eingang wie vorher;
Seine Augen, Funken sprühend,
Wie 'nes Dämons Augen glühend,
Dessen Schatten, niederziehend,
Auf dem Boden flutet her.
Und mein Geist wird aus dem Schatten,
Der am Boden flutet her,
Sich erheben — nimmermehr!

Sogar unser kleiner netter Zaunkönig ist in den dämonischen Aberglauben gezogen worden: fügt man sein Herz in einen Messergriff, so ist die damit beigebrachte Wunde unheilbar, wäscht man sich mit dem warmen Blute des Vögelchens, so kann man am hellen Tage Geister sehen. Erfreulich ist im allgemeinen der Haushahn, sein Krähen ist ein mächtiger Abwehrzauber gegen Dämonen und Gespenster, sie müssen fliehen, wenn sie es hören. Manchmal haben böse Geister Hahnenfüße, was ihnen nicht immer lieb ist. Der Talmud berichtet, daß der Dämon Asmodi, als er in den reich assortierten Harem weiland König Salomons einschleichen will, Pantoffel anziehen muß, damit die Frauen seine Hahnenfüße nicht bemerken. Der Koran sagt sogar dem Teufel selbst derartige Füße nach. Übrigens ist der Harem des Hahnes gegebenenfalls auch eine brauchbare Sache: hat man das erstgelegte Ei einer schwarzen Henne in der Tasche, so erkennt man in der Kirche die Hexen, das siebente Ei einer solchen Henne kann man unter seiner eigenen Achsel ausbrüten, indem es ununterbrochen sieben Tage (sieben!) darunter läßt. Dann kommt ein kleiner Dämon aus ihm hervor, der dem „Brüter“ alle Wünsche im Leben erfüllt, schließlich aber die Seele fordert. Dem kann man entgehen, indem man ihn unbemerkt einem zweiten zuschustert und so fort, aber der siebente (sieben!) Herr wird es nicht mehr los, der Dämon bringt ihn endlich um. Gewiß keine sehr freundliche Handlungsweise, aber infolge des recht schwierigen Herstellungsverfahrens dürfte die Gefahr, heim-

lich einen solchen liebenswürdigen Gast („*Spiritus familiaris*“) zugesteckt zu bekommen, wohl nicht allzu groß sein.

Ich übergehe die Säugetiere im allgemeinen, obwohl sie — wie speziell die Hauskatze als ausgesprochenes Hexentier — in der Magie ebenfalls wohlbekannt sind. Dagegen soll noch von der zauberischen *Verwandlung von Menschen in Tiere* die Rede sein. Schon der Hexenhammer kannte das, wenn er auch der Meinung ist, daß nicht wirkliche Verwandlung vorliege, sondern lediglich Vortäuschung durch den Dämon:

„*Man liest nämlich in den Lebensbeschreibungen der heiligen Väter, daß einst eine Jungfrau lebte, die einem gewissen Jüngling nicht willfährig war, als er sie zur Unzucht verführen wollte. Der Jüngling, ärgerlich hierüber, ließ die Jungfrau durch einen Juden behexen, worauf das Mädchen in eine Stute verwandelt ward, welche Verwandlung nicht wirklich geschah, sondern durch Täuschung seitens des Dämonen, der die Phantasie und den Sinn des Weibes und derer, die sie anblickten, veränderte, so daß sie als Stute erschien, während sie doch ein wirkliches Weib war.*“

Das mag noch angehen; bis zu welcher Stufe des Unsinn dieser Glaube aber gelangte, zeigt ein Flugblatt des Jahres 1673:

*Erschrecklicher Fluch-Spiegel
oder entsetzliche Vorstellung*

*Eines unbarmhertigen und Gotteslästerlichen Menschen /
wie derselbe durch Gottes gerechtes Gericht
in einen abscheulichen Hund verwandelt worden /
Woran sich alle unbarmhertige Gotteslästerer und Flucher
bespiegeln sollen*

*Aus Prag von einer Geistl. vornehmen Ordens-Persohn
ausführlich berichtet / auch sonsten von vielen
Orten genugsam bekräftiget und Confirmiret im Jahr
Christi 1673*

*Daß der allmächtige Gott alle Laster und Bosheit / in-
sonderheit aber / daß anitzo so gar gemeine / und vor keine*

*Sünde mehr geachtete / Schweren / Fluchen und Gotteslä-
stern / nicht ungestrafft lasse / bezeuget die heilige Schrift
deutlich genug / sind uns auch deßwegen sonderliche Schreck-
Exempel vor die Augen gestellet. Weil aber die gottlose
Welt / solches wenig betrachtet / noch achtet / noch daraus
bessert / auch das verfluchte Laster / je länger je mehr ein-
reißt / und fast von den grösten Hauffen / vor keine Sünde
mehr will geachtet werden / als unterlasset der gerechte Gott
nicht / auch zu dieser unser Zeit / denen Gottlosen / zu wei-
len noch recht erschreckliche Exempel vor die Augen zu legen
/ ob sie etwan in sich gehen / und zur Buße sich wolten be-
wegen lassen. Ein solch traurig Spectacul / hat sich in dem zu
Ende lauffenden nechst verwichenen Jahr / etliche wenige
Meilen allhier von Prag / im Königreich Böhmen sehen lassen
/ welches / weil es von Gottes gerechten Rach / wieder die
Flucher und Unbarmhertigen eifrig prediget / mit Still-
schweigen auch nicht übergangen / sondern in aller Welt
kund gethan werden soll / was demnach die Begebenheit die-
ser schrecklichen Historie betrifft / verhält sich solche nach zu
unterschiedlich malen / eingeholten glaubwürdigen Nachricht
/ auff folgende weise: Ein sehr vornehmer Cavallier / welcher
umb seiner weitbekandten / Hoch-Adel Familien willen /
billig nicht zu nennen / hat zu Anfang des Christmonats N.
nechtsvergangenen Jahres / seine Unterthanen / zur Steur /
und Contribution / nach seinen Gebrauch starck angetrieben
/ unter solchen befindet sich eine arme Wittwe / welche ihr
unlängst verstorbener Mann / nebenst fünff Waysen / in
einen armseligen / elenden und jammervollen Zustand ge-
lassen / ihr gantz Vermögen / Nahrung und Reichthum /
war eine einzige Kube / also sie nun zur besagten Zeit / ebe-
ner maßen zur Contribution / mit gewaltsamer Hand ge-
trieben wurde / wuste sie in solchen Nöthen zu nicht anders
als Bitten und Flehen zu greiffen / womit sie das unbarmhert-
zige Hertz / ihres gestrengen Herren zu erweichen suchte / ihr
bitten war / man möchte doch nur so viel Gedult und Mit-
leiden mit ihr haben / biss sie / nach und nach / dem Rest ab-*

führete / damit sie nicht auf einmal / umb alles Vermögen und Lebens-Mittel gebracht würde, / die doch so gar gering / und in diesen einigen Kühlein bestünden / wovon sie sich samt ihren armen und elenden Kindern ernehrete / alleine es war alles vergebens / sie ward gezwungen diesen Unbarmhertzigigen / gedachtes Rindgen / in seinem Stall zu bringen / welches mit solchen kläglichen Geschrey / und bitterm Thränen vollbracht wurde / daß es einen Stein erbarmen möge. Die Gemahlin dieses Unmenschen / jammerte solches / sie versuchte auch eine bewegliche Intercession zu thun / er sollte doch das Elend / der armen / nackt und bloßen Weysen ansehen / welcher zorniglich antwortete / was gehen mich die nackten Hunde an / die mitleidige Vorbitterin fährt doch ferner fort / spricht / ach Herr er bedencke doch / sie haben ja nun nichts zu essen / der er gleich entgegen setzt / sie mögen fressen was andere Hunde fressen. Die arme Wittwe nahet sich indessen nochmals zu ihn / batt ihn auf den Knien / und umb des jüngsten Gerichts und der Barmhertzigkeit Gottes willen / Gedult mit ihr zu haben / die aber der grausame Unmensch ungestüm anfuhr / pack dich fort / erlege was du schuldig bist / alsdenn / und ehe nicht / solt du dein Begehrl erlangen / worauf das arme Weib / unverrichteter Sachen mit weinen und seuffzen abziehn muste / aber was geschieht / ehe drey Tag vergehen / fallen ihn etlich 60. Stück seines besten Viehes umb und sterben / worüber der Böswicht entrüstet / sich grausam gebärdet / dem Namen Gottes schrecklich fluchte / sich gegen den Himmel wandte / und in diese verfluchte Worte ausbrach. Du und kein ander hat mir diesen Possen gethan / O daß ich mich doch nur an dir rächen solte / mit solchen vermaledeyten Worten / eilt er in sein Zimmer und als ein rasend / oder besessener Mensch / ergreift er ein par Pistolen dieser und mehr grausamen Gotteslästerung / brennt er solche gegen den Himmel loß / als er aber hiermit nichts richten können / spricht er ferner gottloser Weise / ich weiß doch / daß ers (verstehe Gott) der elenden Bestie und ihrer Kuhe wegen gethan / alleine was gelts ich

will mich rächen / so wahr ich ein ehrlicher Cavallier bin / sie solt mir mit ihren nackten Hunden / daß todte Aaß einig und allein auffressen / ich will daß sehen wer ihr da helfen soll / wie wol sie dieses nicht einmal werth seyn / doch spricht er (nochmals gegen den Himmel) müssen mir solches gleich wol deine Hunde auffressen / wenns dir auch noch so leid wäre (verzeihe mir barmhertziger Gott solche Gottslästerung zu schreiben) aber sihe Gottes gerechtes Gericht / gleich in dem augenblick / verleurt er alle menschliche Sinnen / Gebärden und Ansehen / reist sich alle Kleider vom Leibe / und wird ein großer schwarzer langhäriger abscheulicher Hund / außer dem Kopf / welcher noch / wie er sonst gestalt gewesen / am Leibe aber in allem einem Hunde gleich / anitzo wird er auff einer sonderlichen Karretten herum geführet / und ist ein Schinder-Knecht ihn bestellt / der auff ihn warten / und das Aaß (denn er sonst nichts anders frist) bereiten / muß / bißhero ist er in der Gegend / von einem Kirchspiel / zum andern geführet worden / und hat seine Gemahlin / schon eine große Summa Geld auffgewendet / uff Almosen / Meß lesen / und andern dergleichen H. Gottesdienst / und Vorbitten bei Gott / ob ihn etwan wider dadurch möchte geholffen werden / und wiewol man sich befließen / wegen des hohen Geschlechts solches in Geheim zu halten / hat es aber doch in die Länge nicht sein wollen / in dem auch das gerechte Gericht Gottes / denen Muthwilligen / Boßhafftigen / Fluchern / Gotteslästerern und Unbarmhertzigigen / hierdurch ein sonderlich Exempel / und Buß-Spiegel / hat wollen vor Augen stellen etc.

gedruckt im Jahr Christi 1673.

Ein wunderschönes Bild über diesem Flugblatt zeigt den Erzbösewicht als Hund mit Menschenkopf, wie er vor einem Stück einer gefallenen Kuh traurig daliegt. Handelt es sich hier auch mehr um ein Strafgericht des Himmels, so ist doch der ganze Fall sehr bezeichnend dafür, was vom Volk treugläubig hingenommen wurde, und man braucht sich über

den Zauberglauben vom *Werwolf* keineswegs mehr zu wundern.

Der Wolf ist als Märchen- und Sagentier zur Genüge bekannt, ebenso aus der germanischen Mythe, und aus letzterer geriet er als dem Wodan heilig selbstredend später unter die Dämonen; er gehört zum „wütenden Heer“ (wilder Jäger), gilt also dem Teufel zugeordnet. Seine Lebensweise als den Haustieren höchst feindliches Raubtier und seine Gefährlichkeit für den Menschen selbst mußten ihn stets in Gegensatz zu diesem bringen. Der Werwolfgedanke ist jedoch keineswegs germanisch, sondern findet sich bereits im Altertum bei Skythen, Griechen und Römern in derselben Form, in der ihn das Mittelalter übernahm und dann weiter ausbaute. Plinius (VIII, 34) schreibt:

„Daß sich Menschen in Wölfe verwandeln und ihre frühere Gestalt wieder annehmen, müssen wir zuversichtlich für falsch halten oder alle Lügen, die aus so vielen Jahrhunderten auf uns gekommen sind, glauben. Woher übrigens diese Sage so fest bei dem großen Haufen eingewurzelt ist, daß er den Namen *Werwolf* als Verwünschung braucht, soll mitgeteilt werden. Euanthes . . . erzählt: die Arkadier berichten, daß aus dem Geschlechte eines gewissen Aethus immer einer durch das Los von der Familie gewählt und zu einem Teiche jener Gegend geführt werde; über diesen schwimme er, nachdem er seine Kleider an eine Eiche aufgehängt, und laufe dann in die Einöde, wo er in einen Wolf verwandelt werde und neun Jahre in der Gesellschaft der übrigen Tiere dieses Geschlechtes zubringe. Habe er während dieser Zeit sich von den Menschen entfernt gehalten, so kehre er zu demselben Teiche zurück und nehme, wenn er darüber geschwommen sei, seine frühere Gestalt wieder an, nur sei er in seinem Äußeren neun Jahre älter geworden. Fabius fügt noch hinzu, daß er auch dasselbe Kleid wieder anziehe. Es ist wunderbar, wie weit die griechische Leichtgläubigkeit geht. Es gibt keine so unverschämte Lüge, für welche sich kein Zeuge beibringen ließe. So erzählt Agriopas, welcher über die olympischen

Sieger schrieb, Demänetus von Parrhasia habe bei einem Opfer, welches damals die Arkadier noch durch Abschachtung eines Menschen dem lycäischen Jupiter (*Wolfjupiter*) brachten, von den Eingeweiden des geopfert Knaben gekostet und sich in einen Wolf verwandelt; im zehnten Jahr sei er wieder in seinen Athletenstand zurückgekehrt, im Faustkampfe aufgetreten und als Sieger von Olympia heimgegangen.“

Ganz besonderer Beliebtheit erfreut sich der Werwolfglaube bei den Slaven und den Zigeunern. Der Name bedeutet „Mannwolf“ — wer = althochdeutsch „Mann“ — es ist also damit zum Ausdruck gebracht, daß es Menschen geben kann, die sich in Wölfe verwandeln. Nicht nur Männer, auch Frauen haben diese wenig sympathische Fähigkeit. Die ganze Angelegenheit ist ein eigenartiges Gemisch magischer und astrologischer Gedankengänge, und wird durch eine sonderbare seelische Massenerscheinung, die Lykanthropie, noch kompliziert.

Meist nur für wenige Stunden verwandeln sich Männer, Weiber, selbst Knaben in Wölfe. Dies geschieht dadurch, daß sie sich aus der Haut eines Wolfes oder eines Gehängten einen Riemen gemacht haben, den sie um den Leib schnallen. Dieser Riemen muß sieben (!) Zungen an der Schnalle haben, oft sind die zwölf Tierkreiszeichen (!) in ihn gestickt; will der Werwolf die menschliche Gestalt wieder annehmen, öffnet er die Schnalle. Die Rückverwandlung geht aber nicht plötzlich, sondern allmählich vor sich, sodaß man bei der Verfolgung eines Werwolfs beispielsweise einen noch mit Wolfsschwanz behafteten Menschen im Bett finden kann. Ein derartiger Werwolf ist keineswegs immer freiwillig auf sein böses Tun verfallen. Oft genug ist ihm der Trieb angeboren, unter sieben (!) Söhnen einer Mutter wird sich stets ein Werwolf finden. Manchmal haben bei der Taufe die Paten ihre Pflicht nicht richtig getan, sondern statt an die heilige Handlung an Werwölfe gedacht, sodaß dem Täufling die Neigung zu seinem späteren Treiben übertragen wurde.

Das gleiche kann dem passieren, der ohne Wissen einen solchen Wolfsgürtel umschnallt. Auf jeden Fall ist das Tun des einmal in einen Wolf verwandelten Menschen gräßlich: In der Art dieses heißhungrigen Raubtieres saust er herum und reißt nicht nur die Haustiere, wo er sie kriegen kann, sondern auch den Menschen selbst. Gelegentlich hat er eine gewisse Gutmütigkeit, er zerfetzt dann nur menschliche Gegenstände, meist Kleider, die man ihm vorwirft, begnügt sich demnach mit einer Art symbolischer Handlung. An solchen Dingen kann man ihn auch in seiner menschlichen Gestalt erkennen; er hat zwischen seinen Zähnen Fäden und kleine Fetzen der Kleidung. Auch andere körperliche Verdachtsmerkmale zeigt solch ein Mann, er hat häufig zusammengewachsene Augenbrauen oder ein kleines Schwänzchen oder zwei Wirbel auf dem Kopf. Wird ein solcher Werwolf bei seiner Betätigung erschlagen, so weicht die Verwandlung sofort, es liegt ein toter Mensch da. Dasselbe ist der Fall, wenn es gelingt, den Gürtel zu zerreißen, alsdann nämlich steht plötzlich ein nackter Mensch vor der erstaunten Umwelt. Ihn zu verwunden, ist keineswegs leicht, häufig ist der Werwolf „fest“, sodaß man ihn nur mit magischen Waffen, Freikugeln, Geschossen aus Hollundermark und ähnlichem verwunden oder töten kann. Die Jagd auf ihn scheint also etwas kompliziert zu sein. Man kann den Bösewicht auch bannen: steckt man schnell vor ihm einen Degen in den Boden, sodaß die Degen spitze dem Werwolf zugekehrt ist, so kann dieser nicht mehr von der Stelle und wird bei Ablauf seiner Verwandlungszeit wieder zum Menschen. Am grimmigsten hausen die Werwölfe in den Zwölfnächten, die im Aberglauben aller Art eine große Bedeutung haben. Man darf in dieser Zeit nicht das Wort „Wolf“ aussprechen, sonst ist das Unglück schon geschehen. „Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt!“ Man kann dann nur in umschreibender Form von diesem Tier reden, und das soll, wie *Wutke* mitteilt, einmal dazu geführt haben, daß ein Bauer seinen Pfarrer, namens Wolf, in diesen Tagen mit „Herr Ungeziefer“ anredete.



Werwolf von Onoltzbach 1685

Obwohl es kaum glaubhaft erscheint, so hat es doch bis ins 18. Jahrhundert Prozesse und Hinrichtungen von Werwölfen gegeben. Im Jahre 1589 bekannte ein Peter Strung in der Nähe von Köln, daß er fünfzehn Knaben, zwei Weiber und einen Mann als Werwolf gerissen und ihr Gehirn verzehrt habe, ein Jahr später gab ein weiterer Kölner Angeklagter sogar dreißig Mordtötungen zu, die er gemeinsam mit seinem Vater begangen habe. Am 13. September 1628 wurde ein Philipp von Lannesdorf in Bonn verbrannt. Allerdings war er da schon tot, denn ein „Dämon“ hatte ihn im Gefängnis erwürgt. Er war ein Werwolf gewesen, der

Geistliche, der über ihn berichtet, hat einen „wunderbar starken Ledergürtel, der ihm gehörte, gesehen und in Händen gehalten, an dessen Ende eine wunderbare große Schnalle sich befand, wie man sie sonst an größeren Ketten findet.“ Der typische Werwolfsgürtel also. Philipp hatte auch einen überlangen Rosenkranz, in den er treten konnte und in dem ihn der Teufel hinbrachte, wo er wollte. In einem Hexenprozeß von 1717 in Mosheim im Salzburgischen erklärten eine ganze Reihe von Beschuldigten, daß sie sich zu Werwölfen gemacht hätten, diesmal war das Einschmieren mit einer schwarzen Salbe Verwandlungsmittel. Beziehungen zum Hexen- und damit eindeutigen Dämonenwesen sind auch sonst im Werwolfstum zu finden; manchmal nämlich haben diese Zauberinnen die häßliche Gewohnheit, Menschen, die bei zunehmendem Mond (!) geboren sind, nächtlicherwise Blut zu saugen. Diese Unglücklichen werden später mit Sicherheit Werwölfe.

Die psychologisch eigenartigste Folgeerscheinung der Werwolfgeschichte ist die Lykanthropie. Man versteht hierunter förmliche Epidemien, in deren Verlauf die Befallenen bellend und brüllend das Land durchzogen, sich auf Mensch und Tier warfen, sie töteten und von ihnen aßen. Eine solche Epidemie wurde schon 154 n. Chr. beobachtet, die schwerste spielte sich 1589 im Jura ab. Man hat zur Erklärung dieser Sonderbarkeit an das plötzliche Aufflackern perverser Triebe bei ganzen Menschengruppen gedacht. Es hat aber andererseits unter derartigen Lykanthropen scheinbar auch ganz muntere Schäker und Schürzenjäger gegeben. Jedenfalls berichtet die Erfurter Chronik von einem Werwolf, der 1555 Wochen hindurch „den Weibsleuten nachlief, sie herzte und drückte, ihnen aber keinen Schaden tat, doch erschranken manche vor ihm, daß sie todkrank wurden.“

Gelegentlich scheint man auch an andersartige Tiervandlungen aus zauberischen Gründen und mit Hilfe des Teufels geglaubt zu haben. Jedenfalls wird im Jahre 1593 ein Philipp von Reuß am Saarbrücker Stadtgericht gegen

einen Barthel Zimmermann klagbar, weil dieser den Reuß einen „Kater“ geschimpft habe. Reuß meint, das sei eine schwere Beleidigung, da „solche Worte Hals und Gebein antreffen und, da sie sollten erwiesen werden, zum Feuer gehörig seien.“ Man verstand nämlich unter „Kater“ einen Mann, der sich mit Hilfe des Satans in dieses Tier verwandeln konnte. Der Prozeß endete friedlich mit einer Abbitte des Beklagten Zimmermann (*A. Ruppertsberg*).

Mit diesen Werwölfen hat man es überhaupt nicht leicht; sind sie glücklich getötet, dann weiß man nicht, ob sie als *Vampire* oder „Nachzehrer“ wiederkommen. Allerdings wächst die Mehrzahl dieser nächtlichen Blutsauger auf einem anderen Holz, und zwar handelt es sich sehr oft um Menschen, die an ausgesprochenen Unglückstagen das Licht der Welt erblickt haben und die nun nach ihrem Tode noch lange Zeit frisch und unverwest im Grabe liegen, wobei sie das linke Auge geöffnet halten. Um sich aber in diesem „Halbdasein“ erhalten zu können, sind sie leider darauf angewiesen, allnächtlich zur Zeit der Gespenster ihr Grab zu verlassen und an Schlafenden Blut zu saugen. Infamerweise nehmen sie sich dabei zunächst die eigenen Familienangehörigen vor, allmählich auch die weitere Umgebung. Aber ihr Machtbereich geht nicht weiter, als man die Kirchenglocken hören kann, immerhin ein kleiner Trost. Man kann sich nur so schützen, daß man sie wieder ausgräbt und ihnen den Kopf abschlägt, den man dann zwischen ihre Füße legt. Dabei fließt frisches Blut aus der Schnittwunde, das beste Zeichen ihres bösen Treibens. *Wutke* schreibt, daß im 18. Jahrhundert tatsächlich noch eine Familie v. Wollschläger in Westpreußen sich von einem Vampir bedroht glaubte. Als kurz nacheinander mehrere Familienmitglieder starben — das Blutsaugen des Vampirs bringt die Betroffenen langsam unter die Erde — hielt man den zuerst Verblichenen für einen solchen Nachzehrer. Man hielt Familienrat und ließ durch einen Neffen dem Vampir den Kopf abschlagen, wobei ein mächtiger Blutstrahl hervorsprang. Vielfach gilt auch

der Erste, der an einer Seuche stirbt, für blutsaugerisch: er beschäftigt sich im Grabe zunächst damit, sein Leichentuch zu verzehren (so erklärt sich wohl auch unser deutscher Begriff „Nachzehrer“); danach geht er auf die Menschheit los. Im Schmalkaldischen gingen die Leute im 16. Jahrhundert gelegentlich einer Pest hin und hieben den Toten die Köpfe ab, im 19. Jahrhundert beim ersten Einbruch der Cholera in Preußen konnte die Behörde nur mit Mühe Ähnliches verhindern.

Mit diesen Vampiren verwandt und verschwägert ist die *Mare* (Mahrt, Nachmahr, Alp), ein teils als böser Dämon, teils als Gespenst aufgefaßtes Wesen, fast stets weiblich. In Gestalt von allerlei Tieren, wie Katze, Hund, Maus treibt sie sich tagsüber herum. In der Nacht dringt sie als Hauch, Schmetterling, Flaumfeder und was sonst nicht noch in das Schlafzimmer ein, nie durch geöffnete Fenster oder Türen. Dem Schlafenden, besonders wenn er auf dem Rücken liegt, legt sie sich von den Füßen her kommend, allmählich schwer auf die Brust, drückt ihm die Kehle zu, sodaß er nicht atmen oder schreien kann und quält ihn scheußlich. Sehr häufig sind es Hexen, die aus Boshaftigkeit ein so schlechtes Benehmen zeigen.

Es scheint, daß der Alp auch dem nächtlichen Wanderer gefährlich werden kann. Wenigstens finde ich im „Gespensterbuch“ von Apel und Laun nachstehendes wunderschöne Gedicht in der Art des „Küchengesangs“, bei dem Erlkönig Pate gestanden zu haben scheint:

Alp

*Am Weidenbusch, an dem schilfigen Teich
Ging Martha mit ihrem Kind:*

*„Ach, Mutter, was wird dein Gesicht so bleich?
Was eilst du so bang und geschwind?“*

*Sei ruhig mein Kind, der Wind bläst kühl,
Komm, hüll' in den Mantel dich warm.*

*Da krächzt es dumpf: Gib mir zum Spiel
Das Knäblein auf deinem Arm!*

*„Ach Mutter, hörst du die Eule schrein,
Wie sie krächzt: Komm mit, komm mit!“
Sei ruhig mein Kind, bald sind wir heim,
Wir eilen mit schnellem Schritt.*

*Gieb deinen Sohn mir, und willst du nicht,
So nehm ich ihn mit Gewalt.
Still zeichnet die Mutter des Kindes Gesicht
Mit des heiligen Kreuzes Gestalt.*

*Soll ich dein Kind nicht haben, so schau,
Wie Alp sein eignes dir bringt,
Und schnell aus dem Busche wälzt sich's grau
Und auf den Nacken ihr springt.*

*Und sie ängstet sich ab und stöhnt und keucht,
Gebeugt von der gräßlichen Last;
Und sie trägt bis sie mühsam den Hof erreicht,
Da sinket sie hin und erblaßt.*

Unter den *Mineralien* sind eine ganze Reihe zaubergewaltig. Da sind zunächst einmal die „Donnerkeile“, auch Gespensterkerzen, Teufelsfinger oder Wettersteine genannt; das Altertum nannte sie Keraunien nach dem an Gewittern besonders reichen Akrokeraunia, einem Vorgebirge am adriatischen Meer. Dort sollten sie bei Gewittern vom Himmel fallen. Diese schlanken glatten Steine hatten viele schöne Eigenschaften; man konnte sich mit ihrer Hilfe unsichtbar machen, war vor Blitzschlag behütet, konnte sie pulverisiert gegen Gelbsucht und Krämpfe brauchen und Kindern in die Wiege legen, damit sie vor den üblichen Kinderkrankheiten verschont blieben. Denn was vom Himmel fiel, mußte doch zauberkräftig sein. Leider fallen die Donnerkeile aber nicht vom Himmel. Sie sind nichts anderes als die versteinerten Mantelschulpe ausgestorbener Tintenfische und heißen wissenschaftlich Belemniten.

Ähnlich ist es mit den „Zungensteinen“, die in magischem Sinne als „Heilmittel“ hoch beliebt sind, und die versteinerte Schlangenzungen sein sollten. In Wirklichkeit handelt es sich um die Zähne ausgestorbener Haifische. Eine dritte derartige Versteinerung, die Steinkerne der Schalen fossiler Seeigel, die „Krötensteine“, hielt die Magie für wunderbar geeignet, Gift zu entdecken. Kamen sie in die Nähe eines Giftes, so schwitzten sie. Auch hatten sie die erfreuliche Eigenschaft, die Eingeweide ihres Herrn von allen Unreinigkeiten zu säubern, während die Stacheln der Seeigel der Vorzeit, die „Judensteine“, dem Altertum schon unter dem gleichen Namen, „lapides judaici“, bekannt, die Blasen- und Nierensteine zum Verschwinden brachten.

Die Tierwelt trägt zum Nutzen der notleidenden Menschheit ihr Scherflein bei. Haben die Schwalben sieben (!) Jahre hintereinander in demselben Neste gebrütet, so lassen sie dankbar den „Schwalbenstein“ zurück, der infolge seiner magischen Kraft Augenleiden und Fallsucht — eine etwas eigenartige Zusammenstellung — verhindert. Wesentlich beschwerlicher ist es, an den „Rabenstein“ zu gelangen. Will man ihn haben, muß man an das Nest eines hundertjährigen Raben steigen, ein männliches höchstens sechs Wochen altes Junge töten und sich die Stelle genau merken. Jetzt holt der alte Rabe den Stein aus dem Meere und sofort wird der Baum unsichtbar. Man klettert hinauf und hat den begehrten Artikel, der auch den Menschen unsichtbar macht. Aber es ist doch ein zweideutiger Besitz; dem Eigentümer droht es, daß ihn nach dem Tode der Teufel holt.

Wesentlich größere Bedeutung für die heutige Zeit hat die Magie der Edelsteine, auch so ein Überrest aus Antike und Mittelalter, der sich mit unglaublicher Zähigkeit hält, zumal wieder die Astrologie der Magie hilfreich die Hand reicht. Das schon angezogene „Kreuterbuch“ von Lonicerus-Uffenbach bemerkt:

Diamant: „Seine größte Tugend ist in Gold / Silber und Stahel / darinn an lincken Arm gebunden / ist er gut wieder

Unsinnigkeit und für die ungezähmte Thier / wider Krieg / Hader und Gift / Anlauf der Fantasey und bösen Geistes.“

— *Achat: „Angetragen macht er wol reden / weiß / lieblich und angenehm. Zum Haupt eines Schlafenden gelegt / zeigt er ihm vielerley Bildungen der Träume.“* — *Rubin: „Der ihn bei sich trägt / ist für bösen forchtsamen Träumen sicher.“* — *„Granat macht das Hertz frölich und vertreibt die Traurigkeit.“* — *Chalzedon: „Sein Krafft ist wider die böse Gespenst / Traurigkeit und Forcht / und macht den Menschen sieghafft.“* — *Saphir: „Er macht freudig / frisch / mild und andächtig / stärckt das Gemüth in guten Dingen. Zum Frieden ist er Gnadenreich.“* — *Korallen: „Corallen an Hals gehencket / seynd gut für böse Gespenst und für die Fallende-sucht / und werden also für dieselbige eingegeben.“* — *Hyacinth: „An Hals gehencket / oder am Finger getragen / macht er angenehm und Gunst. Sein Krafft dienet wider Gift und Zauberey / gibt gute Vernunft und Freude dem Herten.“*

Die magische Bedeutung der Edelsteine findet sich bereits bei Moses. Bei der Beschreibung der hohenpriesterlichen Kleidung heißt es im 2. Buch, 28, 15:

Das Amtsschild sollst du machen nach der Kunst . . . und sollst's füllen mit vier Reihen voll Steine. Die erste Reihe sei ein Sarder, Topas, Smaragd; die andere ein Rubin, Saphir, Demant; die dritte ein Lynkurer, Achat, Amethyst; die vierte ein Türkis, Onyx, Jaspis.

Die alten Griechen übernahmen den orientalischen Steinzauber bedingungslos, auch seine astrologische Unterma- lung, die in der Aufstellung der sogenannten Monatssteine ihren besonderen Ausdruck fand und in dieser uralten Form noch heute ihre Gläubigen hat:

Januar: Hyacinth, Granat. — Februar: Amethyst. — März: Jaspis, Heliotrop, Turmalin. — April: Saphir. — Mai: Achat. — Juni: Smaragd, Mondstein, Chalzedon. — Juli: Onyx, Sardonyx, Rubin. — August: Karneol, Sarder. — September: Chrysolith. — Oktober: Aquamarin, Beryll. — November: Topas. — Dezember: Chrysopras, Türkis.

Diese Liste der „Glücksteine“ des Tierkreises (nach *H. Frieling*) dürfte die gebräuchlichste sein, im einzelnen schwanken die Gläubigen etwas hinsichtlich der Steine. Jeder moderne Juwelier kennt diese Dinge genau und hält entsprechend aufgemachte astrologisch-magische Edelsteine feil, wobei in Zeitungsinserten der „streng wissenschaftliche Charakter“ der Steinzusammenstellungen gebührend hervorgehoben wird. Zahlungskräftige Leute des Mittelalters behingen sich gleich im engros mit den Zaubersteinen: so wird von einem Dietrich von Glatz erzählt, daß er einen goldbeschlagenen Wundergürtel mit über fünfzig solcher Edelsteine besaß, der ihm Ehre, Glück, Ansehen, Sieg und Unverletzlichkeit garantierte. Ein glücklicher Mann! Der Diamant hat sogar Napoleon I. als Glücksstein stets begleitet, auch von Teilnehmern des ersten Weltkrieges ist ähnliches bekannt. Der Rubin stand im Ruf, stets jung zu erhalten, Peter der Große von Rußland schwor auf ihn und hatte stets einige Rubine in der Tasche, während Elisabeth von England es mehr mit dem Saphir hielt. Das Prinzip der „Entsprechungen“ haben auch die Edelsteine: alle, die geheimnisvolle Beziehungen zum Blut haben, die „Blutsteine“, sind selbstredend rot, alle gelblichgrünen Steine, wie Chrysoberylle, waren gut gegen Leber- und Gallenleiden. Geschliffener Aquamarin wirkte als Zauberspiegel; sah man hinein, konnte man die Zukunft erkennen, ganz zu schweigen von sonstigen nützlichen Eigenschaften dieses Steins. Chalzedon hat die magische Kraft, Feinde zu überwinden und vor Sünden zu bewahren. So gibt es des okkulten Geheimnisses noch viel um die Edelsteine, aber auch die humoristische Ader bekommt ihren Anteil mit, wenn wir in einem mittelalterlichen Traktat lesen:

Will tu wissen, ob eins eine Junkefrawe sei oder nit, so nim diesen Stein (Achat) und zerstoß ihn zu Pulver und gib dies einer Jungfrawen ihr unwissende ein. Ist sie ein rein Jungfrawe, so hält sie den Harn bei ihr. Ist sie kein rein Jung-

fraw mehr, so muß sie ihren Harn abschlagen wider ihren willen.

„Blut ist ein ganz besonderer Saft“ sagt Mephisto, und so hat denn auch der *Blutzauber* von je bei allen Völkern sich in ausgeprägtem Maße gefunden. Einerseits behauptet man, daß es magische Heilkräfte in sich berge und in diesem Sinne ist es in Antike, Mittelalter und Neuzeit als Mittel speziell gegen Fallsucht verwendet worden. Der Kranke muß Blut, möglichst Menschenblut, trinken. Sogar in unserer Zeit ist dieser Glaube noch nicht tot. Im Gebiet der eigentlichen Zauberei finden wir die Verwendung des Menschenblutes vielfach. Im alten Rom war es nicht selten, daß man das Blut eines gefallenen Gladiators trank, um sich so seine Kraft und Gesundheit einzuverleiben, die Benutzung des Blutes der Geliebten zu Zwecken des Liebeszaubers ist Legion. Auch umgekehrt kann ein Abgewiesener sich durch das Blut der ihn Verschmähenden rächen. Er muß sich ein Stück Hemd mit Blutflecken verschaffen und dieses in dem Augenblick in einem Schloß verschließen, wo der Priester bei der Eheschließung mit dem Nebenbuhler das Amen spricht. Solange dieses Schloß verschlossen bleibt, wird dem jungen Ehepaar der Kindersegen verwehrt sein.

Die Vossische Zeitung berichtet 1731 über einen Fall des Blutgenusses als „Heilmittel“:

„Dresden, den 12. Februar. Bey der am verwichenen Dienstag erfolgten Enthauptung des Unter-Officiers Jacobi hat eine junge Weibes-Person, welche mit der fallenden Sucht behaftet gewesen, nach erlangter Erlaubniss, einen guten Theil von dessen warmen Blut, um dadurch curiert zu werden, zu sich genommen, welcher dann hierauf Platz gemacht worden, daß sie durch beständiges Lauffen die verhoffte Würckung davon erlangen möchte.“

Um das begehrte Menschenblut zu erlangen drängten sich bis in die Neuzeit herein die Menschen bei öffentlichen Hinrichtungen an das Schafott um Tücher in das Blut des Ge-

richteten zu tauchen. *Hellwig* schreibt darüber: „Bei der Hinrichtung einer Giftmischerin im Jahre 1859 bei Göttingen durchbrach das Volk das von hannoverschen Schützen gebildete Viereck, stürzte sich auf das Schafott und suchte sich in den Besitz des Blutes der Hingerichteten zu setzen. Auch in Hanau stürzten sich im Jahre 1861 bei der Hinrichtung eines Raubmörders viele Menschen auf das Blutgerüst und tranken von dem rauchenden Blute. Als der Mörder Hinz am 16. April 1844 bei Tönning hingerichtet wurde, trank der an Epilepsie leidende Sohn eines Landmanns mit Erlaubnis des aus Oldenburg gekommenen Scharfrichters von dem Armensünderblut. Wie mir eine Reihe von Gefängnisbeamten brieflich mitgeteilt haben, sind derartige Fälle bis in die neueste Zeit vorgekommen oder doch wenigstens versucht worden“ (geschrieben 1914).

Ganz besonders verhängnisvoll ist der Glaube an die Zauberwirkung des Blutes dadurch geworden, daß er sich mit der eindeutigen Zauberpraxis und mit dem Hexenglauben verknüpft. Aus dem Anfang unseres Jahrhunderts sind noch — aus Serbien und Süditalien — Mordtaten bekannt geworden, wo einziger Zweck des Mordes die Beschaffung von Menschenblut zwecks Hebung verborgener Schätze gewesen ist. Das Blut von Kindern wurde zu der berüchtigten „Schwarzen Messe“, von der noch zu reden sein wird, angewandt, Hexenblut galt als Heilmittel für „angehexte“ Krankheiten. *Hellwig* ist ein solcher Fall noch aus dem Jahre 1908 zur Kenntnis gekommen: „Die in Lötzen (Oberschlesien) wohnende Arbeiterfrau S. war längere Zeit nervenkrank. Vergeblich wandte man allerlei Mittel an. Da gab eine kluge Frau vor, die Ursache des Leidens und auch die Mittel zur Heilung entdeckt zu haben. Die Kranke war nach ihrer Meinung von einer Nachbarin, die sie genau bezeichnete, behext. Um zu genesen, sollte sie ihr Gesicht mit dem Blute der Hexe einreiben und sodann ein Stück von dem Kleide der Hexe verbrennen. Die Kranke war damit einverstanden. Die vermeintliche Hexe wurde

unter einem Vorwand an das Bett der Frau S. gerufen, hier von deren Ehemann festgehalten, während ihr die Kranke das Gesicht zerkratzte und das Kleid zerriß. Eine Strafanzeige wurde nicht erstattet, die Abergläubischen mußten aber die angebliche Hexe reich entschädigen.“ *Hellwig* erwähnt noch zwei weitere ähnliche Beobachtungen aus dem Jahre 1883 und 1904, beide aus dem „Land der Dichter und Denker“!

Einen schönen poetischen Ausdruck hat die magische Verwendung von Menschenblut im „Armen Heinrich“ des Minnedichters Hartmann von Aue (um 1200) gefunden. Es ist die Geschichte einer reinen Jungfrau, die ihr Blut einem Kranken opfern will, da der Arzt „Jungfernblut“ zur Heilung des Aussatzes (Lepra) benötigt:

*„Ich ließ euch nicht verderben ja,
Wenn nur das Mittel euch zum Heil
Auf einem Markte stünde feil,
Und wenn mit irgend welchen Dingen
Man's wirklich könnte an sich bringen.
Das kann nun leider nimmer sein;
Drum bleibt euch, Herr, die Hilfe mein
In eurem Leiden doch versagt.
Ihr bedürft einer Magd,
Die ehrbar, keusch und tugendrein
Des freien Willens möchte sein,
Daß sie um euch den Tod erlitte.
Nun ist es nicht der Leute Sitte,
Daß jemand das mit Freuden tu';
Gehört doch andres nicht dazu,
Als des Mädchens Herzenblut:
Das wäre eurem Leiden gut.“*

Das Mädchen findet sich aber doch, es ist eine Bauern-
tochter, die den armen Heinrich liebt und sich ihm zum
Opfer geben will:

*Und so sprach die süße Magd:
„Hat uns nicht der Herr gesagt,*

*Daß er noch zu retten sei?
Liebste Eltern, laßt mich frei!
Ich bin zu dem Mittel gut
Bin ein Mädchen, habe Mut;
Eh' ich sehe ihn verderben,
Will ich für ihn lieber sterben!“*

Aber im letzten Augenblick, als die Jungfrau schon auf dem Tisch des Arztes liegt, um getötet zu werden, verbietet der arme Heinrich das Opfer, wird von Gott um seiner Ent-sagung willen vom Aussatz befreit und heiratet die junge Maid.

Kurze Erwähnung sollen noch zwei der ältesten und wichtigsten Zauberarten finden. Zunächst der *Bildzauber*, worunter man die Nachbildung des zu bezaubernden Gegenstandes, meist des Menschen, in Form einer kleinen Puppe versteht. Dem Material — Ton, Wachs und ähnliches — sollen möglichst Körperbestandteile des zu Bezaubernden beigemischt sein, wie Schnitzel der Nägel oder Haare oder sonst irgend etwas, was ihm zum Gebrauch gedient hat. Ist ein solches Abbild unter den nötigen Beschwörungsformeln verfertigt, dann hat es dämonische Kraft. Was man ihm antut, erleidet auch das Original. In den zwanziger Jahren habe ich im Hafen von Neapel die Folgen eines solchen Bildzaubers gesehen: einige scheinbar müßig herumstehende Matrosen eines ausländischen Dampfers fielen plötzlich über eine ältere des Weges kommende Italienerin her und verprügelten sie unbarmherzig, ohne daß das Volk sich genötigt sah, einzugreifen. Man sah vielmehr ruhig zu. Die Frau wäre tatsächlich wenigstens halbtot geschlagen worden, wenn sich nicht zwei Polizisten ihrer angenommen hätten. Es stellte sich dann heraus, daß es sich um einen regelmäßig im Hafen anlegenden Dampfer handelte, und daß einer der Matrosen eine kleine Neapolitanerin, der einst sein ganzes Herz gehört hatte, schnöde im Stich gelassen hatte. Ihre Mutter beschloß, sich zu rächen und hatte einen solchen Bildzauber verfertigt, den ich zu Gesicht bekam. Es war eine kleine Matrosenpuppe, in deren

Herzgegend mehrere große Nadeln steckten. Also mußte der Treulose einem baldigen Tod verfallen. Diese Puppe hatte sie, wohl nachts, an dem Tau befestigt, mit welchem das Schiff auf der Mole festgemacht war und so hatten die Matrosen sie gefunden. In Deutschland nannte man diese Puppen „Atzmänner“, und der Glaube an solche Zaubermöglichkeit ist allgemein. Wie das Ganze auf dämonischem Wege vor sich geht, lehrt der Hexenhammer:

„So wird auch, wenn ein Zauberer zu jemandes Behexung ein wächsernes Bildnis oder etwas Ähnliches macht, oder wenn durch jemandes Hexerei in Wasser oder Blei ein Bild erscheint, jedwede Belästigung, die einem solchen Bildnis zugefügt wird — und die Erfahrung lehrt, daß derlei an einem bildlichen, d. h. behexten Menschen geschieht — nämlich ein Stich oder jedwede andere Verletzung, wiewohl die Verletzung tatsächlich (nur) dem Bildnisse durch die Hexe oder einen anderen Menschen beigebracht wird, und der Dämon unsichtbar den behexten Menschen in derselben Weise verletzt, dennoch nach Verdienst der Hexe zugeschrieben, weil Gott dem Teufel niemals gestatten würde, ohne sie eine Verletzung anzutun und der Teufel für sich nicht versuchen würde, jemand zu verletzen.“

Eine scharfsinnige Beweisführung. Man muß doch wohl annehmen, daß die Herren Verfasser des Hammers mit dem Teufel und den Dämonen auf du und du gestanden haben, da sie über die Gepflogenheiten dieser bösen Geister so überaus genau Bescheid wissen.

Ebenso uralte, beliebt und weit auf der Erde verbreitet ist das *Knotenknüpfen*. In bestimmter, sehr oft kreuzförmiger Weise, unter Murmeln von Zauberformeln werden, besonders in den Zwölfnächten, in Fäden oder Stricke Knoten geknüpft, die, ähnlich dem Bildzauber, die magische „Verschließung“, das heißt Unmöglichmachung irgend einer Angelegenheit zur Folge haben. Das beabsichtigte Werk kann erst durchgeführt werden, wenn der dämonische Knoten wieder gelöst ist. Eine Spezialität dieser Knotenschürzerei ist

das Nestelknüpfen, welches, während einer Trauung vorgenommen, den jungen Ehemann an der Ausübung seiner ehelichen Pflicht verhindert, solange der Nestel nicht gelöst ist. Das Brautpaar kann Gott sei Dank einen Gegenzauber ausüben, indem es sich bei der Trauung so dicht nebeneinander stellt, daß eine Hexe nicht dazwischen durchschlüpfen kann. Das Nestelknüpfen galt im altdeutschen Recht als schweres Verbrechen, und das Konstanzer Konzil drohte dem Täter die Enthauptung an.

Eine ganz umfassende Rolle spielt die *Magie im Liebesleben des Menschen*, man kann ohne Übertreibung behaupten, daß die Vorgänge der Fortpflanzung bei keinem Volk der Erde, sei es Natur- oder Kulturvolk, von zauberischen Vorstellungen frei sind. Es ließe sich ein Buch allein über diese eine magische Frage schreiben. Hier können nur wenige Beispiele gegeben werden.

Die Erwerbung der Liebe durch Zaubersprüche an den Mond ist allbeliebt, kein Mädchen wird erfolglos bleiben, wenn es an den zunehmenden Trabanten die Worte richtet: „Grüß dich Gott, lieber Abendstern; ich seh dich heut und allzeit gern; scheint der Mond übers Eck meinem Herzallerliebsten aufs Bett: laß ihm nicht Rast, laß ihm nicht Ruh, daß er zu mir kommen mu“ (*Wutke*). Oder man wendet den Sudzauber an: siedet man in einem Kessel unter Murmeln von Zaubersprüchen Haare oder Teile von Kleidungsstücken der geliebten Person, so überfällt diese unwiderstehliches Liebesverlangen und sie muß umso schneller an die Stelle des Sudkessels laufen, als in diesem die Flüssigkeit kocht. Welche Primitivität auch hier wieder in dem magischen Betrieb herrscht, zeigt ein Beispiel: als besonders liebeerregend gilt die Alraunwurzel. Weil nun das Wort Mandragora in der Friauler Mundart der Bezeichnung für den Salamander gleicht, so ist dort einfach dieses Tier als Ersatz für die Alraune eingetreten, und siehe da — es tut den gleichen Dienst; wenigstens behaupten das die Friauler. Die Anwendung von Bestandteilen des eigenen Körpers oder des der

Geliebten zum Liebeszauber ist sehr groß — und, wenigstens zum Teil, außergewöhnlich unsauber und ekelierend. Nägelschnitzel, Haare, Speichel und Schweiß sind noch die vornehmeren Mittel, die man in Speise und Trank dem gewünschten Objekt — natürlich heimlich — beibringen muß, um es unweigerlich an sich zu fesseln. Die übrigen hierzu angewandten Körperprodukte (besonders das weibliche Geschlecht ist groß darin!) können nicht mit Namen genannt werden. Wenn die Liebhaber und Geliebten wüßten, was sie in den verschiedenen Jahrhunderten an solchen edlen Dingen alles geschluckt haben! Selbst heute noch! Die Bereitung der „Liebestränke“ aus der „Dreckapotheke“ blüht immer noch. Daß der oben genannte Bildzauber keineswegs nur ein Instrument der okkulten Rache ist, sondern genau sogut als liebeerzeugend sich verwenden läßt, ist natürlich. Pflanzen und Stücke von Tierkörpern leisten recht oft gute Dienste: berührt ein Mädchen einen Burschen heimlich mit einer Fledermauskralle und betet dabei ihr Sprüchlein, so ist er ewig an sie gefesselt. Umgekehrt kann er ihr mit einem „Liebeshaken“, das heißt dem Oberschenkelknochen eines Frosches von oben nach unten über den Rücken fahren — und er hat sie! Er kann sie aber mit dem gleichen Instrument auch wieder los werden, er muß ihr dann nur von unten nach oben über den Rücken streichen. Für Casanovanaturen ist der Liebeshaken wenig geeignet, er verliert schon nach der dritten Benutzung seine Kraft. Etwas locker gewordene eheliche Bindung wußte die Frau des Mittelalters trefflich wieder zu festigen, indem sie auf ihrem entblößten Gesäß Brotteig kneten ließ und dem Herrn Gemahl dieses Brot zu essen gab. Eine liebliche Mischung von Bildzauber und Dreckapotheke kennen die Zigeuner (nach *Whislocki*): Das Mädchen backt aus Teig unter Zugabe von Speichel, Blut, Nägeln und Haaren des Geliebten eine menschliche Figur, tauft sie auf den Namen des Freundes und vergräbt sie bei zunehmendem Mond an einem Kreuzweg. Dann verrichtet sie über der Stelle ein kleines Bedürfnis und spricht: „Peter, ich

liebe dich. Wenn verfault dein Bildchen ist, sollst du mir wie der Hund der Hündin, also Liebster sollst du mir nachlaufen.“ Unter den Pflanzen sind es — getreu der Lehre von der „Entsprechung“ — die entschieden unanständig geformten, wie die Stinkmorchel, der Kalmus, das Zehenkraut, die zum Liebeszauber gut sind. Bei Tieren, die auf dem Liebesgebiet als recht lebhaft bekannt sind, Hahn, Katze, Stier, müssen die spezifischen Organe herhalten, in Spanien drängen sich nach jedem Stierkampf die Liebeglühenden heran, um die begehrten Organe der getöteten Stiere zu Zaubierzwecken käuflich zu erwerben. Die mittelalterlichen Rezepte zu Liebesspeisen und -tränken sind ihrer ungewöhnlichen Eindeutigkeit wegen nicht wiederzugeben.

Welche unglaublichen Ingredienzien der Liebeszauber der Renaissance benutzte, zeigt eine Stelle des sogenannten „Zoppino-Dialogs“. Dieses Zwiegespräch, das sich mit dem Leben und der Genealogie aller Kurtisanen Roms befaßt, erschien 1539. Der Verfasser ist unbekannt; längere Zeit glaubte man, den berühmt berüchtigten Pietro Aretino als Autor in Anspruch nehmen zu können. In dem Dialog sagt der Kuppler Zoppino:

„Sehen sie (die Kurtisanen), daß ihre Freunde im Schenken nachlassen, so nehmen sie alsbald ihre Zuflucht zu den jüdischen Hexen und Zauberinnen, bezahlen sie ausschließlich mit deinem Gelde und verschaffen sich dafür Dinge, die dir den Beutel leeren, und weder Furcht noch Gefahren vermöchten sie zurückzuschrecken, soferne sie nur sicher sind, daß dein Geld es ist, was dafür aufgeht . . . Wenn du bei einer anderen stehenbleibst oder mit ihr sprichst, wollen sie gleich einen Zauber auf dich werfen und eilen auf die Kirchhöfe und zu den Gräbern. Dort finden sie die Kräfte und Köder, womit sie dich fesseln und umgarnen und dich zum früheren Zustand zurückführen, der durch den Friedensschluß unter der Bettdecke besiegelt wird. Wie viele von ihnen habe ich auf entlegenen Fußpfaden mit Totenschädeln und Leichenkleidern beladen gesehen! Wie viele mit



Römisches Zaubergerät mit Darstellungen der Göttin Hekate und Zaubersprüchen. 3. Jhdt. n. Chr. Bronze



Crispin de Ponce
 (in Martin de Vos)
 Verfertigungskunst
 1600

Tafel VI

kleinen Zangen, Scherchen und Pinzetten ihre Taschen mit
 Zähnen füllen sehen, die sie aus den verfaulten Kiefern der
 Gehenken gezogen hatten, denen sie häufig auch den Stricke
 und die Schuhe abnehmen. Auch habe ich sie ganze Stücke
 und die Schuhe abnehmen. Auch habe ich sie ganze Stücke
 des vermodernden Fleisches wegtragen sehen, das sie dir
 dann unter Beschwörungsformeln zu essen geben. Diejenigen
 unter ihnen, die du für die vornehmsten hältst, habe ich den
 Toten die Gewänder, die sie ihnen vom Leibe geschnitten,
 wegnehmen und ihnen die Haare ausreißen sehen, auch bin
 ich ihnen beim Lichte des Mondes, den sie beschworen hatten,
 begegnet, wie sie mit aufgelösten Haaren oder nackt mit den
 seltsamsten Gebärden und hexenmäßigem Gebaren Worte
 sprachen, die wiederzugeben ich zitterte, Beschwörungen, in
 denen das Wort Teufel das frömmste ist. Wie viele habe ich
 ferner barfuß und allein mit irgendeinem gestohlenen Mes-
 ser Figuren auf der Erde zeichnen und den Boden mit tau-
 send Bändern ausmessen und, indem sie sich den Rücken oder
 die Kleider, die sie an hatten, aufschnürten, andere nach Ge-
 fallen zusammenschnüren sehen! Und was sagst du dazu, daß
 ich vergangene Nacht eine dieser Stillerrinnen des Liebesver-
 langens eine Lampe davontragen sah, die sie von einem Kru-
 zifix weggestohlen hatte, um in dem Öl derselben deine
 Haare oder ein dir entfremdetes Hosenlatzbündel oder Nä-
 gelabschmitzel zu sieden und Ziegel- oder Magnetsteine da-
 mit zu benetzen, um sich dann in der Morgendämmerung
 Nägel schmieden zu lassen, mit denen sie auf dieselben ihre
 Hexereien schreiben. Oftmals verfertigen sie auch Figuren
 aus Wachs und Bronze, die so schauerlich anzusehen sind, daß
 sich die Hölle davor entsetzen könnte; und auf der heißen
 Asche formen sie Herzen und nageln sie darauf fest mit Wor-
 ten wie die folgenden:

Bevor das Feuer du löschest aus,
 Mach, daß du kommst zu meinem Haus.
 Lieb' zu mir dich also quäle,
 Wie ich dieses Herz hier pfähle.

Und sie lassen eine Salbaderei los, die wiederzugeben einen

Monat beanspruchen würde. Einige salben sich ferner mit Chrisam, von anderen weiß ich, daß sie sich damit die Lippen einsalben und, indem sie ihre Liebhaber küssen, deren Sinnesart erforschen. Sie haben in ihren Schränken eine Menge kleiner Eisenwerkzeuge, eine Menge Kräuter, Haare, Rippen, Zähne und Augen Begrabener, Jungfernerpergament, Kindernäbel, Fußsohlen von Leichen usw. Und so kann ich dir versichern, daß die körperlichen Reize und die Liebkosungen den geringeren Anteil am Geliebtwerden haben. Es sind vor allen Dingen die Kirchhöfe, die Begräbnisstätten, die dunklen Grüfte, es sind Zauberei und Hexerei.“

Eine prachtvolle Blütenlese! Man muß schon was tun für seinen Beruf.

Es waren aber nicht nur die gefälligen Mädchen Italiens, die sich so wenig schön benahmen. Andere Länder konnten es auch. So berichtet Llorente von einem gewissen Peter Martinez, der der spanischen Inquisition in die Hände fiel:

„Dieser hinkende Bösewicht wurde zu der Strafe eines besonderen Auto da Fe in der Kirche des hl. Dominikus zu Madrid verurteilt. Er hatte sich für einen Zauberer ausgegeben, um schwache und zutrauliche junge Weibspersonen leichter zu verführen. Er beredete sie, es hänge bloß von ihm ab, ihnen das Herz der Männer zu gewinnen, die sie liebten, und von denen sie geliebt zu werden wünschten; verlangte aber, daß sie sich seiner Leitung unterwerfen, um alles zu tun, was er ihnen sagen werde. Mehrere ließen sich täuschen und gingen in die Falle, und es ist durch die Prozeßgeschichten selbst erwiesen, daß einige zu ausgezeichneten Familien gehörten. Die Mittel, die er anwandte, waren folgende: 1. Ließ er sie in Wasser Pulver einnehmen, die er seinem Angeben nach von Knochen aus der Nähe der Genitalien eines gehenkten jungen und starken Mannes zubereitet hatte, und ihnen sehr teuer verkaufte, weil er, um die Erlaubnis zur Ausgrabung eines Kadavers zu erhalten, viel Geld an die Leute einer gewissen Kirche habe bezahlen müssen; 2. mußten sie immer ein Stückchen Knochen, das seinem Angeben nach von dem-

selben Menschen war, bei sich tragen; 3. diese Gegenstände in die Hand nehmen, sobald sie eine Mannsperson sahen, die sie sich zum Liebhaber wünschten, und um es bequemer tun zu können, sie in einem Beutelchen aufbewahren, und gewisse Worte sprechen, die er von einem großen Zauberer aus dem Lande der Mauren gelernt zu haben versicherte, der sie ihm als eine treffliche Beschwörungsformel mitgeteilt habe; 4. verlangte er die Erlaubnis, sich gewisse Freiheiten zu nehmen, während er die geheimnisvollsten Zauberworte spreche, und wenigstens dreimal darauf zurückzukommen, um den Erfolg der Operation zu sichern. Man hatte bei diesem Elenen Knochen und Haare, deren er sich bedient zu haben schien, kleine Wachsfiguren von Manns- und Weibspersonen, und andere von demselben Stoffe, die die beiderseitigen Genitalien vorstellten, gefunden. Er gestand, daß diese Mittel nichts als Betrug seien, und er sich ihrer bedient habe, um Geld zusammen zu bringen und der Umarmung der Weibspersonen zu genießen und daß er weder Zauberer noch Beschwörer sei, ob er gleich das Gegenteil gesagt habe, um die Welt zu täuschen.“

Ein Edelmann also, der den wüsten Aberglauben der holländischen Weiblichkeit weidlich für seine Börse und seine erotischen Neigungen auszunutzen verstand. Die Inquisitoren aber waren humorlos: sie verurteilten ihn zu zweihundert Peitschenhieben und zehnjähriger Verbannung in eine afrikanische Festung.

Nicht immer ist es nötig, zu solchen Mitteln zu greifen, sehr oft genügt das Zauberwort. Unter diesen Formeln hat die gesamte mittelalterliche Kulturwelt die „Satorformel“ als unübertrefflich benannt, sogar Albertus Magnus nennt sie ein unfehlbares Mittel zur Anlockung der Mädchen:

s a t o r
a r e p o
t e n e t
o p e r a
r o t a s

Wir sehen: das typische magische Quadrat. Man kann die Zeilen lesen von welcher Richtung man will, immer wieder kommen die gleichen Worte heraus. Ja, wenn das nicht hilft! In Paris wird noch die Formel bewahrt, die die berühmte Giftmischere, Frau von Brinvilliers, in den Zeiten des vierzehnten Ludwig, zu ihren magischen, meist von den Großen Frankreichs in Auftrag gegebenen Operationen zu benutzen pflegte:

„Reisbündel ich brenne dich, als das Herz, den Körper, das Blut, das Begriffsvermögen, die Bewegung, den Geist des X. Auf daß er nicht zur Ruhe komme bis in das Mark seiner Knochen hinein, weder an einer Stelle bleiben, sprechen, reiten, trinken noch essen könne, bis er getan, was ich von ihm begehre.“

Moderne Zaubersprüche sind häufig nicht viel freundlicher, auch sie wünschen dem geliebten Gegenstand geradezu die Pest auf den Hals, bis er sich in Liebe dem Zauberer zuneigt.

Ist die Geliebte endlich bekehrt und glückliche Braut geworden, dann geht das Elend erst recht an. Eine solche Braut ist nicht nur der Behexung stark ausgesetzt, sie ist auch selbst ein, wenn auch meist unfreiwilliger, Zauberer. Der Zustand zwischen Mädchen und Frau löst als solcher magische Fähigkeiten bei ihr aus. Vielfach gilt das Mädchen in dieser Zeit als mit dem bösen Blick begabt. In Schweden besteht der Brauch, daß die Braut am Hochzeitstage Brot unter Arme verteilt, damit sie selbst vor Behexung geschützt ist. Aber die Armen dürfen dies Brot beileibe nicht essen, sonst wirkt sich der Zauber, den die Braut ausübt, höchst gefährlich für sie aus.

Die richtige Wahl des Hochzeitstages macht neue okkulte Sorgen. Da ist die Frage der glücklichen und unglücklichen Tage zu bedenken, es ist in Erwägung zu ziehen, ob eine noch unverheiratete ältere Schwester den Schoß der jungen Frau „verschließen“ könne oder ein abgewiesener Freier durch Nestelknüpfen dem Bräutigam einen ähnlichen „Lie-

besdienst“ erweisen könne, und was alles sonst noch. Sind diese Klippen glücklich umschifft, kommt der Brautlagerzauber. Es ist kein gewöhnliches Bett, sondern von Geistern bedroht, weshalb es durch besonders erfahrene Frauen hergerichtet werden muß, unter Hersagen von Sprüchlein versteht sich. Unter den Tänzen, die bei der Hochzeit üblich sind, befinden sich solche, die der Entzauberung des Brautlagers dienen, darunter der berühmte Fackeltanz, im Mittelalter an allen Fürstenhöfen üblich, bei den Hohenzollern bis in die neueste Zeit beibehalten. Von zwölf Pagen beziehungsweise Ministern ausgeführt, sollte durch das Licht der Fackeln die Entzauberung des Brautbettes und das Verjagen böser Geister der Hochzeitsnacht garantiert werden.

Schwangerschaft und Geburt sind in größtem Umfang schwarzkünstlerisch bedeutsam. Böse Hexen können sie verhindern: so hat eine Sidonia von Bork nicht weniger als achtzehn Herzöge von Pommern ihrer Mannheit beraubt, wofür sie 1620 verdienstermaßen geköpft wurde. Will die Braut selbst in den ersten Ehejahren keine Kinder haben, so nimmt sie am Trauungstage ein Bad, in welches sie ein zuvor abgeschlossenes Schloß legt. Spezialdämonen, die die Schwangere oder ihre Frucht schädigen oder töten, kannten schon die Babylonier, bei denen die Dämonin Labartu diese Tätigkeit ausübte, während es bei den Griechen die Nereiden waren. Ähnlich können Hexen und Geister den normalen Ablauf der Geburt hindern.

Der interessanteste hierhin gehörende Aberglaube ist aber das *Versehen der Schwangeren*, eine Angelegenheit, die auch heute noch fest im Volke haftet. Heftig und langdauernd ist der Streit um dieses Versehen gewesen, die Wissenschaft hat sich sehr eingehend mit dem Problem befaßt und, wie zugegeben werden muß, noch bis in die neueste Zeit diesen Aberglauben für nicht gänzlich unbegründet gehalten. Es läßt sich jedoch sagen, daß auch das Versehen der Schwangeren als nicht haltbar bezeichnet werden muß. Es handelt sich bei diesem Glauben darum, daß die hoffende Mutter bei

plötzlichem Erschrecken den Sinneseindruck, durch den dieses Erschrecken zustande kam, auf das Kind übertragen soll, sodaß dieses an seinem Körper entsprechende auffällige Bildungen zeitlebens aufweist.

Dieser Glaube fand sich schon bei den alten Juden. Als Jakob von Laban alle gefleckten Schafe und Ziegen als Lohn erhalten soll, sucht er „das Glück zu verbessern“:

Jakob aber nahm Stäbe von grünen Pappelbäumen, Haseln und Kastanien und schälte weiße Streifen daran, daß an den Stäben das Weiße bloß ward. Und legte die Stäbe, die er geschält hatte, in die Tränkrinnen vor die Herden, die kommen mußten zu trinken, daß sie da empfangen sollten, wenn sie zu trinken kämen. Also empfingen die Herden über den Stäben und brachten sprenklige, gefleckte und bunte (1. Mos. 30, 37).

Den Ägyptern und Griechen war das Versehen gleichfalls eine Wahrheit; so ließ der sehr häßliche Tyrann Dionysius von Syrakus im Schlafzimmer die Statue eines sehr schönen Mannes aufstellen, damit seine Frau durch deren ständigen Anblick einen schönen Sohn gebären solle. Das Mittelalter war — wie stets — groß in diesem Glauben; alle Mißbildungen, insbesondere die Hasenscharten und Wolfsrachen — man beachte die Namen! — mußten natürlich Folge des Erschreckens der Mutter vor dem plötzlichen Anblick eines Tieres sein, die „Feuermäler“, angeborene Gefäßmißbildungen der Haut, konnten nur dem Anblick einer Feuersbrunst in der Schwangerschaft ihr Dasein verdanken, wie auch sonstige „Muttermäler“, Leberflecke und dergleichen. Tatsächlich ist das auch vielfach richtig; das Kind weist nicht selten an der gleichen Stelle ein solches Mal auf, wie die Mutter oder der Vater. Das versteht sich den Vererbungsgesetzen nach ohne weiteres, es ist absolut nicht nötig, zur Erklärung das Versehen heranzuziehen. Auch die Mißbildungen haben ihre ganz natürlichen Ursachen. Daß aber gerade sie als Folge des Versehens in Anspruch genommen wurden und noch immer werden, liegt daran, daß manche Mißbildungen tat-



*Bärenkind durch Versehen
G. Wolfs Centenarchronik, 15. Jhdt.*

sächlich eine Ähnlichkeit mit gewissen Tieren haben, beispielsweise der durch Fehlen ausgedehnter Teile des Hirns und des Hirnschädels und durch stark vorquellende Glotzaugen gekennzeichnete Krötenkopf.

Wie angeborene Fehler infolge ihrer oft weitreichenden Vergleichbarkeit mit tierischen Bildungen diesen Glauben an okkulte geheimnisvolle Mutter-Kind Beziehungen stützen, zeigt folgendes Flugblatt des Jahres 1688:

*Beschreibung eines Wunder-Menschen / zu diesen unseren
Zeiten entsprungen in der Neapolitanischen Landschaft
Daß der gar zu große Weibische Fürwitz jederzeit seinen*

Frevel gebüßet hat | gibt dessen klar Zeugnuß Elisabetha Risina Petri Antonii Consiglio Eheliche Haußfrau | wohnhaft in der Stadt Bigliani in Apuglia. Nach dero dann selbst eigener Aussag ist von diesen beyden armen Leuten dieses Wunderseitzame Kind auf diese Welt herfür kommen. Seiner Monstrosität oder Abscheulichkeit soll ein Ursprung gewesen seyn folgendes: die obgesagte arme Elisabeth begabe sich zum öfftern hinaus an das Gestade des Meeres | umb alldorten nothwendiger Lebens-Mittel Aufenthalt zu erheischen; diese aber gemeldte Gegend oder Ende des Meeres dieser Landschaft ist begabt mit einem großen Überfluß der Meers-Ottern | Meer-Schnecken oder Schild-Krotten | wie aus Fischen | (gleich denjenigen | so man Rochen nennet) | von einer Haut rauh | und hart | womit man wol auch Holtz und Helffenbein reiben kan. Diese dann erstgedachte Meer-Wunder waren der urspringliche Zweck und Vorbild des gar zu großen Weibischen Fürwitzes | so sich in dero Speculation | oder Nachsinnen und Anschauen kaum zur Genügen ersättigen kunte | zu welchem dann der Einfluß von obenher das Seinige bey zu thun nicht unterlassen hat. Auf diese dann und solche Weiß ist Krafft gewöhnlicher Generation | und Menschlicher Geburt dieses vernünfftige Meer- und Wunder-Kind auf die Welt kommen. Das Angesicht dieses Wunder-Kinds ist einer genugsam proportionierten Form und Gestalt | zum Theil braun | die Haar aber etwas sichtiger und der weise nächner | der übrige Leib aber vom Haupt und Hals mit schwarz-fleischigen Schlair bekleidet | gar schier | als ob er von gantz Seiden wär | zum Theil mit weißen Sternlein in etwas difformiert | und verungleichet | die Gestalt der Händ einer unmenschlichen Organization und Geschaffenheit | die Füß weiß | beschüppet | unterschiedlich | und auch nicht gar zum annehmlichsten coloriert und gefärbet | nicht fast ungleich gemeldten Meer-Schnecken oder Schild-Krotten; und was das Abscheuhen und Schrecken an diesen Wunder-Kind vermehren kan | ist | daß er nemlich (durch Sympathische Eigenschafft mehr gemeldter Wunderwercke nicht unbillig also

gearthet | und naturiert) bey dem Meer und Wasser sich befindente in dasselbige hineinstürzte | wofern es nicht mit Gewalt davon abgehalten wurde. Seines Alters in dem 14. Jahr | in der H. Tauff genannt Bernhardinus. Die Mutter dieser wunderlichen Frucht | fürchtende | daß auff selbige eines sträflichen Fürwitz billicher Argwohn möchte geworffen werden | hat solche biß anhero vor des Landes Erkänntnuß in einen stillen Arrest verborgen gehalten. Gleich wie aber nichts so klein gespunnen | es kommet endlich an die Sonnen | ist auch dieser Menschliche Meer- und Wunder-Mensch endlich dem Liecht der Menschlichen Augen unterschiedlichen Provintzen zu Theil worden. Auf daß | welches Menschliche Aug in der Sach selbst den dergleichen obgesagten Meer- und Wunder-Thier niemals ansichtig worden | an diesen Monstrosischen Kind | und Kindischen Monstro ein lebendiges Contrafet gehabt möcht. GOTT gebe | daß nicht verificiert und wahr werde | was von einem Monstro und Wunder-Thier zu seiner Zeit gesungen hat Marcellinus.

Viel Wunder-Ding hat die Natur

Zu jeder Zeit ersunnen |

Diß zeigt uns diese Creatur |

So klar | als selbst die Sonnen.

CUM LICENTIA SUPERIORUM

Gedruckt im Jahr Christi 1688

Über dem Ganzen das Bild des Monstrums, den ganzen Leib mit groben Fischschuppen bedeckt. Dieses Bild löst das Rätsel. In den zwanziger Jahren sah ich in einer Schaubude einer großen Kirmes ein genau gleiches „Monstrum“, einen armen, dürftigen Jungen von zwölf Jahren. Die ganze Familie lebte von diesem Kind, der Vater selbst demonstrierte es mit pathetischen Tönen und brachte eine ellenlange Erzählung vor, wie sich die Mutter, die „trauervoll“ im Hintergrunde der kleinen Bühne saß, während der Schwangerschaft am Meere durch den plötzlichen Anblick eines riesigen, mit

großen Schuppen bedeckten Fisches dermaßen erschreckte, daß durch dieses „Versehen“ das monströse Kind auf die Welt kam. Also nicht der geringste Unterschied gegenüber unserem alten Flugblatt. Am Schluß der ganzen Prozedur mußte dann jedesmal der bedauernswerte Junge, der nur eine kurze Badehose trug, durch das Publikum gehen und sich aus der Nähe besehen und seine schuppige derbe, dicke Haut befühlen lassen. Atemlos, mit sichtlichem Gruseln und Behagen saß das Publikum da. Da erhebt sich plötzlich der alte Sanitätsrat des Ortes, nachdem er sich das „Monstrum“ genau besehen hatte, und donnert eine Philippika gegen den Aberglauben los. Es handle sich um nichts anderes, als den extremen Grad einer angeboren vorkommenden Hautkrankheit, der Ichthyosis (Fischschuppenkrankheit), das ganze Bild sei der Medizin genau bekannt und habe mit „Versehen“ nicht das mindeste zu tun. Damit hatte der alte Herr unzweifelhaft recht. Die Reaktion des Volkes jedoch war lehrreich: trotz seiner großen Beliebtheit im Ort wurde der Arzt wütend angefaucht, der Vater des „Monstrums“ aber sagte kein Wort, sondern schüttelte nur bedauernd sein edles Haupt ob soviel Unwissenheit eines gebildeten Mannes! Da waren doch die Behörden früherer Zeiten besser, denn sie sorgten wenigstens dafür, daß den hoffenden Müttern nach Möglichkeit nichts passieren konnte. *E. Holländer* bringt zwei prächtige Beispiele:

„Der Kropfend Bettelvoigt soll seines Unfleißes, absonderlich aber seines abscheulichen Kropfes der kindenden Weiber wegen abgeschafft werden“ (*Ratsprotokoll der Stadt Hall vom Jahre 1622*).

„Der *Ambassadeur des Königs von Siam* . . . ist aller Orten mit großer Ehre unter 3maliger Salve empfangen worden. Gemeldeter *Ambassadeur* führet 3 Gutschen jede mit 6 Pferden bespannt . . . und hat eine Garde von 4000 Reitern hinter sich. — Gemeldeter *Ambassadeur* ist sonderlicher Positur dick und fett und hat einen Kopf, welcher vollkommen dreimal so groß / als hiesiger Einwohner Köpfe sein / ist

schwarzgelb von Farbe. Es wird in allen Städten wo er hinkomet / durch Placat verboten / daß keine schwangere Frauen ihn beschauen sollen“ (*Berliner Dienstagische Fama vom Jahre 1586 46. Woche*).

Die Wöchnerinnen werden ganz besonders von den Hexen verfolgt und sind daher gezwungen, große Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Steigt eine Wöchnerin erstmalig aus dem Bett, muß sie die Füße kreuzweise aufsetzen. Beim ersten Ausgang darf sie beileibe nicht über einen Kreuzweg gehen, in einem Papier muß sie neuerlei Band bei sich tragen, um sich gegen Kobolde zu schützen, auch darf sie vor dem ersten Kirchgang nicht in den Ofen fassen, sonst wird sie von einer kalten Hand erfaßt und stirbt. Nach dem Abendläuten soll man ihr nichts mehr ins Zimmer bringen, sonst schlüpfen Hexen mit herein.

Man sieht, es ist mit dem Heiraten und Kinderkriegen keine einfache Sache, man überlegt es sich besser dreimal!

Nicht allein die rein menschlichen Liebesbezeichnungen sind der Magie untertan, auch die *Dämonenliebe*, die intime Vereinigung der Geister mit den Menschen ist Allgemeingut im Glauben der Völker. Sie hat zur Entwicklung grotesker Scheußlichkeiten Veranlassung gegeben, und ist andererseits die Ursache unendlich vielen Elends geworden.

Die Israeliten hatten die Teufelin Lilith, von der sie sagten, daß Adam vor Evas Erschaffung jahrelang mit ihr zusammengelebt und wüste Teufel und Nachtgespenster gezeugt habe, und später noch berichten sie von „Gottessöhnen“, die mit den Menschentöchtern ähnliche Dinge treiben. Später gingen diese verliebten Dämonen, auch wieder in beiden Geschlechtern, in den Teufels- und Hexenglauben über. Eines der wichtigsten Indizien der Hexe ist ja gerade die „Teufelsbuhlschaft“. Der Hexenhammer ergeht sich in höchst undeckelten Erörterungen darüber, wie die von Natur aus zeugungsunfähigen bösen Geister es fertig bringen, mit den Hexen Nachkommenschaft in die Welt zu setzen. Wir müssen uns diese nicht wiederzugebenden Einzelheiten hier

ersparen und mit der Tatsache begnügen, daß sie es konnten. Die Produkte, die Elben oder Holderchen wurden schon wenige Wochen später geboren und waren den Hexen bei ihrem Treiben in mehr als einer Hinsicht willkommen, zumal sie gleich in ganzen Würfen erschienen. Sie sind raupenähnlich, schillern in allen möglichen Farben, haben spitze Schnäbel. Man konnte sie den lieben Nächsten in den Leib zaubern, sie ließen sich in Kuchen und so den Feinden beibringen, kurz, sie waren treue Helfer in allen Lebenslagen hexischer Kunst. Auch sogenannte Wechselbälge können aus derartigem dämonischem Verkehr geboren werden, können aber auch Ergebnisse des bösen Blicks sein oder von Hexen, Nachtmahren und ähnlichen Menschenquälern einer Wöchnerin heimlich in die Wiege gelegt werden, während das wirkliche Kind spurlos verschwindet. Ja, es kann sogar der gewöhnliche Alp einen solchen Balg mit der Schlafenden erzeugt haben. Es sind scheußliche Wesen, klein runzelig, greisenhaft, älter als zwanzig Jahre werden sie nicht. Dieser tolle Aberglaube hat schlimme Prozesse zur Folge gehabt, da unerhörte Kindermißhandlungen und -tötungen auf ihn zurückgingen. Der letzte dieser Prozesse hat sich erst 1872 abgespielt.

Eins der unheimlichsten Ergebnisse des Glaubens an die Dämonenliebe ist aber die „Schwarze Messe“, auch „Satansmesse“ geheißen. Von abtrünnigen Priestern wurde dabei eine Blasphemie der katholischen Messe abgehalten, die jeder Beschreibung spottet: Hostientweihungen, Verwendung des Blutes von Kindern, Erscheinen des Teufels in Bockgestalt und gröbste sexuelle Orgien bildeten den Inhalt. Bis ins 18. Jahrhundert kam solches vor, berühmt wurde der Prozeß eines Abbé Guibourg, bei welchem selbst ein Racine und eine Montespan die Satansmesse gehört hatten.

Den bösen Geistern, die in der Welt herumstrolchen und überall auf der Lauer liegen, wie und wo sie einem Menschen Schaden zufügen können, kommen nicht selten die mit dem bösen Blick Behafteten freiwillig oder unfreiwillig zu Hilfe.

Freiwillig, insofern Hexen und Magier natürlich fast alle den bösen Blick haben und diese Eigenschaft nur zu gerne in den Dienst ihrer Bosheit stellen. Unfreiwillig, als es Unglückliche gibt, denen der böse Blick angeboren ist, ohne daß sie die Absicht haben zu schaden. Dem Dämon ist das natürlich gleich; er braucht nur den Schrittmacher, und das eben ist der Jettatore in jedem Falle. Malocchia, Jettatura, Jettatore, schon aus diesen Worten ist ersichtlich, daß Italien sozusagen das klassische Land des bösen Blicks darstellt. Er findet sich aber auch überall sonst auf der Welt und zu allen Zeiten im Volksglauben. Auch bei uns gilt er heute noch. Leute mit „stechendem“ Blick, tiefliegenden Augen, chronischen Augenentzündungen gelten vornehmlich als Jettatores und werden entsprechend von ihren Zeitgenossen behandelt und gefürchtet, ihr Leben in abergläubiger Umgebung ist nicht leicht.

Man nahm früher an, daß beim Sehakt seitens des Auges eine aktive Tätigkeit entfaltet werde, indem es „Sehstrahlen“ gegen den beschauten Gegenstand richte. Waren nun diese Strahlen, so folgerte die Magie, von Neid oder Übelwollen erfüllt, so mußte sich dies auf den angeblickten Gegenstand, sei es Mensch, Tier oder Pflanze, übertragen und das Unglück war da. Obwohl die Wissenschaft längst nachgewiesen hat, daß es mit dieser aktiven Tätigkeit nicht stimmt, sondern das Auge ein rein passiver, die Lichtstrahlen empfangender Teil des Körpers ist, läßt sich die These vom Malocchio nicht umbringen. Der böse Blick kann Krankheiten aller Art, Wahnsinn, Schwund der Schönheit, Verlust der Liebe des Gatten, insbesondere auch Zeugungsunfähigkeit und Unfruchtbarkeit hervorrufen, weil er eben den entsprechenden Dämonen dieser schönen Dinge, den Weg in den Körper des Beschauten öffnet. Also muß man diesen bösen Blick abwehren, wofür es eine Unmenge von Talismanen und Amuletten gibt. Gelegentlich suchte man auch sich dadurch zu helfen, daß man sich möglichst dem Blick der Umgebung entzog. So berichtet Gregor von Tours (VI, 41), daß König Chilpe-

rich von Neustrien (561—584 n. Chr.) seinen Sohn, den späteren König Chlotar II. nach dessen Geburt auf ein abgelegenes Landgut bringen und dort erziehen ließ „damit ihm nicht, wenn er öffentlich gesehen werde, etwas Böses zustoße und er dadurch sterbe“. Selbst sonst hochbeliebte und berühmte Personen können der Volksmeinung nach Jettatores sein, so beispielsweise Papst Pius IX. Man sagt, daß die bei Prozessionen von ihm gesegneten italienischen Frauen heimlich, während des Kreuzschlagens, gleichzeitig mit der anderen Hand eine bestimmte abwehrende Geste gegen ihn ausführten.

Wenn auch Italien, wie gesagt, heute Hauptland der Malocchio ist, so ist sie deshalb bei uns keineswegs unbekannt, nur heißt diese magische Angelegenheit bei uns anders; „verneiden“, „veruntreuen“, „verschieren“ und so weiter nennt man die Tätigkeit unserer Jettatores.

Wie fest dieser Glaube auch heute noch selbst bei hochgebildeten Leuten haftet, beweist das Buch „Der lachende Diplomat“ von *Daniele Varè*, das 1940 in deutscher Übersetzung erschien:

„Vom italienischen Standpunkt aus waren die Sitzungen des Völkerbunds im Jahr 1924 eine Katastrophe. Und nur deshalb, weil zwei unserer Mitglieder den „bösen Blick“ hatten.

Der böse Blick findet sich schon im Alten Testament (*Deuteronomium XXVIII, 54*) und man soll mir nicht damit kommen, daß er ein lächerlicher Aberglauben sei. Die meisten Leute werden beipflichten, daß es Menschen gibt, die eine Atmosphäre von Glück und Heiterkeit um sich verbreiten (ich kenne einen solchen und er steht mir sehr nahe), und andere wiederum, von denen ein Gefühl der Beklemmung und eine Vorahnung kommenden Unglücks ausgeht. *Scialoja* sagte oft, er glaube nicht an die „jettatura“ (den bösen Blick), wohl aber an die „jettatori“, das sind die Leute, die einen unheilvollen Einfluß auf ihre Umgebung ausüben. Es läuft jedenfalls auf dasselbe hinaus. Man kann dagegen-

halten, die vielen vorhandenen Beweise seien Zufälle. Ich habe aber Zufälle nicht gern, die gleichbedeutend sind mit Mißgeschick. Die andere Art ist mir lieber.

Ich ärgerte mich so sehr über die großen und kleinen Unannehmlichkeiten, die sich ständig unter dem Einfluß der beiden jettatori zutrugen, daß ich *Paolucci* darüber schrieb (er war noch immer Kabinettsdirektor) und anfragte, ob „il Presidente“ an den bösen Blick glaube? Wenn ja, wie sollten wir unter solchen Verhältnissen etwasersprießliches leisten?

Die Antwort erfolgte in angemessener Frist, und ich muß leider sagen, daß man die Sache in Rom eher vom heiteren Standpunkt ansah. Der Bescheid ließ durchblicken, daß Leute wie die, über die ich Beschwerde erhob, womöglich von Italien ferngehalten werden sollten. *Paolucci* erwähnte auch einen Umstand, der uns beruhigen sollte. Er meinte, in Genf hätten wir nicht zwei jettatori, sondern drei. Je höher die Zahl, desto geringer die Gefahr — das sei allgemein bekannt. Man zöge einen kleinen Zauberkreis und der böse Einfluß werde vollkommen gebannt.

Medici und ich zerbrachen uns längere Zeit den Kopf über diese Antwort. Wer war der dritte? Endlich entdeckten wir ihn und die Nachforschungen ergaben, daß seinerzeit auch er als jettatore galt. Aber er hatte es hinter sich. Er war alt und seine Kräfte geschwunden. Man brauchte gegen ihn keinen Zauberkreis mehr. Ich dachte daran, *Paolucci* darüber zu berichten, aber die Sitzungen näherten sich dem Abschluß. Es blieb keine Zeit mehr dafür.

Die Tragödie hatte auch ihre komische Seite. Einer unserer beiden bösen Geister setzte es sich in den Kopf, die ganze italienische Delegation zu einem Dinner ins Hotel des Bergues zu bitten. Wir lehnten alle höflich ab und schoben irgendwelche Verabredungen vor. Doch der Zufall wollte es, daß an dem betreffenden Abend keiner von uns etwas vorhatte. So setzten wir uns zusammen und berieten, wo wir speisen könnten. Wir hatten Angst, unser Ex-Gastgeber könnte den Betrug entdecken und gekränkt sein, daß wir

seine Einladung ausschlugen. Es schien nicht leicht in ganz Genf ein Restaurant zu finden, wo wir unbeobachtet essen konnten, schließlich aber entschieden wir uns für das Bahnhofsbüffet. Dort würden wir niemanden antreffen, der uns verriet! So marschierten wir über die Rue de Montblanc, angeführt von Salandra, dem Führer unserer Delegation. Er ging langsam und es dauerte eine Weile, bis er die Steigung genommen hatte. Glücklicherweise erreichten wir den Bahnhof, begaben uns ins Restaurant, wählten einen Tisch und verlangten vom Kellner die Karte. In diesem Augenblick ertönte in der Küche eine fürchterliche Explosion; Schreie und der Lärm hastender Schritte wurden laut. Wenige Minuten später erschien der Besitzer an unserem Tisch und krümmte sich vor Entschuldigungen. Er könne uns leider kein Abendessen servieren. Der große Küchenkessel war in die Luft geflogen.

Stumm blickten wir einander an. Der böse Einfluß unseres abwesenden Kollegen war stärker noch, als wir geglaubt hatten!“

Théophile Gautier hat in seiner Novelle „Jettatura“ das Thema vom bösen Blick dichterisch verwertet.

Sehen wir uns zum Schluß dieser mannigfachen Zaubereien noch die *Sympathie* an, die vom grauen Altertum bis in die heutige Zeit die Menge immer wieder in ihren Bann schlägt. Dieser magischen Lehre liegt der an sich vernünftige Gedanke zugrunde, daß es in unserem irdischen Jammertal nichts gibt, das für sich *allein* besteht, sondern jedes Individuum, jede Art und Gattung steht irgendwie mit den übrigen Individuen, Arten und Gattungen in Verbindung; die irdische Welt bildet ein Ganzes, in dem alles untereinander und voneinander abhängig ist. Also auch hier, wie beispielsweise bei der Astrologie, eine prinzipiell vernünftige und richtige Meinung. Was aber hat die „*Sympathie*“ daraus gemacht! Weil alles, was an irgend einem Menschen oder sonstigen irdischen Gegenstand vor sich geht, sich auf den „sympathetischen“ Partner auswirken muß, so kann ich, sagt die *Sympathie*, dieses gegenseitige Kräfteverhältnis durch geeignete magische

Maßnahmen in dem von mir gewünschten Sinne beeinflussen. Dabei bedarf ich vielfach eines Mittlers, eines magisch beeinflussten Gegenstandes, der als Blitzableiter fungiert und so das Unerwünschte auf den sympathetischen Gegenstand „ableitet“.

In dieser Form hat sich die *Sympathie* sowohl der allgemeinen zauberischen Praxis bemächtigt, als auch eine hohe Bedeutung in der Volksmedizin erlangt.

Wenn man von einem Gegenstand, den ein Dieb angefaßt hat, etwas in den Sarg eines Toten legt, so muß jeder an dem Diebstahl Beteiligte sterben (*Wutke*); das ist ein Beispiel der allgemein zauberischen Kraft der *Sympathie*.

Über die mit Hilfe dieser Kunst betriebene umfangreiche Kurpfuscherei liegen Berichte bis in die neueste Zeit vor. H. Löhr hat eine gute Zusammenfassung gegeben. Danach hat in Mecklenburg noch heute fast jedes Dorf seinen sympathetischen Heilbehandler, in den dortigen Städten sind sie zahlreich, in Rostock befanden sich 1930 nicht weniger als zwanzig dieser Helden. Ganz ähnlich liegen die Dinge in anderen deutschen Ländern. Meist sind es Schmiede, Schäfer, Wilderer, alte Weiber, sogar Scharfrichter. Sehr wichtig ist oft, daß zwischen dem „Arzt“ und seinem Patienten ein Geschlechtsunterschied besteht, die *Sympathie* „flackt“ dann entschieden besser, auch müssen ihre Rezepte immer unter Geschlechtswechsel weiter verbreitet werden. Man kann sie aber auch aus Büchern lernen, es sind Tausende von Exemplaren des berühmten sechsten und siebenten Buches Mosis — die gar nichts mit Moses zu tun haben — noch bis 1939 vertrieben worden, schön mit Siegeln, auf denen Totenköpfe waren, geschmückt und als „Hausdoktor“ eifrig im Gebrauch. Gearbeitet wird bei diesen Kuren oft genug nur mit dem Wort, die Krankheit wird mit, teils uralten, Zaubersprüchen „besprochen“. In Mecklenburg konnten nicht weniger als 812 solcher Zauberformeln zusammengestellt werden, die heute noch in Gebrauch sind. Häufig jedoch muß der *Sympathie*-Doktor auch die Berührung, das magische Auf-

legen der Hände benutzen, um die Krankheit abzuleiten oder er hat recht komplizierte Methoden nötig. So wird der „Krankheitsstoff“ mit den Händen oder irgendwelchen Gegenständen dem Körper des Kranken entzogen und dem fließenden Wasser übermacht, dessen reinigende Kraft die böse Krankheit umbringt. Oder es werden einige Haare des Patienten in einem Baum einem Bohrloch anvertraut, das Loch dann „verpflockt“; nun sitzt der Dämon im Baum, dem das nicht schadet. Am häufigsten aber ist neben dem Besprechen das Anblasen des Notleidenden. Daher der für die Sympathiekundigen so häufige Ausdruck „Püster“. Löhr schreibt, daß diese Püster trotz aller Hochachtung, die man ihnen ihrer Heilkunde halber entgegenbringt, doch auch gleichzeitig im Geruch des Hexenmeisters stehen. Er ist mit Vorsicht zu genießen, denn er kann auch schaden, wenn er will. „In einer Ortschaft des Kreises Hagenow beherrschte, wie ich auf der Gerichtsverhandlung hörte, ein solcher Hexenmeister das ganze Dorf (1939!). Wenn jemand es wagte, gegen diesen „Püster“ aufzutreten, wurde er von den fanatischen Einwohnern der Ortschaft mit Prügeln bedroht. Reiche Bauern und Großgrundbesitzer lassen bei Viehseuchen diesen Hexer kommen. Sofort entfernt er einen Stein aus dem Fußboden des Tierstalles und sucht mit seinen Händen in dem Sand, bis er auf einmal „Teufelsdreck“ gefunden hat, den er in geschlossener Faust zum Misthaufen trägt und zertritt. Damit ist der Zauber behoben.“

In ermüdender Gleichartigkeit tritt uns bei der Sympathie abermals der Gedanke der „Entsprechungen“ entgegen. Zur Behandlung des Beinbruchs eines Menschen umwickelt man zunächst ein zerbrochenes Tisch- oder Stuhlbein und dann erst macht man den Verband am menschlichen Gebein. Bringt man an das Bett eines Gelbsüchtigen einen Kanarienvogel, so heilt die Krankheit ab, der Vogel aber wird gleichzeitig immer gelber.

Einige der von Löhr mitgeteilten sympathetischen Rezepte sollen die Praxis und Technik der Sympathie illustrieren:

„Gegen Verwundungen mit Messern, Degen usf. wird Agri-
colas sympathetische Salbe (1842!) gerühmt. Sie besteht aus
1/2 Pfd. Bärenfett vom Männchen, 1^{1/2} Unzen Regenwürmern,
Moos vom Schädel eines Verurteilten 2 Unzen, Blutstein
3 Unzen, roth Sandelholz, Schwarzwurzel, pulverisiert, von
jedem 3 Quentchen, und etwas Wein.“

„Wenn nun einer verwundet wäre und ihr könnt das In-
strument haben und seyd gewiß, wie weit dasselbe in's Fleisch
gegangen, so schmieret es an dem Ort mit der Salbe, und
zwar so, daß, wo er gehauen, ihr unterwärts das Gewehr (In-
strument) salbet, sonst heilt es oben und bleibt unten offen.“

Aus einer 1921 erschienenen Schrift eines Heilkundigen Os-
kar Ganser:

„Ein außerordentlich einfaches Mittel, um die Ruhr schnell
zu beseitigen, ist es, wenn man auf den frischen Stuhlgang
eine Hand voll Salz streut. Wenn dieses geschehen ist, über-
gebe man den Stuhl mit Salz dem fließenden Wasser. In der
heutigen Zeit, wo wir die Klosetts mit Wasserspülung haben,
ist diese Kur sehr leicht auszuführen.“

Weitere Erläuterung scheint mir überflüssig, fast alle „Re-
zepte“ des Herrn Ganser beruhen auf dem gleichen Prinzip
der Ableitung, der „reinigenden“ Wirkung des fließenden
Wassers, oder des Feuers, der „Übertragung“ der Krankheit
auf ein zum Abreiben des Patienten benutztes Stück Speck
und was dieser schönen Dinge mehr sind. „Der Geist der
Medizin ist leicht zu fassen!“

Wo wir gehen und stehen, sind wir von Hexen, Teufeln,
bösen Dämonen, Magiern bedroht. Was kann dagegen hel-
fen? Nun, ein Trost ist doch immerhin bei all dem Elend:
wir haben die *Amulette und Talismane!* Diese Abwehrmittel
gegen Zauberei sind nach Form, Material, Bestimmung und
Anwendung außerordentlich zahlreich und vielgestaltig. Wir
hörten schon des öfteren von solchen Amuletten bei verschie-
denen unserer Erörterungen. Hier sei nur einiges Spezielle
nachgetragen. Ihre Herkunft ist wohl ursprünglich orien-



Magisches
Liebesamulett der
Katharina von Medici

talisch: jedenfalls leitet sich das Wort Amulett vom arabischen „Hamulat“ ab, das Wort Talisman stammt aus dem Persischen. Ganz allgemein ist es ein Gegenstand, der am Körper zu tragen ist, häufig in der Gestalt von Anhängern, Ohr- oder Fingerringen, und entweder von Natur aus, wie die Edelsteine, magische, gegen Bezauberung schützende Kraft hat oder dem eine solche erst durch „Weihung“, Eingravieren von „Charakteren“ oder Beschriftung mit Zauberbuchstaben und -worten künstlich gegeben werden muß. Nicht immer sind Form und Darstellung auf den Amuletten salonfähig, insbesondere dann nicht, wenn es sich um Liebesamulette handelt, denn nicht nur zur Abwehr des Zaubers, sondern auch zu seiner Ausübung sind diese Dinge gut. Eines der bekanntesten (und in seiner Darstellung einwandfreien) Liebesamulette ist das der Königin von Frankreich, Katharina von Medici; es ist bis in die heutige Zeit Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung gewesen. Auf seiner Rückseite findet sich das Wort „Hagiel“, der kabbalistische Name für „Intelligenz der Venus“, sowie verschiedene Charaktere der Venus und eine Darstellung dieser Göttin selbst. Nicht zu verwundern ist es bei der energischen Persönlichkeit der Katharina, daß sich außerdem das Wort „Asmodi“ findet, der Name des Dämons des Mondes, des Geistes der Sexualliebe in Form des Erzwingers.

Ganz besonders zahlreich sind die Amulette gegen die

Wirkungen des bösen Blicks, auch sie in weltweiter Ausbreitung.

Sehr beliebt waren Talismane bei der Soldateska aller Zeiten, und hier finden wir sie mit Vorliebe in der Form des geschriebenen Wortes, des „Schutzbriefes“. Ziemlich bekannt ist die nette Sache mit einem Soldaten des dreißigjährigen Krieges: nicht übermäßig tapfer, klagte er seine Not und erhielt von einem Manne ein todsicher wirkendes geschriebenes Amulett, auf der Brust zu tragen. Mit diesem bewaffnet stürzte sich der Held auf den Feind, wurde tapfer und entkam auch glücklich allen Gefahren. Als er nach dem Kriege sein Amulett öffnete fand er auf dem Zettel die Worte: „Wehr dich, Hundsfott!“ Unsere modernen Krieger sind nicht wesentlich von denen des dreißigjährigen Krieges unterschieden. Bei Beginn des Kriegs gegen Dänemark 1849 kauften die deutschen Soldaten tausende solcher Schutzbriefe, beim italienischen Kriege 1859 machte nach *Wutke* ein süddeutscher Buchhändler gute Geschäfte mit solchen Zauberszetteln, und ein Talisman eines deutschen Soldaten 1870 hatte den schönen Wortlaut:

„Heiliger Schutzbrief, im Namen Gottes des Vaters etc. So wie Christus im Ölgarten stillstand, so sollen alle Geschütze stillstehen. Wer dies bei sich trägt, dem wird nichts schaden; es wird ihn nicht treffen des Feindes Geschütze; denselben wird Gott kräftigen, daß er sich nicht fürchte vor Dieben und Mördern; es soll ihm nicht schaden Geschütz, Degen und Pistolen. Durch deinen Befehl und durch deinen Tod, Jesus Christus, müssen stillstehen alle Gewehre, die man auf mich loshält; es müssen stillstehen alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre durch den Befehl des Engels Michael u. im Namen Gottes des Vaters etc. Gott sei mit mir. Wer diesen Segen gegen die Feinde bei sich trägt, der wird vor Gefahren geschützt bleiben. Wers nicht glauben will, der schreibe es ab u. hänge es einem Hunde um den Hals und schieße nach ihm, so wird er finden, daß es wahr ist. Wer

diesen Brief bei sich trägt, der wird nicht gefangen, noch durch die Waffen verletzt werden. Amen. So wahr es ist, daß Christus gestorben u. gen Himmel gefahren u. auf Erden gewandelt hat, kann nichts gestochen, geschlagen, noch an meinem Leibe verletzt werden, Fleisch und Gedärm; alles soll mir unbeschädigt bleiben, ich beschwöre alle Gewehre auf dieser Welt dem lebendigen Gott, Vater etc., ich beschwöre mich im Namen des Blutes unseres Herrn und Heilands Jesu Christi, daß mich keine Kugel trifft, sie sei von Gold Silber oder Blei. Gott im Himmel mache mich vor allem sicher frei im Namen etc. Amen. Dieser Brief ist vom Himmel gesandt u. in Holstein gefunden worden 1724; er war mit goldenen Buchstaben geschrieben u. er schwebte über der heiligen Taufe; wenn man ihn angreifen wollte, wich er zurück, bis 1791 jemand den Gedanken bekam, ihn abzuschreiben u. der Welt zu offenbaren.“

Trotz des christlichen Mäntelchens, das sich dieser famose Schutzbrief gibt, unterscheidet er sich tatsächlich in nichts von den typischen mit „Abrakadabra“ beschrifteten Talismanen heidnischer Konvenienz. Beide sind ausgewachsene Magie, genau so wie das berühmte Pentagramm, der in einem Zuge gezogene fünfspitzige Stern, der Drudenfuß genannt, im Gedanken daran, daß die Hexen und Dämonen oft Vogelfüße, das heißt Trutenfüße haben. Abrakadabra ist übrigens uralt, findet sich bereits 200 nach Christus und scheint aus dem Wort Abraxa verderbt zu sein, dem Wort, womit die Basilidianer den unausprechlichen Namen Gottes bezeichneten (*Wutke*).

Schutzbriefe wie der zitierte sind aus dem ersten Weltkrieg bei unseren Soldaten zu tausenden im Brustbeutel gefunden worden, auch bei einem auf französischer Seite kämpfenden Araber fand man nach dem Tode einen solchen, den *W. Ahrens* 1916 veröffentlicht hat. Er ist deswegen beachtlich, weil sich außer der Beschriftung noch zwei magische Zahlenquadrate auf ihm verzeichnet fanden:

| | | |
|---|---|---|
| 4 | 9 | 2 |
| 3 | 5 | 7 |
| 8 | 1 | 6 |

| | | | |
|---|---|---|---|
| 8 | 6 | 4 | 2 |
| 6 | 4 | 2 | 8 |
| 4 | 2 | 8 | 6 |
| 2 | 8 | 6 | 4 |

wo also wieder die einzelnen Kolumnen jedesmal die gleichen Zahlen ergeben. Schade, das Amulett hat seinem Träger nicht genutzt. Immerhin, der Glaube auch an diese zauberhaften Dinge ist groß, besonders wenn man solche Zettel, wie oft gefordert wird, verschlucken muß und damit die magische Wirkung ganz und gar seinem Organismus „einverleibt“. Hoffen wir, daß uns die Magie möglichst bald wirksame Amulette gegen Atombomben beschert!

Aber was fängt man an, wenn man sich einem Angriff böser Dämonen oder Jettatores unvermutet ausgesetzt sieht, und hat nicht einmal das kleinste Amulett bei sich? Nun, auch dann ist die Situation nicht verzweifelt. Man kann dann beispielsweise gegen den bösen Blick schnell die „Fica“, die Feige, machen, indem man die Hand ballt und den Daumen dabei zwischen Zeige- und Mittelfinger steckt. Allerdings hat dieses Symbol eine unanständige Bedeutung (*Coitus*). Immerhin, das wissen die meisten garnicht. Gegen Dämonen allerdings hilft das Mittel nicht, man muß da schon massiver werden, indem man ihnen höchst diskrete Organe in entblößtem Zustand zeigt; das können sie nicht vertragen. Lafontaine hat diesen Glauben in einer seiner Novellen geschildert und der elegante Rokokokünstler Charles Eisen hat eine nette Illustration dazu gegeben. In Gesellschaft dürfte das Abwehrmittel heutzutage allerdings etwas schwierig anzuwenden sein.

Zauberabwehrmittel scheinen im Mittelalter gewissermaßen offiziell an bestimmten Stellen eingerichtet worden zu sein. Ein hochinteressantes Beispiel gibt *A. Wiedemann*.

Sehr wahrscheinlich durch den Kölner Erzbischof Wilhelm von Gennep (1349—1362), jedenfalls aber durch einen der Erzbischöfe des 14. Jahrhunderts, wurde zwischen Bonn und Godesberg das sogenannte Hochkreuz errichtet und geweiht, das heute noch an dieser Stelle steht. Damals lag dieser Ort ziemlich weit von allen benachbarten Dörfern und Ortschaften entfernt, sodaß die ganze Angelegenheit auffällig berührend muß. So erklärt sich, daß sich die Sage dieses Hochkreuzes bemächtigt hat und behauptet, es sei als Sühne für einen hier begangenen Brudermord errichtet worden. Wiedemann bezweifelt dies mit sehr guten Gründen. Er weist darauf hin, daß an der Stelle des Hochkreuzes die Straßen Bonn-Godesberg und Plitterdorf-Friesdorf sich kreuzen. Kreuzwege haben wir aber in unseren magischen Auseinandersetzungen schon sehr oft als Zauberorte ersten Ranges kennen gelernt. Es ist weiter bekannt, daß bei den Gudenauer Hexenprozessen der Jahre 1630—31 und 1633—35 die Angeklagten aussagten, einer ihrer Tanzplätze sei am Hochkreuz zwischen Bonn und Godesberg gewesen. Weiter kommt noch die Nähe des Godesberges, des „Wodans“-Berges, somit eines teuflisch-heidnischen Berges, hinzu, der eine bekannte Gewitterstelle der dortigen Gegend ist, also wiederum einer unheimlich-okkulten Naturerscheinung. So muß man annehmen, daß — wie dies ja auch vielfach anderswo an Kreuzwegen der Fall ist — das Hochkreuz als Schutzmittel des harmlosen Wanderers vor den bösen Dämonen errichtet wurde.

Als Zauberabwehrmittel muß wohl auch die kölnische mittelalterliche Sitte aufgefaßt werden, die *Petrarca* bei seiner Reise 1333 in der rheinischen Domstadt sah. Er fand am Ufer des Stroms zahlreiche geschmückte Frauen und Mädchen, die leise murmelnd ihre Arme tief ins Wasser tauchten. Auf seine Frage erfuhr er, daß man auf diese Weise für das kommende Jahr alles Unheil von sich wende. Diese Waschung okkulter Art fand am Vorabend des Johannestages statt.

GEHEIMNISVOLLE KRÄFTE

Die Rockenphilosophie steht fester noch als Manche glauben; ihre Grundsätze: „Man muß Manches glauben, was man nicht versteht, die Natur hat verborgene Kräfte, hilft es nicht, so schadet es doch nicht. Alles hängt von Zeit und Umständen ab, die Alten waren auch keine Narren etc.“ pflanzen sich bei Großen und Kleinen fort, und Papa und Mama satteln selbst den Esel, worauf ihre Descendenten fortreiten, und noch lange fortreiten werden.
Weber, Demokritos.



nicht gerade *alles*, was auf unserem Planeten vor sich geht, muß böse sein und mit der schwarzen Kunst zusammenhängen. Es kann auch okkulte Dinge geben, die harmloser sind, nur der einfachen Erforschung des Zukünftigen dienen wollen und sogar manchmal den Zweck haben, den vielgeplagten Menschen übernatürliche Warnungen vor drohendem Unheil zu übermitteln, damit sie sich darauf einstellen können. Diesem Ziele dient die *Mantik oder Divination*, die *Wahrheitskunst*.

So wie diese Betätigung heute geübt wird, ist sie ein Kind des griechisch-römischen Altertums, wenn auch die übrigen antiken Völker sie gleichfalls kannten und fleißig betrieben, speziell Babylon.

Die ursprüngliche Form der Mantik ist eine rein religiöse und entsprang dem regulären *Gottesdienst*, da man annahm, daß die Götter sich leitend, warnend, voraussagend in die Geschehnisse des Einzelmenschen und der Völker einmischen; eine Art göttlicher Fürsorge also. Nun ist aber von Anfang an der Weg, den die Götter für ihre Vorzeichen wählten zweifach gewesen: entweder erkannte der Mensch die Wir-

kung des Gottes innerlich oder aber es handelte sich um äußere Geschehnisse in der Natur, die zur Erklärung erst einer *Deutung* bedürfen.

Bei den innerlich offenbarten Vorzeichen, der sogenannten *kunstlosen Divination*, unterscheidet man: Ekstase, Träume und Orakel. Was unter Ekstase zu verstehen ist, verdeutlichen am besten die hebräischen Propheten. Es handelt sich um den bei einzelnen Menschen auftretenden Zustand einer Art „innerer Verzückung“, die sie „Gott näher bringt“ und ihnen auf diese Weise ein Vorausschauen in die Zukunft durch göttliche Eingebung ermöglicht, eine ausschließlich religiöse, uns hier nicht weiter interessierende Angelegenheit.

Dagegen sind die *Träume* ein für unsere Betrachtung sehr wesentliches Kapitel. Wir wissen heute aus der psychiatrischen Forschung und den Ergebnissen der Psychologie, daß ein Traum seelischen Vorstellungen entstammt, die während des Tages aufgenommen wurden, und nun, aus dem Unterbewußtsein heraus, rückerinnert werden. Aber sie laufen dabei in endloser Folge ab, durchkreuzen sich, wechseln, entbehren jeder Logik, das Gefühl für Raum und Zeit fehlt den Traumerlebnissen, alles ist übertrieben, oft nebelhaft, die Gefühlswelt beherrscht die Abläufe, der Verstand tritt demgegenüber erheblich zurück. Wir wissen weiter, daß Träume durch während des Schlafes auf den Körper wirkende Sinnesreize ausgelöst werden können, die Sinnesreizträume, während ein anderer Teil von ihnen dem Schatz unserer Erinnerung entstammt, die Erinnerungsträume.

Dem Altertum aber galt der Traum nicht als eine solche rein innerlich-individuelle Angelegenheit des *Menschen*, sondern als eine von außen kommende direkte Offenbarung der *Gottheit*. Homer beispielsweise spricht dies an vielen Stellen aus:

*Auf nun, einen der Seher befragen wir, einen der Priester
Oder der Traumweissager — die Träum' auch sendet
Kronion —*

*Der uns melde, warum so fürchterlich grolle des Zeus Sohn.
(Il. 1, 63)*

*... den Kroniden umfing kein labender Schlummer;
Nein, unruhig erwo er im Innersten, wie er Achilleus
Räche hinfort und der Danaer viel' an den Schiffen vertilge.
Endlich erschien ihm dieser Entschluß im Herzen der beste,
Einen berückenden Traum zu des Atreus Sohne zu senden.
(Il. 2, 2)*

*... nahte sich jetzo Pallas Athene,
Auf die Heimkehr denkend des edelgesinnten Odysseus.
Und sie eilte sofort in die prächtige Kammer der Jungfrau,
Wo Nausikaa schlief, des hohen Alkinoos Tochter,
Einer Unsterblichen gleich an Wuchs und reizender Bildung...
Aber sie schwebte, wie wehende Luft, zum Lager der Jung-
frau,
Neigte sich über ihr Haupt, und sprach mit freundlicher
Stimme ...
(Od. 6, 13)*

Selbst die Seelen der Toten konnten dem Schlafenden erscheinen und sich ihm als Traum offenbaren, wobei bei allen Träumen diejenigen als die bedeutsamsten galten, die gegen Morgen eintraten:

*Bald umfing ihn der Schlaf, der, lösend das Leid in der Seele,
Labend um ihn sich ergoß ...
Sieh, da schwebte die Seele heran des erschlag'nen Patroklos,
Ihm ganz ähnlich gestaltet an Wuchs und strahlenden Augen,
Ähnlich an Stimme zugleich und gehüllt in dieselben Ge-
wande,
Trat dem Peliden ans Haupt und sprach zu dem Helden die
Worte ...
(Il. 23, 62)*

*... Da fuhr Ikarios Tochter
Schnell aus dem Schlummer empor, und freute sich tief in der
Seele,
Daß ihr ein deutender Traum in der Morgendämmerung er-
schienen.
(Od. 4, 839)*

Was solche Traumgestalten, die man sich als in einen Scheinkörper gekleidet dachte, aussprechen, ist noch keiner

Deutung bedürftig, sie reden klar. Daneben aber schickt Zeus Träume, die an sich nicht verständlich sind, sondern der Deutung bedürfen:

*Aber höre den Traum, und sage mir seine Bedeutung.
Zwanzig Gänse hab' ich in meinem Hause, die fressen
Weizen mit Wasser gemischt; und ich freue mich, wenn ich
sie anseh'.*

*Aber es kam ein großer und krummgeschnabelter Adler
Von dem Gebirg', und brach den Gänsen die Hälse; getötet
Lagen sie all im Haus, und er flog in die heilige Luft auf.
Und ich begann zu weinen und schluchzt' im Traume. Da
kamen,*

*Ringsumher, mich zu trösten, der Stadt schönlockichte Frauen;
Aber ich jammerte laut, daß der Adler die Gänse getötet.
Plötzlich flog er zurück, und saß auf dem Simse des Rauch-
fangs,*

*Wandte sich tröstend zu mir, und sprach mit menschlicher
Stimme:*

*Tochter des fernberühmten Ikarios, fröhlichen Mutes!
Nicht ein Traum ist dieses, ein Göttergesicht, das dir Heil
bringt.*

*Jene Gänse sind Freier, und ich war eben ein Adler;
Aber jetzo bin ich, dein Gatte, wieder gekommen,
Daß ich den Freiern allen ein schreckliches Ende bereite . . .*

*Ihr antwortete drauf der erfindungsreiche Odysseus:
Fürstin, es wäre vergebens, nach einer anderen Deutung
Deines Traumes zu forschen. Dir sagte ja selbst Odysseus,
Wie er ihn denkt zu erfüllen. Verderben drohet den Freiern
Allzumal, und keiner entrinnt dem Todesverhängnis.*

(Od. 19, 535)

Dadurch, daß viele Träume deutungsbedürftig waren, entstand die Gilde der Traumdeuter, die schon in Babylon und bei den Israeliten bedeutend gewesen war, auch bei den Griechen. Moses donnert zwar gegen die Traumdeutung los, aber im Alten Testament finden sich bekanntlich genügend Stellen, die die Beliebtheit dieser Kunst auch für das alte

Israel außer Zweifel stellen. Trotzdem war die Gegeneinstellung Moses durchaus berechtigt, denn mit dem Augenblick, wo die Mantik dazu übergehen mußte, der Auslegung die Tür zu öffnen, wurde die Wahrsage in das Gebiet des Magischen, Abergläubischen gezogen und kehrte sich damit von der eigentlichen Religion ab.

Dies wird aus dem Wahrsagebetrieb, der im alten Testament geschildert ist, deutlich. Joseph deutet den Traum Pharaos (1. Mos. 40 u. 41), der Prophet Daniel den Traum Nebukadnezars (Dan. 2). Aber auf der anderen Seite wird dem König Manasse sein Glaube an die Mantik scharf vorgeworfen:

*Und er ließ seinen Sohn durchs Feuer gehen und achtete
auf Vogelgeschrei und Zeichen und hielt Wahrsager und
Zeichendeuter und tat des viel, das dem Herrn übel gefiel,
ihn zu erzürnen. (2. Kön. 21, 6; 2. Chron. 33, 6)*

Die bedeutendste Stelle im Alten Testament ist der berühmte Besuch König Sauls bei der Wahrsagerin von Endor. Nachdem er vorher alle Wahrsager und Zeichendeuter aus Israel vertrieben hatte, sucht der König selbst die Wahrsagerin auf, als ihm die Philister auf den Hals kamen:

*Da sprach Saul zu seinen Knechten: Sucht mir ein Weib,
die einen Wahrsagergeist hat, daß ich zu ihr gehe und sie
frage. Seine Knechte sprachen zu ihm: Siehe, zu Endor ist
ein Weib, die hat einen Wahrsagergeist. Und Saul wechselte
seine Kleider und zog andere an und ging hin, und zwei
Männer mit ihm; und sie kamen bei der Nacht zu dem Weib,
und er sprach: Weissage mir doch durch den Wahrsager-
geist und bringe mir herauf, den ich dir sage. Das Weib
sprach zu ihm: Siehe, du weißt wohl, was Saul getan hat, wie
er die Wahrsager und Zeichendeuter ausgerottet hat vom
Lande; warum willst du denn meine Seele in das Netz füh-
ren, daß ich getötet werde? Saul aber schwur ihr bei dem
Herrn und sprach: So wahr der Herr lebt, es soll dir dies
nicht zur Missetat geraten. Da sprach das Weib: Wen soll
ich dir denn heraufbringen? Er sprach: Bringe mir Samuel*

herauf. Da nun das Weib Samuel sah, schrie sie laut und sprach zu Saul: Warum hast du mich betrogen? Du bist Saul. Und der König sprach zu ihr: Fürchte dich nicht! Was siehst du? Das Weib sprach zu Saul: Ich sehe Götter heraufsteigen aus der Erde. Er sprach: Wie ist er gestaltet? Sie sprach: Es kommt ein alter Mann herauf und ist bekleidet mit einem Priesterrock. Da erkannte Saul, daß es Samuel war, und neigte sich mit seinem Antlitz zur Erde und fiel nieder. Samuel aber sprach zu Saul: Warum hast du mich unruhig gemacht, daß du mich heraufbringen lässest? Saul sprach: Ich bin sehr geängstet; die Philister streiten wider mich, und Gott ist von mir gewichen und antwortet mir nicht, weder durch Propheten noch durch Träume; darum habe ich dich rufen lassen, daß du mir weisest, was ich tun soll. Samuel sprach: Was willst du mich fragen, weil der Herr von dir gewichen und dein Feind geworden ist? Der Herr wird dir tun, wie er durch mich geredet hat, und wird das Reich von deiner Hand reißen und David, deinem Nächsten, geben; darum daß du der Stimme des Herrn nicht gehorcht und den Grimm seines Zorns nicht ausgerichtet hast wider Amalek, darum hat dir der Herr solches jetzt getan. Dazu wird der Herr Israel geben in der Philister Hände. Morgen wirst du und deine Söhne mit mir sein. Auch wird der Herr das Lager Israels in der Philister Hände geben. Da fiel Saul zur Erde, so lang er war, und erschrak sehr vor den Worten Samuels, daß keine Kraft mehr in ihm war . . . (1. Sam 28, 7).

Bei den Römern, deren Divination entsprechend dem ganzen Volkscharakter noch wesentlich ausgeprägter war als bei den Griechen und weit schneller und umfangreicher dem Aberglauben anheimfiel, ist die Traumdeuterei fast schon Selbstzweck geworden und steht ganz im Wahrsagetrieb. In der Zeit des Hellenismus hatten auch auf hellenischem Boden alle mantischen Sparten denselben Werdegang durchgemacht. Es erschienen hinsichtlich der Träume jetzt die Traumbücher, so das des Artemidoros von Daldis (135—200 n. Chr.), welches verlangt, daß der Traumdeuter den Cha-

rakter des Träumenden genau kennen muß (!) und in dem zahlreiche Deutungsregeln aufgestellt werden. Interessant ist dabei, daß diese Regeln mit einer ausgeprägten Zahlen- und Buchstabenspielerlei Hand in Hand gehen, wobei, ähnlich wie bei der Kabbala, bestimmte Zahlen bestimmten Buchstaben entsprechen. Ergibt nun die aus den Buchstaben eines Wortes errechnete Zahl die gleiche Summe, wie die eines anderen Wortes, so können die zahlgleichen Wörter füreinander eintreten. Damit ist der magische Betrieb in voller Glorie in die Divination der Träume eingetreten.

Eine medizinische Abart der Traumdeuterei ist der Tempelschlaf. Kranke begaben sich in einen Tempel des Heilgottes Asklepios, fasteten mehrere Tage, opferten ein Tier und legten sich im Tempel auf dem Fell des geschlachteten Tieres zum Schlaf nieder. Alsdann erschien ihnen der Gott und gab seinen heilkundigen Rat, allerdings war die Deutung des Traumes zunächst einmal Sache der Askulappriester, alias Traumdeuter. Ganz speziell war der Tempel in Epidauros seiner Heilschlafwirkung wegen berühmt und wurde von den Priestern durch geschickte Propaganda zum antiken Wunderkurort ersten Ranges ausgebaut und — erweitert. Denn in Epidauros konnte man sich nicht nur die Gesundheit „erträumen“, sondern auf die gleiche Art auch verlorene Wertgegenstände im Traum wiederfinden, ja sogar Schätze, die verborgen waren, ans Tageslicht schaffen. Eine schöne Sache also!

Das Traumbuch des Artemidoros ist übrigens das einzige, das aus dieser Zeit auf uns gekommen ist. Sein Verfasser behauptet, daß er es auf ausdrückliche Anordnung des Gottes Apollo, der ihm deshalb mehrfach erschien, geschrieben habe. Er nimmt es wirklich ernst mit seiner Deuterei, denn er fordert, man solle, wenn man Träume erflehe, nicht nach Unnützem forschen. Er lehnt ferner für sich persönlich jede Scharlatanerie ab und verwirft die Methodik seiner Kollegen, den Träumen ihrer Kundschaft eine möglichst geschraubte und spitzfindige Deutung zu geben; nur die ein-

fachste, natürliche Erklärung sei die richtige. Die ausgehende Antike übernahm dann im ägyptischen Isiskult und den Mysterien dieser Göttin noch weitere Elemente der Traumdeutung und gab endlich die ganze Traumwahrsagerei an die nordischen Völker ab, die sie allerdings aus Eigenem auch schon kannten, denn die nordischen Sagen bringen manchen Bericht von Träumen.

Alle folgenden Zeiten haben an der Anschauung über die Bedeutung der Träume nichts geändert, und so blüht denn die Traumdeuterei heute wie je. Noch immer gilt der Traum nicht als vom Geist des Schlafenden selbst erzeugt, sondern er ist Ausdruck geheimnisvoller übernatürlicher Kräfte und hat demgemäß „etwas zu bedeuten“, schwierig ist im Einzelfalle eben nur das „Was“ der Deutung. Nach wie vor gibt es deshalb Traumbücher die Menge, die oft genug unter den marktschreierischsten Flaggen gehen, angeblich von alten Ägyptern verfaßt sind und dergleichen Unfug mehr. Sie alle arbeiten mit bestimmten Normen: dabei besteht zwischen dem geträumten Ereignis und seiner Deutung häufig genug überhaupt kein verständlicher Zusammenhang. Warum beispielsweise ein kleines Kind „Ärgernis“ bedeuten soll, oder Läuse „Geld“, ist selbst bei größter geistiger Anstrengung nicht zu eruieren. Ganz besonders blüht die Traumdeuterei im Zusammenhang mit dem Lotteriespiel; die geträumten Zahlen werden gespielt, gleichgültig, was dabei heraus kommt. Auch hier ist übrigens wieder die Jongliererei zwischen Zahlen und Worten zu bemerken, an die Stelle bestimmter Zahlen, von denen man *nicht* geträumt hat, können geträumte Worte treten. Bis vor kurzem waren in Österreich die Lotteriereinehmer gleichzeitig die Traumbuchhändler, bis es ihnen durch Ministererlaß verboten wurde.

Auch *erzwingen* lassen sich Träume. Legt man sich in der Johannismacht einen Kranz von neuerlei Blumen unter den Kopf, so werden die alsdann geträumten Dinge wahr. Es gibt eine Unmenge ähnlicher Regeln.

Alles in allem: die Träume und ihre Bedeutung für die

Enthüllung der Zukunft sind allbeliebt, selbst der sonst in allen Dingen so ablehnende Hexenhammer läßt sie bis zu einem gewissen Grade gelten:

„In der Weissagung aus Träumen . . . wird zweierlei beobachtet: Erstens wenn jemand Träume benutzt, um dadurch Umstände zu sein, Verborgenes zu enthüllen durch die Eingebungen der bösen Geister, mit denen sie ausdrückliche Pakte haben, wenn sie nämlich dabei angerufen werden; zweitens aber, wenn jemand der Träume sich bedient, die Zukunft zu erkennen, wonach Träume hervorgehen aus göttlicher Eingebung oder aus einer natürlichen inneren oder äußeren Ursache, soweit eine solche Kraft sich ausdehnen kann; dann wird das keine unerlaubte Weissagung sein.“

Einen ähnlichen Werdegang haben die Orakel, der wesentliche Unterschied zwischen ihnen und den übrigen mantischen Dingen ist jedoch der, daß sie allermeist an einen bestimmten Ort und Tempelbezirk geknüpft sind; die ungewöhnliche Wichtigkeit des Orakels in Delphi für das ganze antike Leben ist allbekannt. Zumeist handelte es sich um Spruchorakel, die Weissagung wurde in diesen Fällen durch Menschen, meist Frauen, gegeben, die durch Dämpfe, heiße Quellen und ähnliche physische Beeinflussung in den Zustand der Ekstase gerieten. Liegen diese Orakel noch ziemlich auf religiösem Gebiet, so schlugen die Zeichenorakel bereits die Brücke zur *künstlichen Divination* und damit zum magischen Aberglauben. Ein solches Zeichenorakel war zu Dodona im Zeus-tempel: geweissagt wurde aus der Art, wie sich die Blätter der heiligen Eiche bewegten und aus dem Ton eherner Becken, immerhin schon eine Methode, die der Willkür des Deuters weiten Spielraum ließ.

Bei der künstlichen Divination ist das Kennzeichnende, daß die Deutung nichts mehr mit einer „inneren Erleuchtung“, sei es des Fragenden oder des Wahrsagers, zu tun hat, sondern einzig in der Auslegung rein äußerer Zeichen besteht, die angeblich von der Gottheit stammen sollen. Schon bei Homer betreibt der Wahrsager dieser Art ein förmliches Ge-

werbe und wird dementsprechend neben anderen Gewerbetreibenden aufgeführt:

*Denn wer gehet wohl aus, und ladet selber den Fremdling,
Wo er nicht etwa im Volk durch nützliche Künste berühmt ist,
Als den erleuchteten Seher, den Arzt, den Meister des Baues,
Oder den göttlichen Sänger, der uns durch Lieder erfreuet?*
(Od. 17, 383)

Immerhin gilt solch ein Mantiker zu jener Zeit noch als „erleuchtet“ und „nützlich“, scheint also seine Kunst noch ernst genommen zu haben und nicht zur zielstrebigem Gaunerei gemacht zu haben, wie später. Es dauerte jedoch nicht lange, da verfiel diese Orakeldeuterei, ohne auf Verstandeschlüsse Rücksicht zu nehmen, einem phantastischen Kombinieren; jede ungewöhnliche Erscheinung galt als bedeutungsvoll und konnte dadurch der Deutung zugänglich gemacht werden. Das war zumal dann der Fall, wenn ein Ereignis in der Natur zufällig mit im Gang befindlichen oder beabsichtigten weittragenden menschlichen Handlungen, zum Beispiel einem Kriegsunternehmen, zusammen fiel. Dann blühte der Weizen der Mantik. Oft genug sah man in dem zu deutenden Vorfall ein Symbol der zu erwartenden Zukunft. Auch das finden wir bereits bei Homer:

*... und rechtsher flog ein heilsweissagender Vogel,
Phöbos schneller Gesandter, der Habicht; zwischen den Klauen
Hielt er und rupfte die Taub', und goß die Federn zur Erde
Zwischen Telemachos nieder und seinem schwärzlichen Schiffe.
Eilend rief Theoklymenos ihn von den Freunden besonders,
Faßte des Jünglings Hand, und erhub die Stimme der Weisheit:
Jüngling, nicht ohne Gott flog dir zur Rechten der Vogel;
Denn ich erkenn' an ihm die heilsweissagenden Zeichen!
Außer eurem Geschlecht erhebt sich nimmer ein König
In der Ithaker Volk; auf euch ruht ewig die Herrschaft!*
(Od. 15, 524)

Schön wird hier ein ganz alltäglicher Vorgang in der Natur ausgedeutet. Odysseus Sohn Telemachos ist noch jung, der Vater noch immer nicht nach Hause gekommen, die Mut-

ter von den Freiern zur Ehe gedrängt. Die ganze Situation ist für die Herrschaft des Hauses entschieden undurchsichtig und peinlich, man weiß nicht, was werden soll. Aber der Wahrsager Theoklymenes, der die Lokalverhältnisse kennt, deutet aus: der Habicht Odysseus wird die Taube Freier schon kriegen, die Herrschaft bleibt erhalten.

Diese Deutung aus dem Vogelflug war vornehm und offiziell. Es gab daneben aber auch eine niedere Mantik, die Hydromantie, wobei man die Wahrsagung davon abhängig machte, ob ein Gegenstand im Wasser unterging oder nicht, weiter die Weissagung aus dem Sieb: ein am Faden aufgehängtes Sieb wurde um sich selbst gedreht und dabei Namen genannt; bei welchem es stille stand, der galt für den Gesuchten. Die Chiromantie, die Kunst aus den Linien der Hand zu weissagen, blühte desgleichen.

Die Römer kannten die divinatorisch wichtigen Wunderzeichen und Ereignisse förmlich im engros, ihrer ganzen abergläubigen Veranlagung entsprechend, und hatten für jede einzelne Art der Mantik ihre speziellen Priesterkollegien, unter denen die Vogelschauer, die Auguren, die bedeutendsten waren. Diese Kollegien waren offiziell und hatten einen bedeutsamen Einfluß auf die Staatsereignisse. Nur ein Beispiel: Jeder römische Feldherr hatte in seinem Stab einen pullarius, Hühnerwärter, will sagen, einen Mantiker mit einem Korb junger Hühner. Vor jedem wichtigen Unternehmen des Feldzugs wurden diese Hühner „befragt“, indem man ihnen Körner vorwarf und nun beobachtete, ob sie schnell und gierig über diese herfielen — was günstig war — oder ob sie unlustig oder garnicht fraßen — was ein böses Vorzeichen darstellte. Ein geübter pullarius wußte sich aber zu helfen: er ließ die Tiere möglichst lange fasten, dann war der günstige Ausgang der Befragung gesichert! Das „corriger la fortune“ hat die liebe Menschheit zu allen Zeiten verstanden.

Unter den römischen Orakeln sind einige interessante Formen. So die Losorakel, die *sortes*, von denen sich ein beson-

ders berühmtes zu Caere befand; es handelte sich um beschriftete Täfelchen, in ein Bündel gefaßt. Bei der Befragung fiel ein solches Täfelchen heraus, und seine Inschrift gab die Deutung. Livius, dessen „Römische Geschichte“ von Wunderzeichen und Orakeln nur so wimmelt, erwähnt diese sortes des öfteren. Von einem solchen zu Falerii schreibt er — es ist die Zeit des für Rom so schweren Hannibalischen Krieges —:

„Zu Falerii habe man den Himmel wie von einem großen Risse gespalten gesehen und aus der Öffnung habe ein gewaltiges Licht hervorgeleuchtet; die Orakeltäfelchen seien dort kleiner geworden und eins beim Umschütteln herausgesprungen, mit der Aufschrift: „Mars schwingt seinen Speer“.

Das war in der damaligen Situation unzweifelhaft richtig, denn Hannibal saß mitten in Italien! Man steht vor der Allwissenheit des Losorakels von Falerii in stummer Bewunderung!

Eine spezifisch römische Orakelsorte waren die sibyllinischen Bücher, schriftlich niedergelegte alte Weissagungen, die bei Bedarf von einem nur zu diesem Zweck eingesetzten Mantiker-Konsortium befragt wurden, indem man in ihnen nachschlug. In griechischer Sprache abgefaßt, wurden sie im Jupitertempel zu Rom in einem steinernen Kästchen aufbewahrt. Sie gingen auf die cumäische Sibylle, eine uralte Weissagerin, zurück, über die uns Vergil berichtet:

*Wenn du dahin gelangt der cumäischen Stadt dich genähert
Und dem begeisterten See und dem waldumrauschten Avernus,*

*Wirst du die Seherin schaun, die rasende, die in der Felskluft
Schicksal singt und dem Laube die redenden Zeichen vertrauet.*

Welche Verkündungen nun in das Laub einritzte die Jungfrau,

*Ordnet sie alle nach Zahl und läßt sie verschlossen im Felsen.
Jene ruhn unbewegt an dem Ort und behaupten die Ordnung.
Doch wenn heran nur leise bei umgedrehter Angel*

*Hauchte der Wind, und die Pforte die luftigen Blätter verwirrte,
Nimmer die flatternden dann im gehöhlten Felsen zu haschen,
Noch zu erneuern die Lag' und die Sprüche zu einigen sorgt sie.
Ratlos ziehen sie fort und lassen das Haus der Sibylle.*
(Aen. 3, 441)

Die gute Dame hatte also die Aufgabe, mit Zeichen versehene und vom Wind durcheinandergewirbelte Laubblätter je nach der Art des Durcheinanderwirbelns zu Weissagungen zusammenzustellen. Aber im vorliegenden Falle tat sie ihre Pflicht nicht.

Wir übergehen die andersartigen römisch-griechischen Orakel, wie die Eingeweideschau und ähnliche, da sie grundsätzlich Neues nicht zu bieten haben. Erwähnenswert ist noch, daß alle diese Orakel sich bis an das Ende der Antike hielten, selbst als das Christentum schon bedeutungsvoll im Staatsleben geworden war.

Wie umfangreich der römische Glaube an Wunderzeichen war, zeigt nachstehendes Beispiel aus Suetons „Kaiserbiographien“:

„Seine (Caligulas) bevorstehende Ermordung ward durch viele Wahrzeichen verkündet. Zu Olympia ließ das Jupiterbild, das er auseinander zu nehmen und nach Rom bringen zu lassen beschlossen hatte, plötzlich ein solches Gelächter hören, daß die Arbeiter auf den wankenden Gerüsten entflohen, und unmittelbar darauf kam ein gewisser Cassius und versicherte, es sei ihm durch einen Traum der Befehl erteilt, dem Jupiter einen Stier zu opfern. Zu Capua ward das Kapitol an den Iden des März vom Blitze getroffen; desgleichen zu Rom die Wohnung des Aufsehers über den Vorhof des Kaiserpalastes, und es fehlte nicht an solchen, welche das eine Vorzeichen dahin deuteten: dem Kaiser stehe Gefahr von seinen eigenen Wächtern, das andere: es stehe wieder die

Ermordung einer erhabenen Person bevor, wie sie einst an jenem Tage stattgefunden (Julius Cäsar ist gemeint). Als er sich von dem Astrologen Sulla die Nativität stellen ließ, versicherte ihm dieser: „es nahe ihm auf das bestimmteste gewaltsamer Tod“. Auch das Orakel von Antium gab ihm die Warnung: „er möge sich vor Cassius hüten“ . . . Am Tage vor seiner Ermordung träumte ihm, er stehe im Himmel neben dem Throne des Zeus und werde von demselben mit der großen Zehe des rechten Fußes fortgestoßen und auf den Erdball hinab geschleudert. Als Wahrzeichen galt später auch manches, was an dem Tage der Ermordung selbst und zwar kurz vor derselben sich zufällig ereignet hatte, so z. B. daß ihn, als er opferte, das Blut eines Flamingos bespritzte und daß der Pantomime Mnester dieselbe Rolle in derselben Tragödie tanzte, welche einst Neoptolemus in den Spielen, bei welchen der König der Makedonier Philipp, ermordet worden war, gespielt hatte. Ferner daß, als bei dem Mimusspiel „Laureolus“, in welchem der Hauptacteur auf der Flucht niederstürzt und Blut speit, mehrere Nebenspieler zweiten Ranges dasselbe Kunststück zu machen sich beeiferten, zuletzt die ganze Bühne in Blut schwamm, und endlich, daß man für die Nacht, welche auf seine Ermordung folgte, die Aufführung eines Schauspiels vorbereitete, in welchem Unterweltsgeschichten durch Ägypter und Äthiopen dargestellt werden sollten“ (Caligula 57).

In diesem einen Bericht — Sueton hat mehrere solcher bei seinen verschiedenen Tyrannen — vereinigt sich der ganze magisch-mantische Betrieb: Astrologie, Träume, Orakel, Naturereignisse, zufällige Tagesereignisse, von denen recht naiv gesagt wird, daß sie *nachher* unter die Vorzeichen gezogen wurden, alles tut sich zusammen, um die Ermordung eines Mannes anzuzeigen. Gewiß, er war der Beherrscher der damals bekannten Welt. Aber es will mir doch dünken, daß sich der Himmel doch etwas *reichlich* Mühe um ihn gemacht hat!

Munter übernahm das Mittelalter den ganzen Orakelbe-

trieb, wie es auch dem Traumdeuterunsinn folgte und ihn zur „Wissenschaft“ gestempelt hatte, obwohl auch hier schon die Antike einen großartigen Schwindlerbetrieb ausgebildet hatte. So richtete ein Alexander (um 105—175 n. Chr.) in seiner Vaterstadt Abunoteichos in Paphlagonien ein angebliches Orakel des Apollo und Asklepios ein. Alexander machte das so, daß er heimlich Erztafeln im Apolloheiligtum zu Chalzedon vergrub und dann „auffand“, auf denen der Gott seine Absicht, mit Asklepios nach Abunoteichos überzusiedeln, bekannt gab. Alsdann wurde ein Sibyllenspruch lanciert, demgemäß der „Prophet“ Alexander in dem neuen Heiligtum ankommen werde, und tatsächlich erschien er alsbald, prachtvoll gekleidet und eröffnete seinen Betrieb. Im Fundamentwasser des neuen Tempels „fand“ er ein ausgeblasenes Gänseei mit einer kleinen Schlange des Asklepios, und konnte alsbald die ausgewachsene Schlange — ein Gott wächst schnell! — dem bewundernden Publico vorzeigen und an seinem Busen beherbergen. Das heißt, das war nun wieder nicht die richtige Schlange, sondern ein mit menschenähnlichem Gesicht versehener „Schlangen“-Kopf aus Leinwand, der mit Hilfe von Pferdehaaren das Maul auf und zu machen konnte, und eine Röhre in sich enthielt, durch die ein Gehilfe des Alexander „Orakelsprüche“ aus des Gottes eigenem Munde von sich gab. Allerdings nur selten und ganz besonders bevorzugten Fragestellern gegenüber gegen Sondertaxe. Schon die Antike hat Herrn Alexander auf eine Jahreseinnahme von 60 000 Mark, eine bei der damaligen Kaufkraft des Geldes enorme Summe, geschätzt. Eine Art von „Reisenden“ posaunte den Ruhm des neuen Orakels in aller Welt aus, die Gläubigen strömten von weiter zu. Stellte einer der Großen verfängliche Fragen nach dem Schicksal des Kaisers, war Alexander klug genug, nicht zu antworten, hatte aber nun den Fragesteller in der Hand und erpreßte für seine Verschwiegenheit große Summen. Im Alter von fast siebenzig Jahren starb der grandiose Gauner im Vollbesitz von Ehre und Reichtum. Er ist also einer

der ganz wenigen großen Hochstapler der Weltgeschichte, dem er bis zuletzt gut ging.

Alle Erfahrungen solcher Art konnten den mittelalterlichen Menschen genau so wenig kopfscheu machen, wie den modernen. Noch ein Melanchthon legte den Träumen Bedeutung bei: ihm träumte von einem Kraut, das sich früher bei Augenkrankheiten bewährt haben sollte. Seine Ärzte wandten es an, aber leider ohne Erfolg. Der Traum war eine Niete.

Wie bedeutend und allgemein die Mantik im Mittelalter war, beweist die Stellungnahme des Hexenhammers:

„Die Arten . . . der Weissagung, die geschieht durch ausdrückliche Anrufung des Dämonen, sind: Gaukelei, Weissagung aus Träumen, Nigromantie, phytonische Weissagung, Geomantie, Hydromantie, Aeromantie, Chiromantie und Verehrung der Ariolen . . . den Dingen, die den Namen „Lose“ führen, nämlich durch Betrachtung von Punkten, Stäbchen und Figuren, die in Blei gegossen sind . . . Die Gaukler die menschlichen Sinne täuschen durch gewisse Erscheinungen, so daß ein Körper anders durch den Sinn des Sehens oder Fühlens erfaßt wird (als er ist) . . . Nigromantie . . . geschieht durch Erscheinen der Toten und Anreden derselben . . . Diese Art Kunst besaß auch jene Zauberin und Pytho, Könige I, 28, die auf Drängen Sauls den Samuel heraufbeschwor . . . Die Art, die durch Pythonen geübt wird, nach Isidorus von Python Apollo, der der Urheber der Weissagung gewesen sein soll, (geschieht) nicht durch Träume oder durch Anredung Verstorbener, sondern durch Lebende, wie bei den Besessenen, die so, von den Dämonen besessen, freiwillig oder unfreiwillig, zur Verkündung der Zukunft . . . getrieben werden . . . Die Geomantie . . . sich auf Erdenkörper bezieht, wie Eisen oder Edelstein (lapis politus); die Hydromantie die am Wasser oder Eis geschieht; die Aeromantie, die an der Luft geschieht; die Pyromantie am Feuer; der (Kult der) Ariolen, der an den Eingeweiden der auf den Altären der Dämonen geopfert Tiere geschieht . . .“

Immerhin meint der Hammer, all diese Mantik sei nichts im Vergleich mit den Schandtaten der Hexen!

In unserem erfreulichen 20. Jahrhundert sind wir nicht weiter, als zur Zeit des genannten Alexander; noch immer gilt die Wahrsagerei als eine „Wissenschaft“, an der zu zweifeln unerlaubt ist. So laufen also unter uns die verschiedenartigsten Wahrsager haufenweise herum und sind enorm frequentiert. Das Losorakel ist zwar nicht mehr so beliebt wie früher, denn es antwortet nur mit „ja“ oder „nein“, was dem Bedürfnis des Befragers nur selten genügt, aber angewandt wird es noch immer. Insbesondere zur Erkennung des Zukünftigen kann man es brauchen. Wirft eine Jungfrau ihren Schuh in bestimmten Nächten rückwärts über ihren Kopf, so kann sie aus der Fallrichtung ersehen, ob sie bald heiraten wird oder nicht. Oder: wirft man fünf Brotkügelchen auf den Tisch, so gilt die Frage als bejaht, wenn sich aus ihnen durch Verschieben eines einzigen Kügelchens ein Kreuz bilden läßt. Oder: man bricht früh im Wald schweigend neuerlei verschiedene Holzstückchen und wirft sie ins Wasser. Je nach der Anzahl der untersinkenden Stücke läßt sich erkennen, ob ein an chronischer Krankheit Leidender genesen wird oder nicht.

Allgemein sind die Pflanzenorakel nach dem beliebten Rezept: „Er liebt mich — liebt mich nicht“. Wenn auch oft behauptet wird, man tue dies nur „zum Spaß“, so stimmt das meist nicht ganz genau; hinter dem Scherz verbirgt sich der Ernst, genau so, wie bei den Tierorakeln. Beispielsweise: eine hoffende Mutter kann den Tag der Entbindung erfahren, wenn sie etwas Hafer in ein Tuch tut und eine Stute, die schon ein Füllen hat, davon fressen läßt; die Zahl der übrig bleibenden Körner gibt die noch verbleibenden Tage der Schwangerschaft an. Der Schwangerschaftskalender der Frauenärzte funktioniert zwar bei weitem besser, aber er hat einen großen Fehler: er ist nicht okkult!

„Sibyllinische Bücher“ besitzen wir erfreulicherweise auch noch, wenn sie auch nicht mehr von der cumäischen Sibylle

stammen. Meist benutzt man zu diesem Orakel jetzt die Bibel oder das Gesangbuch, sticht in das geschlossene Buch mit einem Messer, schlägt auf und deutet die „angestochene“ Seite auf seinen Fall. Trifft man auf einen Sterbegesang, so deutet das natürlich Tod eines Familienmitgliedes an und so weiter. Selbst wirklich fromme Leute benutzen die Bibel so als reguläres Wahrsagebuch. Die Hydromantie, Chiro-mantie sind so bekannt, daß es sich nicht lohnt, weitere Worte darüber zu verlieren, selbst die Wahrsagerei nach dem Sieb kennt man immer noch. Andererseits hat unsere Zeit die alte Mantik durch einige Neuerungen „bereichert“, die die Antike noch nicht anwenden konnte, weil man das Kartenspiel und den Kaffee noch nicht kannte. Die Kartenschlägerei ist sogar der Trumpf der heutigen ortsüblichen Zukunftserkundung geworden. „Die Gläubigkeit, mit welcher besonders Frauen, auch aus den gebildeten Ständen, die Wahrsagereien der Kartenlegerinnen aufnehmen und befolgen, gehört jedenfalls zu den merkwürdigen Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens. Ein im Jahre 1859 in Berlin entlassener Zuchthaussträfling, der gebessert zunächst sehr ordentlich und gesittet lebte, fiel dann wieder in Verbrechen, weil ihm eine Kartenlegerin wahrsagte, daß er noch einmal sehr glücklich werden würde, nachdem er vorher noch einmal ins Zuchthaus gekommen wäre; er legte es nun auf letzteres an“ (*Wutke*).

So stellt sich die Mantik dar als ein Konglomerat aus mißdeuteten natürlichen Vorgängen, völlig willkürlich aufgebauten Orakelsystemen und Schwindelei. Tausend ihrer Prophezeiungen gehen schief, die tausendunderste trifft ein. Nur diese bleibt im Gedächtnis haften, die Niete verschwinden aus dem Bewußtsein, und deshalb wird unentwegt weiter an die geheimnisvollen Kräfte geglaubt!

Eine Frage, deren Für und Wider die Gemüter bis in unsere Tage stark erhitzt und die volkswirtschaftlich von einer weit größeren Bedeutung ist, als man gemeinhin weiß, ist die der *Wünschelrute*. Gehört auch dieses schöne und sehr

viel verwandte Instrument zu den okkulten Angelegenheiten oder nicht?

Es ist häufig die Meinung vertreten worden, daß diese Rute ein Produkt nordischer Erkenntnis sei. Das stimmt sicher nicht, denn wir finden, daß auch sie bereits zumindest dem römischen Altertum bekannt war, denn Plinius erwähnt die „Wasserschmecker“, *aquileges*, die mit Hilfe von Ruten verborgene Quellen entdeckt haben sollen. Damit kommen wir zunächst einmal auf den Zweck der ganzen Rutengängerei:

Den Menschen in seiner allbekanntesten Bereicherungssucht hat von je die Frage interessiert, was wohl unter dem Boden, auf dem er gerade wandelt, an lukrativen Dingen verborgen sein könne und wie er wohl eine Methode finden könne, sich hierüber Klarheit zu schaffen. Nicht nur die für die Landwirtschaft, die Anlage eines neuen Gutes zum Beispiel, wichtige Frage: werde ich auch für Mensch, Vieh und Feld das nötige Wasser an die Erdoberfläche bekommen können, wird also die immerhin kostspielige Brunnenanlage lohnen, hatte Interesse; weit mehr noch spielte es eine Rolle, für die Erschließung von Erzen, Kohle, und neuerdings besonders Erdöl. Die Wissenschaften der Geologie und der Geophysik haben die praktische Aufgabe, diese sehr oft an sie gerichteten Fragen zu beantworten. Aber diese Antwort ist leider häufig nur unvollkommen und erst nach sehr mühsamen, auf genaueste physikalische Methoden aufgebauten Untersuchungen des fraglichen Geländes zu geben. Über ein mehr oder weniger „wahrscheinlich“ kommen diese wissenschaftlichen Gutachten vielfach nicht heraus, und zum Schluß muß dann doch der stets sehr kostspielige Bohrversuch die letzte Klärung geben. Bringt der Bohrer das vermutete und gewünschte Material ans Tageslicht ist alles gut. Bringt er es nicht, dann sind große Summen zwecklos vergeudet.

Diese unschöne Situation behauptet die Rutengängerei durch ihre Methode „mit Sicherheit“ schnell und billig ausräumen zu können. Die Wünschelrute zeige in der Hand des

Rutengängers das Bild der geologischen Beschaffenheit des untersuchten Untergrundes „genau“ an.

Ursprünglich ist die Rute ein gegabelter Zweig der Hasel (*Corylus avellana*), nur selten wird sie auch von der Weide oder dem Kreuzdorn entnommen. Schon ihr Name bei den verschiedenen germanischen Volksstämmen ist beachtlich: im Niedersächsischen hieß sie „Wickerode“ die Weissagerute, von Wicken = vorhersagen, „Wichelroede“ im Holländischen von wicheln = weissagen, im Dänischen „Spaasticke“ von spae = vorhersagen, stets also ist ihr Name mit etwas Magischem, Zaubenhaften verknüpft. Sie brauchte übrigens nicht immer pflanzlicher Art zu sein, sondern konnte auch aus Edelmetall bestehen. Im 19. Gesang des Nibelungenliedes, als der Hort beschrieben wird, heißt es:

*Es lag der Wunsch darunter; von Gold ein Rütelein;
Wer dessen Kraft erforschte, der möchte Meister sein
Wohl auf der ganzen Erde und über jeden Mann.*

Daraus ergibt sich also, daß man in diesen Zeiten den Effekt der Rutengängerei einzig in der Rute selbst sah, deren „Kraft“ zum Erfolg führte. Mit dieser Annahme eines Zaubers stimmt auch überein, daß sie in den ripuarischen Gesetzen verboten wurde. Sie ist im späteren Mittelalter kaum noch in Benutzung gewesen, sondern verlacht worden. In der beginnenden Neuzeit taucht sie jedoch wieder auf. Der Anfang des 16. Jahrhunderts durch Georg Agricola (geb. 1494) gründlich reformierte und in Schwung gebrachte Bergbau verwandte sie, wie ein Bild in Agricolas Werk beweist. Auch die Kosmographie Sebastian Münsters zeigt einen Rutengänger. Seitdem ist sie nicht mehr ganz außer Gebrauch gekommen, feierte ihre höchsten „Triumphe“ aber erst in der neuesten Zeit mit ihrem riesig angewachsenen Bedarf an Erdschätzen.

Sehr lehrreich hinsichtlich ihrer Bewertung als magischer Gegenstand sind die Vorschriften zu ihrer Gewinnung. Bei den Germanen mußte sie am Wodanstage (Donnerstag) vom Strauch geschnitten werden, wobei kein Messer, sondern ein



Bergmänner mit Wünschelrute nach Agricola. 15. Jhd.

Feuerstein benutzt werden mußte und der Schnitt sehr schnell ausgeführt werden sollte, damit der Strauch die geheimnisvolle Kraft nicht aus dem Zweige zurückziehen konnte. Dabei mußten später auch gewisse Formeln gesprochen werden:

*Ich schneide dich, lieb Rut,
Daß du mir mußt sagen,
Was ich dich will fragen,
Und dich so lang nit rühren,
Bis du die Wahrheit tust spüren.*

Die Vorschriften zu ihrer Gewinnung wurden schließlich noch okkulter. Man mußte am Johannistag um Mitternacht,

oder am Karfreitag von rückwärts sich dem Strauch nähern, die Rute zwischen den Beinen nach vorn ziehen, nicht mit der bloßen Hand berühren, mit noch nie benutztem Messer schneiden und konnte die Rute noch wirksamer machen, indem man sie heimlich einem Täufling ins Kleid steckte, sodaß sie mitgetauft wurde (*Wutke*). Magischer kann die ganze Angelegenheit kaum sein, zumal beim Schneiden auch noch Beschwörungsformeln gemurmelt wurden.

Das Instrument hatte übrigens nicht nur die Eigenschaft, Bodenschätze anzuzeigen; es konnte auch zur Ermittlung von Dieben und Mördern gebraucht werden, öffnete, wie die Springwurzel verschlossene Türen und kann, wie wir noch weiter sehen werden, auch in der Heilkunde gute Dienste tun.

Sämtliche Ermittlungen mit diesem Wunderinstrument werden so ausgeführt, daß der Rutengänger sein Handwerkzeug an den beiden Enden der Gabel faßt, waagrecht oder nach oben gerichtet vor sich hinhält und losmarschiert. An der Stelle verborgener Wasser-„Adern“, Erz-Kohle-Erdölvorkommen schlägt die Rute von sich aus plötzlich nach unten aus. Intensität und Häufigkeit des Ausschlags geben genaue Einzelheiten über die Menge des gesuchten Vorkommens an. Tut es das wirklich? Der internationale Verein der Rutengänger sagt ja! Was sagt die Wissenschaft?

Man darf sagen, daß die Wünschelrutenfrage — man hat sie sogar Wünschelrutenproblem genannt — außerordentlich eingehend von den infrage kommenden Zweigen der Wissenschaft, der Geologie, Geophysik, Medizin und Psychologie, untersucht worden ist, und zwar gerade in unseren Tagen. Es sind, zumal auch wesentliche Belange der Heilkunde von der Wünschelrute für sich in Anspruch genommen worden sind, und selbst Behörden sich der Rutengänger bedient hatten, auch von seiten des Staates und Reiches eingehende Versuche und Erhebungen unternommen worden, sodaß sich heute folgendes sagen läßt:

Im Jahre 1929 durch die Preußische Geologische Landesanstalt unternommene Versuche mit drei vom Internatio-

nenal Rutengängerverein geprüften Herren, die die Feststellung von Wasser und von nutzbaren Mineralien zum Zweck hatten, führten zu vollkommenem Versagen der Rutengänger. Genaue Erhebungen darüber, ob jemals durch Rutengänger irgendwelche Vorkommen in der Erde, die heute bekannt sind und ausgebeutet werden, festgestellt worden sind, führten zu dem Ergebnis, daß auch nicht eine dieser Lagerstätten ihr Bekanntwerden der Wünschelrute verdankt. Besonders bemerkenswert sind Erhebungen und Versuche des Reichsgesundheitsamts. Es war nämlich unter anderem in neuester Zeit behauptet worden, daß es krankmachende „Erdstrahlen“ — die uns noch näher beschäftigen werden, — gebe, die durch Rutengänger erkannt werden können. Das Prüfungsergebnis fiel restlos negativ aus, auch hier war ein absolutes Versagen der Wünschelrute zu verzeichnen. Ferner: gehen Rutengänger ein bestimmtes Areal ab, das nachgewiesenermaßen (was dem Rutengänger natürlich nicht bekannt sein darf) eine gleichmäßige Grundwasserschicht besitzt, also sozusagen einen unterirdischen Wassersee, so stellen die Gänger dort Wasseradern, das heißt einzelne Quellen fest, und zwar jeder anderswo, als sein Vorgänger. Wird an den von den Gängern bezeichneten Stellen nachgegraben, so stößt man selbstredend auf Wasser, was dann als Erfolg der Rutengängerei gebucht wird. Von den äußerst zahlreichen Nieten wird natürlich in der Presse niemals berichtet. Daß in Wirklichkeit der Erfolg an solchen großen gleichmäßigen Wasserfeldern eine Niete für die Rute, die dort nur einzelne Wasseradern anzeigt, bedeutet, weiß niemand.

Tatsächlich machen aber die Ruten zuckende Ausschläge. Woher kommt das? Der Kieler Psychologe *E. Holzlöbner* hat sich 1936 in sehr sorgfältiger Untersuchung mit dieser Frage befaßt und damit das erwiesen, was man seitens der Medizin schon längst behauptet hatte. Es ist unmöglich, daß ein Mensch seine Muskeln absolut ruhig hält. Die geringste körperliche oder seelische Reizung führt dazu, daß in der

Muskulatur elektrische Aktionsströme auftreten, die mit Spannungsänderungen und damit kleinen, dem Auge nicht oder kaum merkbaren Bewegungen der Muskulatur einhergehen. Hält man nun in den beiden Händen die elastische gabelförmige Wünschelrute, so wird sich auch die kleinste Muskelbewegung in den haltenden Händen und Armen sofort als ein sichtbares Bewegen dieses in Spannung befindlichen Instrumentes auswirken, die Rute zuckt. Es ist keineswegs nötig, daß dem Rutengänger diese Bewegung der eigenen Muskulatur zum Bewußtsein kommt, er kann gutgläubig der Ansicht sein, nicht *er*, sondern die *Rute* bewege sich. Holzlöhner sagt: „Wollte man ein Gerät finden, das durch unbewußte Bewegungen zu einem Ausschlag gebracht werden kann, so könnte man keine geeignetere Anordnung herstellen als eine Wünschelrute.“

Nun hat man dem entgegen gehalten, daß diese unbewußten Bewegungen tatsächlich doch durch geophysikalische Verschiedenheiten bedingt sein könnten. So wie es besonders „wetterempfindliche“ Menschen gebe, gebe es auch solche mit besonderer Empfindlichkeit gegen die mit Wasserläufen, Erzvorkommen und so weiter verbundenen geophysikalischen, vielfach elektrischen und magnetischen Momente. Diese würden beim Wandern von dem Rutengänger empfunden und durch Ausschlag der Rute notiert. Ja, es gebe sogar Rutengänger, die *ohne* Wünschelrute arbeiten könnten. Schön! Aber dann wird das ganze Problem geändert. Dann liegt die „Kraft“ nicht mehr in der Wünschelrute, sondern ganz allein im Rutengänger, dessen Instrument somit überflüssig wird. Unterstellen wir also einmal, daß es, was uns hier an sich gar nicht interessiert, wirklich Menschen mit einem so hochempfindlichen Nervensystem gibt, daß sie unterirdische Lagerstätten begehrter Artikel „spüren“, dann fällt die ganze Wünschelrutenfrage in sich zusammen. Sie tut es aber wohl auch ohne eine solche Annahme, wie die exakten Überprüfungen, die wir oben schilderten, dartun, und wir können die eingangs gestellte Frage unbedenklich

dahin beantworten, daß auch die Wünschelrute ein magisches Instrument ist, das einen wirklichen praktischen Wert nicht besitzt. Seit Jahrhunderten, wenn nicht Jahrtausenden in Gebrauch, hat sie nichts von dem geleistet, was man ihr nachgesagt hat: weder hat sie Wasser oder Erdschätze gefunden, noch, wie man neuerdings behauptet hat, den Sitz der Krankheit im Körper erkennen lassen. Hätte sie *wirklichen* Wert, dann brauchten die Grundstücksbesitzer nicht mühsame und kostspielige geophysikalische Gutachten einzuholen, die ihnen überdies nur Wahrscheinlichkeitsdiagnosen geben können, während doch die Rutengänger die gesuchten Vorkommen nach Ausdehnung und Tiefe bis auf den Meter genau erkennen zu können behaupten und den Vorzug haben, wesentlich billiger arbeiten zu können. Schade, es wäre so schön gewesen!

Gewissermaßen eine Abart der Wünschelrute ist das *siderische Pendel*, dessen Anwendung nach dem ersten Weltkrieg bei uns einen unerhörten Aufschwung nahm. Wie sehr es grundsätzlich der Rute verwandt ist, geht daraus hervor, daß es gleichfalls zur Suche nach Wasser und Erdschätzen eingesetzt wurde.

Das Prinzip ist darin zu sehen, daß ein an einem Faden aufgehängter Ring oder Kugel, der von der Hand des Pendlers gehalten werden muß, über einem bestimmten Gegenstand von sich aus in charakteristische Schwingungen geraten soll. Das Gewicht des Pendels darf 220 g nicht übersteigen, der Faden nicht länger als 30 cm sein, und soll aus einem Pferde- oder Frauenhaar bestehen, auch Leinen oder Seide sind brauchbar, Wolle aber nicht. Der Abstand des Pendels von dem „auszupendelnden“ Gegenstand soll drei bis vier Zentimeter betragen, das Pendel muß vom Pendler absolut ruhig gehalten werden. Es ist nicht gleichgültig, wie man es hält; es darf auf keinen Fall zwischen Daumen und Zeigefinger gefaßt werden, weil „beide sich entgegenwirken“.

Eifrig propagiert wurde das siderische Wunderding schon vor fast siebenzig Jahren, insbesondere trat Reichenbach,

der Schöpfer der Od-Lehre, lebhaft dafür ein, ein 1913 erschienenes Buch von Friedrich Kallenberg bringt eine „wissenschaftliche“ Erklärung der beim Pendeln ablaufenden physikalischen Vorgänge, die an Unsinn nicht zu überbieten ist.

Hochinteressant ist die ursprüngliche Grundlage der Pendelei; es soll über Gold einen Kreis, über Silber eine Ellipse beschreiben, wobei Gold das männliche, Silber das weibliche Prinzip darstellt. Sieh da! die altersgraue okkult-magisch-mystische Einteilung in „männlich-weiblich“, die Ziehmutter der Astrologie, Alchemie, erhebt siegreich die Fahne! Die Ideenarmut des Okkultismus ist geradezu betrüblich.

Kurz und gut, aus dem „Urzustand“ der kreisförmigen und elliptischen Bewegungen entstand eine Unmenge von Bewegungsformen des Pendels, die natürlich jedesmal etwas anderes, immer aber Charakteristisches, ausdrücken und nicht nur zu Krankheitsdiagnosen aller Art benutzt werden können, sondern auch wohltuende Aufschlüsse über Leben und Tod, übermalte und nicht übermalte Stellen der Bilder alter Meister und was nicht alles sonst noch geben. Also auch wieder mal ein Universalinstrument! Welch unerhört feiner Indikator dieses Pendel ist, ist kaum zu glauben. Es ist gar nicht nötig, daß es über einem menschlichen Körper geschwungen werden muß, um seine Aussagen zu machen. Es genügt vollständig, wenn man eine Photographie des Betreffenden hat, denn eine solche „lebt mit dem Menschen mit“, was wir bislang noch nicht wußten, und so kann uns bereits das nette Bildchen, das Neffe Fritz einmal von Tante Anna am Kaffeetisch gemacht hat, beim pendeln darüber belehren, ob Tante Anna noch lebt oder nicht, ob sie gesund ist oder sich in schmerzhafter Krankheit windet! Ja, sogar Tante Annas Charakter läßt sich auf solche Weise feststellen. Sowa wird wirklich geglaubt. Es wäre harmlos, wenn nicht daraus der Schwindel das übliche große Geschäft machen würde. So ging vor einiger Zeit durch das Radio die Meldung von einem solchen Schwindler, der sich die Pho-

tos vermißter Söhne, Männer und Väter schicken ließ und dann Aussagen machte, ob sie noch leben, sich in Gefangenschaft befinden und dergleichen. Eine Frau ging hin und übersandte das Bild ihres mit völliger Sicherheit in Frankreich längst gefallenen Sohnes, um die Antwort zu erhalten, daß er sich in russischer Gefangenschaft befinde und demnächst nach Hause kommen werde. Aus solchen Beispielen ergibt sich die Gefahr solcher okkulter Mätzchen zur Genüge!

Von wannen die Errungenschaft des siderischen Pendels zu uns gekommen ist, scheint nicht ganz sicher zu sein. Allem Anschein nach ist es unter dem römischen Kaiser Valens (364 bis 378 n. Chr.) „erfunden“ worden. Jedenfalls wird uns aus dieser Zeit berichtet, daß einige Hofbeamte über einer mit den Buchstaben des Alphabets an ihrem Rande beschrifteten Schlüssel einen geweihten Ring an einem Faden schwingen ließen, wobei der Faden einzelne Buchstaben berührte. Man wollte auf diese Weise des Kaisers Nachfolger feststellen. Valens aber verstand keinen Spaß; er ging grimmig gegen die Übeltäter los und verurteilte sogar einen vornehmen Mann zum Tode, der vor der Geburt eines Kindes über den Leib der Mutter das Pendel schwang, um das Geschlecht des Kindes zu eruieren — denn auch das leistete das Pendel.

Wie kommen nun die Bewegungen des „völlig ruhig gehaltenen“ Pendels zustande. Nun, genau wie die der Wünschelrute auch. E. Lenk, der viele genaue Versuche angestellt hat schreibt:

„Mein Erstaunen war riesengroß, als ich das Pendel über einer goldenen Uhr einen Kreis, über einem silbernen Zigarettenetui eine Ellipse ziehen sah. Meine Verwunderung über diese eigenartige Ursache wuchs noch, als der Ring auch über den mit einem großen Blatt Papier bedeckten Gegenständen in entsprechenden geometrischen Figuren tanzte. Ich erwies mich als überaus sensitiv. Aber schon der nächste Versuch zerbrach die Illusion. Ich ließ mir von einer zweiten Person einen der beiden Gegenstände unter das Papierblatt geben,

wußte also nicht, welcher Gegenstand unter dem Papier lag. Der Ring beschrieb eine Ellipse, aber darunter lag leider die goldene Uhr. Diese negativen Resultate wiederholten sich zahllos. Des Rätel's Lösung war einfach. Wußte ich, aus welchem Metall der Gegenstand war, so vollführte das siderische Pendel die von Kallenberg beschriebene geometrische Figur. Wußte ich jedoch nicht, welcher Gegenstand unter dem Papier lag, so war die Grundform ebenso oft unrichtig wie richtig. . . . Das siderische Pendel ist also autosuggestiv beeinflusbar. Man macht unbewußt winzig kleine Zuckungen mit den betreffenden Fingern und erzeugt dadurch die Pendelbahnen. Diese fallen begreiflicherweise so aus, wie man sie wünscht, nicht wie der Gegenstand es will; dieser ist vollkommen nebensächlich: der bloße Wunsch, bestimmte geometrische Figuren beschreiben zu lassen, genügt zu ihrer Ausführung.“

Es erscheint mir überflüssig, dem noch etwas hinzusetzen, Lenk kommt beim siderischen Pendel zum gleichen Ergebnis, wie Holzlöhner hinsichtlich der Wünschelrute.

Was nutzen aber derartige Nachprüfungen, wenn sich unsere derzeitigen verschiedenen „Illustrierten“ in einem geradezu auffallenden Umfang fortgesetzt zum Schrittmacher aller denkbaren okkulten „Tatsachen“ machen? So bringt zum Beispiel die „Rheinische Illustrierte“ in ihrer Nummer vom 23. 12. 48 eine restlose Zustimmung zum siderischen Pendel, der gegenüber es nichts besagt, wenn sie schreibt: „Die Redaktion veröffentlicht die Reportage, ohne dazu Stellung zu nehmen.“ Gerade dieser Artikel ist umso gefährlicher, als er sich ganz mit der Aufdeckung des Schicksals im Krieg Vermißter befaßt und überdies die Überzeugung des Verfassers zum Ausdruck bringt, „daß sich die Polizei und andere Behördenstellen an ihn (den Pendler) wenden, um mit Hilfe seiner Entdeckungen und Fähigkeiten kriminelle Fälle aufzuklären.“ Ich könnte Dutzende von ähnlichen Artikeln unserer Illustrierten anführen, die sich im Jahre 1948 mit allen möglichen in diesem Buche behandelten ma-

gischen Zaubereien befassen, und nur ganz ausnahmsweise findet sich unter ihnen ein Beitrag, der sachlich und kritisch an diese Dinge herangeht.

Aber geben wir uns keinen Illusionen hin! Wir haben es bei den Anhängern und Inauguratoren der Rute und des Pendels nicht mehr mit dummen, dämonengläubigen mittelalterlichen Menschen zu tun, sondern mit *ernsten* Forschern! Sie wissen etwas von den „Strahlen“. Haben wir nicht gelernt, daß es Mineralien gibt, die bestimmte Strahlen aussenden, die radioaktiven Strahlen, und wissen wir nicht, daß Röntgen die berühmte nach ihm benannte Strahlensorte entdeckt hat, von der vorher kein Mensch was wußte? Wimmelt es nicht in der Physik von Elektronen und Ionen, in der Astronomie von Höhenstrahlung, auch kosmische Strahlung geheißen? Da also liegt der Hase im Pfeffer. Es handelt sich beim siderischen Pendel und der Wünschelrute nicht um magische Dinge, sondern um der Wissenschaft eben noch unbekannt und deshalb hochmütig von ihr geleugnete Strahlenarten, die sich in den Zuckungen und Schwingungen zum Ausdruck bringen.

So fand denn der an sich bis dahin in der Wissenschaft verdiente Chemiker Freiherr v. Reichenbach die *Odstrahlen* oder *Odflammen*, Gebilde, aus denen sich eine ganze *Odlehre* entwickelte, die an Phantastik nichts zu wünschen übrig läßt.

Reichenbach ging von der Annahme aus, daß überall dort, wo auf der Erde magnetische Vorgänge ablaufen, sich Lichterscheinungen zeigen müßten, und zwar schloß er dies daraus, daß sich die Nordlichter stets nur an den magnetischen Polen der Erde zeigen. Er machte Versuche und fand bei dieser Gelegenheit so eine Art von „Spezialmenschen“, die im Gegensatz zu der sonstigen normalen Menschheit tatsächlich Lichterscheinungen feststellten, wo andere nichts sahen. Diese „Sensitiven“ erkannten bei völliger Dunkelheit Licht an den Polen gewöhnlicher Magnete und auf allen frischen

Gräbern der Friedhöfe dunstartige Lichterscheinungen etwa zwischen leuchtendem Nebel und Flamme stehend. Diese „Sensitiven“ können aber noch viel mehr: sie fühlen warm oder kalt, wenn man sie mit Magneten bestreicht, „sind Menschen, die eine Abneigung gegen gelbe Farbe und eine besondere Vorliebe zu Blau haben. Sie verabscheuen es, sich im Spiegel zu sehen, sie können es in der Eisenbahn nicht aushalten, ohne sofort das Fenster zu öffnen, sie vermögen in der Kirche oder im Theater nicht zwischen anderen Menschen zu sitzen, sondern bedürfen eines Eckplatzes. Sie können auf der linken Seite nicht einschlafen, sie können Wärme nicht aus eisernen, sondern nur aus steinernen Öfen vertragen usw.“ (Löhr).

Von solchen Psychopathentypen ist nun die ganze Odlehre gewissermaßen abhängig. Denn alle Versuche, das Od auf normale wissenschaftliche Weise festzustellen, also beispielsweise durch Photographie, wie derartiges bei wissenschaftlich fundierten Strahlenarten gelingt, schlugen fehl. So ist das Odlicht ein Ding, das rein *subjektiv* ist und noch dazu einzig durch die Augen psychisch höchst eigenartiger Menschen „erwiesen“ werden kann. Auf einer solchen in jeder Hinsicht unzureichenden Erkenntnisbasis ist aber ein geradezu groteskes Lehrgebäude errichtet worden. Nicht nur Magnete, sondern insbesondere auch der menschliche Körper strahlen das Od aus, und zwar so stark, daß ein Sensitiver eine Fixierung des linken Auges durch ein anderes Auge nicht aushalten kann, ohne zu erbrechen. Ohren, Mund und Fingerspitzen des Menschen sind ebenfalls starke Odstrahler, das „feinstoffliche Etwas“ wird von allen festen und den meisten flüssigen Stoffen geleitet, die rechte Hand strahlt ganz anders als die linke. Ja, es gibt sogar von jedem Menschen einen regelrechten „Odleib“, der noch nach dem Tode des Menschen imstande ist, Lichter auszulöschen und Bilder von der Wand zu werfen. (Ob das etwa auch im „Freischütz“ so war, als mehrfach der alte Ahn von der Wand fliegt, erfahren wir leider durch die Odlehre nicht). Krankheiten

können durch Odmangel entstehen, andere wieder können mit besonderen Odstrahlapparaten geheilt werden. Ein Heilpraktiker hat einen dem siderischen Pendel nahestehenden „Lebenskraft-Registrierapparat“, das Odoskop, konstruiert, natürlich mit garantiert fehlerfreien Ergebnissen. Dieser Apparat

„schaltet zunächst die Störungsquellen, die durch das Durcheinanderzirkulieren der Kosmos-Od und Bio-Odstrahlen-Sozietäten vorhanden sind, aus, indem durch eine Isolierkammer die Einflüsse dieser Durcheinanderstrahlungen getrennt werden. Die 16fältige Lebenskraft des Objekts wird in der Kammer isoliert . . . und durch die N-Strahlenplatte kommen auch nur diese Strahlen durch, während die übrigen im Körper vorhandenen 15 Strahlen isoliert abgedeckt werden. Mit der N-Strahlung signalisiert das Lebewesen, sowohl der Mensch als auch das Tier und die Pflanze bei der Korrelation mit der Kosmos-Odschaltung, d. h. Urkraftschaltung sein Gesundsein und Kranksein. Diese Urkraftschaltung ist 16teilig verschieden. Leitet der medial-mental veranlagte Bio-Od-Therapeut diese Kraft zusammen, dann muß sich die Lebenskraft, weil negativ, den positiven Urkraftströmen unterordnen. Es zwingt die Urkraft die ausstrahlende Lebenskraft in eine andere Einschwingung. An dieser Einschwingung läßt sich prüfen, ob der Organismus gesund oder krank ist. Bei gleichmäßigen 16fachen Ausschwingungen ist Gesundheit vorhanden. Ist eine Störung da, so zeigt die Urkraft in Korrelation mit der Lebenskraft deren dreifache Veränderung in der Emanation an, an welcher man erkennen kann, daß eine Störung im Organismus vorliegt“ (zitiert nach Löhr).

Eine massivere Häufung von vollständigem Blödsinn ist schier nicht zu denken. Aber die ganze Angelegenheit hat ungeheure Vorzüge — für den Geldbeutel des Bio-Od-Therapeuten. Er braucht nicht einmal den Kranken selbst. Getreu seiner Urmutter, dem siderischen Pendel, kann auch das Odoskop seine Diagnosen aus einem Blatt Papier stellen,

auf das der Kranke die Hand gelegt hat, und man braucht entsprechend der 16teiligen Urkraft oder was da immer in Frage kommt, nur 16 verschiedenen Sälzchen als Medikamente. Zwar fiel dieser Heilpraktiker bei Versuchen mit seinem Apparat mächtig herein; er verordnete ganz verschiedene Sälzchen, weil er leider nicht wußte, daß zwei „Handabdruck-Papiere“ von dem *gleichen* Kranken stammten, aber das tut nichts. Denn die Wissenschaft ist nun einmal übelwollend allen neuen Ergebnissen gegenüber, was ein Herr Curt Schmidt, ein großer Gläubiger des Propheten Reichenbach, scharf erkannt hat, wenn er schreibt:

„Von der Wissenschaft ist, trotzdem verschiedene Wiener Gelehrte von der Realität der hierher gehörigen Erscheinungen sich überzeugt haben, bekanntlich die Odlehre Reichenbachs in Acht und Bann getan worden. Das hindert natürlich nicht, daß sie wahr ist, denn die Wissenschaft hat von jeher jede neue Wahrheit, die nicht in das gerade herrschende System paßte, zunächst zurückgewiesen, um später bei vorgeschrittener Erkenntnis bedingungslos zu kapitulieren. Und wenn man sich gewisser, der neuesten Zeit angehörender Untersuchungen, namentlich der wunderbaren Experimente de Roches erinnert, so dürfte es erscheinen, als ob die Zeit nicht mehr allzufern wäre, in der die Wissenschaft auch die Odlehre Reichenbachs, vielleicht in etwas modifizierter Form, anerkennen wird, und dann wird man dem verdienstvollen Forscher, dem auch die sogenannte Wissenschaft wertvolle Errungenschaft zu verdanken hat — es sei hier nur erinnert an seine Entdeckung des Kreosots und Paraffins und an seine Untersuchungen über Meteorsteine — viel, sehr viel abzubitten haben.“

Nun, diese bewegliche Anklage Schmidts ist um die Jahrhundertwende geschrieben, und heute, im Jahre 1948 hat die Wissenschaft noch immer nicht den Weg der Abbitte zu Herrn Reichenbach finden können, im Gegenteil. Ja, so böse ist die Wissenschaft! Denn auch von einer zweiten Strahlengattung, den sehr bösartigen *Erdstrahlen*, will sie sich abso-

lut nicht überzeugen lassen. Und dabei ist das eine für Wünschelrutengänger und Pendler so lukrative Strahlenart, denn sie entsteht aus den bösen Wasser-„Adern“ tief im Erdboden. Man sieht sie nicht, man hört sie nicht, man baut seelenruhig ein Haus und ahnt nicht, daß man sich Rheumatismus, Fallsucht, Asthma, Nervosität, vor allem aber Krebs holt, weil die Erdstrahlen, die das alles erzeugen, von der Ader aus das ganze Anwesen verseuchen.

Die Wissenschaft der ganzen Welt hat sich die größte Mühe gegeben, diese Strahlenart, deren Existenz eine Behauptung neuesten Datums ist, zu finden, aber es ist ihr nicht gelungen. Da man sie nicht finden kann, ist auch ihre Art nicht zu erforschen. Aber die Okkultisten kennen diese Art natürlich ganz genau, mit der bei ihnen üblichen „Sicherheit“ haben sie deshalb auch das Mittel gefunden, die notleidende, geängstigte Menschheit vor den Erkrankungen, speziell wieder dem Krebs, zu schützen. Man schuf die „Abschirmapparate“, die die Strahlen abfangen und so unwirksam machen. Was an diesen sehr verschiedenartigen Apparaten, die teils im Keller vergraben, teils irgendwo im Haus aufgehängt, teils in die Betten und Bettdecken gegeben werden, in Wirklichkeit dran ist, zeigen die folgenden Feststellungen:

Im Jahre 1932 hat *A. Ebert* von der Preußischen geologischen Landesanstalt eingehende Versuche unternommen, die resultatlos verliefen; er behauptete Zusammenhang zwischen Wasserläufen, Strahlen und Krankheiten wurde als reines Phantasiegebilde bezeichnet. Von der gleichen Anstalt wurde 1933 durch *F. Michels* gezeigt, daß der Nachweis der Erdstrahlen durch die Wünschelrute eine Unmöglichkeit ist. Im gleichen Jahr stellt *Pomayer* fest, daß die Abschirmapparate nicht den geringsten Nutzen darstellen und ihre Herstellung einen unerlaubten Eingriff in das Volksvermögen darstellt. Man errechnete damals, daß nach vorsichtiger Schätzung das deutsche Volk bereits vier Millionen Mark für derartige Dinger ausgegeben hatte. Bald darauf hörte man aus der Schweiz, die sämtliche Abschirmgeräte einer staat-

lichen Prüfung unterwarf, daß kein einziger Apparat bisher diese Prüfung bestand, sodaß sie samt und sonders in diesem Lande verboten wurden. Den Versuch der Hersteller, durch ärztliche Verschreibung dem Verbot ein Schnippchen zu schlagen, beantwortete die Regierung damit, daß sie in einem solchen Falle nicht nur den Hersteller, sondern auch den Arzt bestrafen werde. Das deutsche Reichsgesundheitsamt veröffentlichte 1934 eine Warnung, in der es heißt:

„Daß die Wünschelrute eine bestimmte Art von Strahlen, sogenannte Erdstrahlen, durch Ausschlagen anzeigt, ist eine leere Vermutung einiger Personen. Wissenschaftlich sind derartige Strahlen bisher nicht festgestellt worden. Jede ernsthafte Nachprüfung hat vielmehr ergeben, daß die Behauptung der Wünschelrutengänger über das Vorhandensein solcher Strahlen und über die Wirkung von Apparaten, die zu ihrer Abschirmung angeboten werden, in sich voller Widersprüche und unvereinbar mit der auf der Wissenschaft aufgebauten Erfahrung sind. Gänzlich unbewiesen ist aber die Behauptung, daß diese vermeintlichen Strahlen eine unmittelbar krankmachende Wirkung auf den von ihnen betroffenen Menschen ausüben, insbesondere, daß sie die Krebskrankheit erzeugen. Die Verbreitung dieser Behauptung ist lediglich geeignet, eine ganz unnötige Unruhe und Angst in die Bevölkerung hineinzutragen. Es kann daher nicht stark genug verurteilt werden, wenn diese Furcht dann dazu ausgenutzt wird, Personen zum Ankauf von bestimmten Apparaten und Vorrichtungen zu veranlassen, mit der Versicherung, daß deren Einbau im Boden unterhalb der Wohnung der betreffenden Personen diese „Erdstrahlen“ am Eindringen in die Wohnungen verhindert. Nicht allein, daß solche „Entstrahlungsapparate“ zwecklos sind, ihr wirklicher Wert steht auch gewöhnlich in keinem Verhältnis zu dem für sie geforderten Preise.

In gleicher Weise bedeutet es eine verwerfliche Irreführung der öffentlichen Meinung, wenn zu geschäftlichen Zwecken der Bevölkerung geraten wird, zum Schutz gegen

„Höhenstrahlen“ und dergleichen sogenannte Funkschmuckketten zu tragen. Diese und ähnliche Gegenstände („Funkschmuck“, „Hochfrequenzschmuck“, „Lebenskraftstrahler“, „Heilfunkketten“ und ähnliche Gegenstände) sollen angeblich ebenfalls gegen Krankheiten verschiedenster Art schützen und darüber hinaus auch die verschiedenartigsten Krankheiten, gegen die ihnen von den Herstellern günstige oder heilende Wirkungen zugeschrieben werden, wirksam beeinflussen. Solchem unlauterem Gebahren sollte Vorschub nicht geleistet werden. Die Bevölkerung muß, wenn sie, anstatt sich rechtzeitig von sachkundiger Seite beraten und behandeln zu lassen, zu wirkungslosen Verfahren greift, zum mindesten kostbare Zeit zur zweckentsprechenden Behandlung verlieren.“

Es ist — und wird — mit diesen Abschirmapparaten ein grenzenloser und meist bewußter Betrug getrieben. In meinem Buch „Menschen auf Abwegen“ habe ich den Fall eines solchen Betrügers beschrieben. Noch viel schlimmer war das Verhalten eines solchen Schwindlers, der durch Urteil des vierten Strafsenats des Reichsgerichts am 21. 12. 1937 verurteilt wurde:

Der wegen Betrugs vielfach vorbestrafte Mann hatte in zahlreichen Fällen der Landbevölkerung vorgegaukelt, daß Krankheiten bei Mensch und Vieh Folge der Erdstrahlen seien. Er hatte dabei die Leute planmäßig in Angst, speziell Krebsangst, versetzt, durchblicken lassen, daß er große Beziehungen zu hohen Behörden habe und behauptet, auf dem Gebiet der Abschirmapparate gründliche wissenschaftliche Ausbildung zu haben. Dadurch brachte er die Leute dazu, sich derartige Vorrichtungen in ihren Häusern und Betten anbringen zu lassen, deren Preis zwischen vierzig Mark und mehreren Hundert Mark schwankte. Seine Bett-einlagen bestanden aus mehreren Lagen Ölpapier. Außerdem arbeitete er mit eingelegten „Entstrahlungsleisten“. Diese Leisten waren ein Meter lang und acht Zentimeter breit und zeigten ringförmige Gebilde aus Kupfer oder

Stahl mit Flaschenhalsöffnungen. Sie wurden in Zimmern ausgelegt oder im Keller eingegraben.

Abgesehen von der *erwiesenen* absolut wertlosen und meist betrügerischen Art der Abschirmgeräte ist der ganze Erdstrahlenunsinn auch noch in anderer Weise ad absurdum geführt worden. Pohl hat 1931 die Stadt Vilsbiburg mit der Wünschelrute auf Wasseradern untersucht, aus den Befunden wurde eine Karte angefertigt, in der die „Krebshäuser“ markiert waren. Der schon genannte Geologe A. Ebert bezeichnete diese Karte als völlig phantastisch, schon allein deshalb, weil das Vorkommen von Wasser-„Adern“ im Alpenvorlande eine geologische Unmöglichkeit sei. Den Befunden des Herrn Pohl nach hätte in Vilsbiburg etwa dreiviertel der Menschheit an Krebs sterben müssen, die statistischen Erhebungen ergaben aber, daß eine ganz normale Krebssterblichkeit von sechs bis sieben Prozent vorlag. Man hat dann die Ergebnisse Pohls auf die Hafenstadt Stettin übertragen, die naturgemäß ganz und gar auf wassergetränktem Boden steht. Das hinderte die Rutengänger selbstredend nicht, auch hier eine Menge von „Adern“ zu finden und „Krebshäuser“ in die Karte einzutragen. Daß in Wirklichkeit *sämtliche* Stettiner Häuser Krebshäuser sein mußten, merkten die Herren, beziehungsweise ihre Wünschelruten nicht.

Der Schaden, der durch solche magisch-okkulten Mätzchen am Vermögen und der Gesundheit der Leute angerichtet wird, ist unübersehbar. Schade, daß man nicht die Krebsfälle zählen kann, die infolge eines Abschirmapparates zu Tode kamen, weil sie zu spät in die ärztliche Behandlung traten!

Haben wir in den Erdstrahlen eine Strahlenart vor uns, die einzig der unbelebten Natur entspringen soll, so nähern wir uns in dem hochberühmten *tierischen Magnetismus* wieder stark der „Odlohe“ Reichenbachs. Das Grundprinzip ist wieder einmal uralte, insofern die Lehre vom Magnetismus dem Gebrauch der „mystischen Berührungen“ entspringt.

Die Antike hatte bereits die Angewohnheit, kranke Körperteile zu berühren, zu drücken und zu streicheln, im alten Rom gab es eine förmliche Berufsklasse der „Berührerinnen“. Keineswegs handelt es sich dabei um eine Art von Massage, sondern um eine zauberhafte Beeinflussung der Krankheit. Das Mittelalter übernahm diese Heilmethode in einer recht eigenartigen Form: die Könige Frankreichs, teilweise auch die Englands und Norwegens sollten infolge ihrer Königsweihe die Fähigkeit haben, bestimmte Krankheiten durch Handauflegung heilen zu können.

Ins Großartige gesteigert feiert dieser uralte Berührungsglaube seine Auferstehung im 18. Jahrhundert durch Franz Anton Mesmer (1734—1815). Dieser Mann stammt vom Bodensee, studierte zunächst Theologie, heiratete eine reiche Witwe und konnte sich dadurch dem Studium der Medizin widmen. Sehr beachtlich ist, daß schon seine 1766 verfaßte Doktordissertation den Einfluß der Planeten auf den Menschen behandelt, sich also ganz in astrologischen Gedankengängen bewegt. Im Jahre 1775 erschien sein „Sendeschreiben an einen auswärtigen Arzt über die Magnetkunde“, in der er erstmalig die Ansicht vertritt, daß ein „Fluidum“ vom Heilbehandler durch Berührung auf den Kranken übertragbar sei, und in der er dieses Fluidum als tierischen Magnetismus bezeichnet. Er hielt also diese magnetische Kraft für eine „Flüssigkeit“ und behauptete, daß sie alle Weltkörper miteinander verbinde, man sieht, die Astrologie schaut Herrn Mesmer aus allen Knopflöchern heraus. Das magnetische Fluidum ist gewissermaßen der Mittler zwischen Weltkörpern und menschlichem Körper, indem es auf dessen wesentliche Teile, speziell das Nervensystem einwirkt. Durch Übertragung des Magnetismus auf den kranken Menschen kann der Magnetiseur die Nervenkrankheiten direkt, alle anderen Erkrankungen indirekt heilen. Für diese schönklingenden Behauptungen blieb Herr Mesmer jedoch alle Beweise schuldig, fiel deshalb mit seiner Ansicht

bei den damaligen medizinischen Fakultäten in Wien und Berlin auch durch.

Anfangs arbeitete Mesmer bei seinen Heilungen mit Magneten, mit denen er die Berührung vornahm. Später aber erkannte er, daß das garnicht nötig war, der Effekt wurde auch durch einfache Berührungen mit den Händen erreicht. Wes Geistes Kind der neue Wunderdoktor war, geht daraus hervor, daß er einmal behauptet hat, er habe die Sonne mit großem Erfolg magnetisiert, sie sei seitdem in ihrer Strahlung bedeutend wirksamer geworden. Um seine eigene Person wußte er mit großem Geschick den Nimbus des Geheimnisvollen zu breiten: er konnte den von seiner Hand ausstrahlenden Magnetismus verstärken, die Spiegel strahlten ihn zurück, er konnte an Mesmers Körper konzentriert werden, indem dieser nur seidene Wäsche trug und darüber als Isolierschicht zwischen Wäsche und Oberkleidung ein Lederwams. Seine magnetische Kraft war so stark, daß sie sogar die Wände durchstrahlte: richtete er seine Hand gegen die Wand, so fühlten im Nebenzimmer befindliche Personen die starke magnetische Beeinflussung.

Zunächst versuchte Mesmer sein Glück mit der neuen Heilmethode in Wien, wo er auch längere Zeit großen Erfolg hatte und als Wunderdoktor galt. Aber dann passierte ihm ein übler Zwischenfall mit der Tochter eines Beamten, dem Fräulein Paradis, die infolge Stars erblindet war und die er angeblich mit seinem Magnetismus heilen konnte. Diese ganze „Heilung“ stellte sich als plumper Schwindel heraus. Mesmer konnte sich in Wien nicht mehr halten. Er ging nach Paris, wo er 1779 auftauchte.

Hier, auf dem Boden der vorrevolutionären Gesellschaftsordnung mit ihrer weitreichenden Depravation der oberen und höchsten Schichten blüht der Weizen des Magnetismus, Mesmer erlangt schnell die Beliebtheit aller Kreise, selbst die Königin Marie Antoinette hält große Stücke auf ihn. Der französische Adel drängt sich förmlich zu Mesmer, dessen Methoden immer scharlatanistischer werden. Schon in

Osterreich hatte er einen alten Baron behandelt, indem er selbst zur Verstärkung des Magnetismus einen nackten Fuß in ein Becken mit Wasser stellte, in dem ein Eisenstab stand, der von einem Gehilfen eifrig gerieben wurde. Jetzt, in Paris, wird diese Badewannenmethodik ins Großartige gesteigert. Bei abgeblendetem Licht sitzen die Vertreter und Vertreterinnen des Adels in einem prächtigen Saal. Die Wände sind mit den Magnetismus reflektierenden Spiegeln versehen, betäubender Wohlgeruch herrscht, der Meister Mesmer aber sitzt in einem Gewand aus lila Seide an einer Glasharmonika, der er süße Töne entlockt — er war tatsächlich sehr musikalisch — und spricht sanfte Worte zu der Schar seiner „kranken“ Schäflein. In der Mitte des Raumes steht die magnetische große Badewanne, in welcher sich Behälter mit „magnetischem“ Wasser, Eisenstangen, Eisenfeilspäne und dergleichen Zauber befinden. Es kam zur Bildung ganzer Klubs, der „Harmonischen Vereinigungen“, die sich über ganz Frankreich verbreiteten und von Schülern Mesmers geleitet wurden, obwohl Mesmer sich im allgemeinen weigerte, die Methodik, nach der er vorging, bekannt zu geben. Auf Grund seines Gesamtverhaltens kann diese Weigerung nur so erklärt werden, daß er den Gewinn seiner Behandlungsmethode mit möglichst wenig Schülern teilen wollte, ein Verhalten, wie es für den betrügerischen Kurpfuscher kennzeichnend ist. Zweimal sah sich die französische Regierung genötigt, Prüfungskommissionen in Mesmers Klubs zu schicken, die aus den namhaftesten Gelehrten der Zeit bestanden und die fast einstimmig — lediglich ein Botaniker machte eine Ausnahme — die ganze magnetische Heilwirkung als Einbildung bezeichneten. Der Anblick, der sich den Prüfern bot, muß grotesk gewesen sein: um die Wanne herum saß ein Teil der Patienten und drückte liebevoll die „magnetischen“ Eisenstäbe ans Herz, andere liefen in Posen der Verückung herum oder standen starr wie Lots Weib da, eine Frau liegt in Krämpfen, eine andere lacht ständig vor sich hin, das reine Narrenhaus. Aber in diesen sonderbaren

Verhaltensweisen lag des Rätsels Lösung, damals allerdings allen, auch Mesmer, unbekannt: die Menschen befanden sich im Zustand verschiedener Grade der Hypnose!

Bei der Überprüfung gab ein Schüler Mesmers, ein Doktor d'Elson, den Gelehrten eine prachtvolle Erklärung ab: das magnetische, von den Himmelskörpern dirigierte Fluidum enthalte die Harmonie des Leibes, und diese Harmonie sei die Gesundheit. Jeder Mensch befindet sich unausgesetzt zwischen den mannigfachsten Strömen des Fluidums, die ihn durchdringen und an den hervorragenden Stellen wieder aus ihm austreten. Da, wo die Ströme sich zusammen-drängen, liegen die Pole, ähnlich wie beim Magneten. Gesunde spüren die magnetische Einwirkung nicht, kranke aber werden durch sie erregt und verfallen dann in die „Krisen“ verschiedener Art, die das staunende Auge der Kommission wahrnahm. Je öfter man nun diese Krisen herbeiführt, umso gelinder verlaufen sie, bis endlich die Heilung, die Rückkehr der totalen Harmonie, erreicht ist.

Ehe die Kommission zu ihrem Endurteil „Einbildung“ kommt, macht sie entsprechende Experimente. Kranken, deren Augen verbunden sind, wird vorgesagt, daß man sie magnetisiere: prompt tritt die Krisis ein, obwohl eine solche Magnetisierung garnicht erfolgt war. Da zu Mesmers Gaukeleien auch magnetische Heilbäume gehören, führt man einen jungen Mann unter einen solchen Baum; auch hier voller Erfolg, obwohl es garnicht der „magnetische Baum“ war, unter dem er stand. Der war im Nebengarten.

Aus dem allem heraus kommt es endlich zu einer Art Wiederbelebung des uralten Tempelschlafs der Mantik. Viele der Kranken verfallen unter der magnetischen Beeinflussung in einen Schlaf, der natürlich „magnetischer Schlaf“ genannt wird, und siehe da: in diesem Schlaf haben sie weissagende Träume, die ihnen das Mittel zur Heilung offenbaren. Dann entdeckt ein Schüler Mesmers, ein Marquis de Puységur auf einmal etwas ganz Merkwürdiges. Er hat einen jungen Mann in die magnetische Kur genommen, aber der kommt

nicht in den gewohnten Erregungszustand, sondern verfällt gleichfalls in den magnetischen Schlaf. Dabei bleibt es jedoch nicht: der Jüngling steht plötzlich auf, geht herum, antwortet auf Fragen, führt Befehle aus — und nachher weiß er, wieder erwacht, von alledem nichts. Auch Puységur erkannte nicht, daß er damit die Hypnose entdeckt hatte, sondern nannte seine Feststellung „Krampfschlaf“. Auf jeden Fall aber war es etwas Neues, was über den Wunderdoktor Mesmer hinausging. Verärgert zog Mesmer sich endlich von Paris ganz zurück, will noch einmal in Wien sein Glück versuchen, wird aber aus Osterreich ausgewiesen und gelangt ziemlich verarmt in seine Heimat. Fürderhin wird von ihm nicht mehr gesprochen, in Frankreich fegt die Revolution seine Heilmethode und seine Harmonischen Klubs fort.

Aber nun geht der Mesmerismus in Deutschland los, und es kann nicht verschwiegen werden, daß namhafte Mediziner der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie C. G. Carus und Hufeland sich seinem Bann nicht ganz entziehen können. So schreibt Carus in seinen Lebenserinnerungen:

„Es ist recht sonderbar, wie so vieles in der Welt sich nie ins rechte Gleichgewicht stellen zu können scheint, so auch die so inhaltschwere Angelegenheit des Lebensmagnetismus! Was für merkwürdige und außerordentliche Kräfte liegen hier verborgen! Wie ungeheuer wichtig vermag er zu werden, um Leiden zu beschwichtigen, Krankheiten zu bekämpfen, die gesamte Lebensenergie zu heben, und wie selten wird sein Wesen verstanden und seine Heilkraft richtig aufgerufen. In einer mehr als vierzigjährigen ärztlichen Tätigkeit habe ich nur in sehr gewählten Fällen davon Gebrauch gemacht und dann die außerordentlichsten Wirkungen davon gesehen, und sieht man sich um in der Welt, wie oft ist er verworfen oder vergessen worden, und zu wie viel Charlatanerie und unreinen Absichten hat man ihn gemißbraucht.“

Auf solche Zeugnisse zweifellos bedeutender Ärzte des vergangenen Jahrhunderts pflegt sich der heutige Magnetopath zu berufen, und damit auch bei Laien Erfolg zu haben.

Wie aber liegen die Dinge tatsächlich? Carus hat recht und unrecht! Zu seiner Zeit steckte die Psychiatrie noch sehr in den Kinderschuhen, und besonders die ganz natürlich zu erklärenden seelischen Vorgänge der Suggestion und der Hypnose waren noch nicht bekannt. Erst die Untersuchungen von James Braid 1841 und später die des Franzosen Liébault schafften Klarheit und heute wissen wir, daß das, was Mesmer „tierischen Magnetismus“ nannte, tatsächlich nichts anderes ist, als die suggestive und hypnotische Beeinflussung eines Menschen durch einen anderen. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Dinge näher einzugehen. Sie entbehren jeglicher magischer, okkulten, mystischer oder wie man es sonst nennen will, Grundlage, und sind heute in der Seelenheilkunde ein ganz bekannter Heilfaktor, allerdings in ganz anderem und ganz erheblich geringerem Maß als die Mesmer'sche „Heilkunst“.

So erklärt sich eine Einstellung, wie wir sie bei Carus lesen, und sie auch ein Hufeland zeigt. Im übrigen war die damalige Zeitströmung in Deutschland dem Mesmerismus genau so günstig, wie allen sonstigen mysteriösen Richtungen; es war eben das Zeitalter der Romantik und der mystischen Naturphilosophie von Schelling. So kann es nicht mehr wunder nehmen, wenn unter anderen auch der Dichter und Arzt Justinus Kerner, der ja überhaupt der Geisterseherei huldigte, auch dem Mesmerismus seinen Tribut zollte.

Die kulturhistorische Bedeutung des Mesmerismus ist sehr groß. Daß er — als einziges Positive — die Erforschung der suggestiven und hypnotischen Abläufe im menschlichen Seelenleben hervorgerufen hat, soll ihm als Plus vermerkt werden. Daneben aber hat er uns die Odlehre des Herrn Reichenbach beschert und ist Ursprung des heutigen Spiritismus und der Hellseherei geworden. Außerdem ist der Mesmerismus im ausgesprochenen Kurpfuschertum unserer Zeit erhalten geblieben. Eine mir vorliegende, aus dem Jahre 1908 stammende Reklameschrift eines modernen Magnetopathen führt den Titel:

Der Heilmagnetismus

(nicht Hypnose)

von

Georg Sticklel

gepr. Heilmagnetopath

Repelen Kr. Mörs Haus Tersteegen

(gegenüber dem Jungbornpark)

In dieser ergötzlichen Schrift wird gewaltig für Mesmers Magnetismus die Werbetrommel gerührt und so gut wie jede Erkrankung als magnetisch heilbar bezeichnet. Ausdrücklich genannt werden: alle Nervenerkrankungen, Frauenkrankheiten, Bleichsucht, Menstruationsbeschwerden, Unterleibschwäche, Hysterie, Blutfluß, Geistesstörung, Krämpfe, Veitstanz, Epilepsie, Kopfweh, Magenleiden, Entzündungen, wie Augen-, Lungen-, Brustfell-, Darmentzündung, Rose, Skorbut, Typhus, Lähmungen, Rheumatismus, Gelenkwasser und wassersüchtige Anschwellungen; Asthma, Skropheln, Hautkrankheiten, Rückenmarksüberreizung, Krampfadern, Wunden und Geschwüre; Kinderkrankheiten, Englische Krankheit, Masern, Bräune, Scharlach, Diphteritis, Ruhr usw. So die jeder Systematik bare wörtliche Aufzählung bei Herrn Sticklel, in dessen Schriftchen sich folgende Sätze finden:

„Die magnetische Heilpraxis wurde nach Mesmer vor fünfzig Jahren in Deutschland durch den verstorbenen Magnetopathen Kramer eingeführt.

Der Heil- oder Lebensmagnetismus bedarf bei seiner Anwendung keines Instrumentes und keiner Arzneimittel, sondern er wirkt lediglich durch die dem Organismus des Magnetiseurs entströmende Nervenkraft. (Kraftübertragung durch Handauflegen.) Des Patienten Grad von Empfänglichkeit für magnetischen Einfluß ist maßgebend für die Schnelligkeit des Erfolges. Sehr empfängliche Personen wurden schon in einer einzigen Sitzung oder in wenigen Sitzungen von einem schweren Leiden geheilt. In der Regel ist aber eine längere, andauernde Behandlung von nöten, und man

muß im allgemeinen zehn bis vierzehn Magnetisierungen zu einem Heilversuch gelten lassen.

Eine Verschlimmerung der Krankheit kann niemals eintreten bei Anwendung des wahren Heilmagnetismus . . .

Krankheit ist Störung der harmonischen Zirkulation der elektrisch-magnetischen Kräfte in unserem Organismus. Heilung ist Wiederherstellung der Harmonie, und diese wird bewirkt durch Anwendung der magnetischen Ausstrahlung...

Voraus zu schicken ist noch, daß der Privatgelehrte Baron Reichenbach, Entdecker des Creosot und Paraffin, nach dreißigjähriger Forschung in seinem Werke „Der sensitive Mensch“ schon vor zirka 70 Jahren die verschiedenen Ausstrahlungen aus Pflanzen, Mineralien und Menschen experimental nachgewiesen hat. Mithin gebührt Reichenbach das Prioritätsrecht, man kann wohl sagen aller bis jetzt neu entdeckten Strahlenarten . . . Reichenbach nannte diese Kraft „Od“ oder „odische Lohe“. Ob wir heute Elektrizität, Od oder Magnetismus sagen, ist ganz nebensächlich . . .

Alles ist mit elektrisch-magnetischen Kräften versehen, welche oft genug wirksam zu Tage treten, und der Mensch allein sollte ohne diese Kräfte sein? Ist das überhaupt denkbar? Die Bezeichnung Magnetismus, menschlicher Magnetismus hat vielfach Irrtümer gezeitigt, und doch ist es schwer, einen anderen besser bezeichnenden Ausdruck zu finden und schließlich, ein Name muß sein, einer ist so gut wie der andere . . .

Zu nahe verwandter Magnetismus ist zu vermeiden, z. B. vom Sohn zum Vater oder zur Mutter, vom Manne zur Frau. Im letzteren Falle sind die Kräfte durch das Zusammenleben meist zu ausgeglichen, gleichartig oder unwirksam geworden. Den weiblichen Magnetismus halte ich im allgemeinen für minderwertig, zur Zeit der Periode für unrein und schädlich . . .

Die Bezeichnung „tierischer Magnetismus“ halte ich für durchaus ungeeignet und irreführend. Mesmer, der Neube-

gründer der Lehre vom Heilmagnetismus, hat die Bezeichnung „animalischer“ Magnetismus gebildet. Man muß aber nicht an animal, Tier, sondern an das lateinische Wort anima, Seele, denken. Demnach heißt es also zum Unterschied vom Mineral-Magnetismus, seelischer, beseelter oder persönlicher Magnetismus.“

Anhangsweise finden sich in dieser Schrift die üblichen Berufungen auf Carus und andere bedeutendere Männer, sowie „Gutachten“ anderer Angehöriger der Zunft. Von diesen Gutachten interessiert ein Passus eines Dr. med. Adolf Schlesinger, Spezialarzt für Heilmagnetismus und Naturheilverfahren:

„Da nun bei den meisten Infektionskrankheiten das Fieber eine bedeutende Rolle spielt, so geht schon aus dem letzteren Umstande hervor, daß der Heilmagnetismus bei Infektionskrankheiten eine sehr günstige Wirkung haben muß. Auch halte ich sogenannte Infektionskrankheiten für Krisen, das heißt für das letzte Stadium eines vorher bestehenden, latenten, chronischen Krankheitszustandes. Ich betrachte daher gerade Infektionskrankheiten als ganz besonders geeignet für die heilmagnetische Behandlung.“

Das ist im Jahre 1908 geschrieben! Wo und wann dieser „Dr. med.“ eigentlich Medizin studiert hat, ist völlig unklar, mutmaßlich zur Zeit der alten Babylonier! Herrn Stickels eigene Expektionen, in ihrer kindlichen Naivität nicht überbietbar, zeigen deutlich, daß der moderne Heilmagnetismus ganz in Mesmers Schuhen wandelt, wenn auch nicht gerade vom astrologischen Einfluß gesprochen, sondern das moderne Strahlenmäntelchen Reichenbachs umgehungen wird. Nun, das ist noch verzeihlich. Aber daß Herr Stickel so ungalant ist, den Magnetismus der Damen als „minderwertig“ und zu gewissen Zeiten gar „schädlich“ zu bezeichnen, muß das Herz jedes wahren Kavaliere tief betrüben.

Im tierischen Magnetismus Mesmers finden wir eine okulte „Wissenschaft“, die sich allein mit der Krankenheilung befaßt, ohne sonstige magische Ziele zu verfolgen. Eine wei-

tere derart begrenzte Geheimwissenschaft stellt die *Homöopathie* dar. Ich betone ausdrücklich, daß ich unter „Homöopathie“ so gut wie lediglich die *ursprünglichen*, vom Begründer dieser medizinischen Richtung, Samuel Hahnemann, vertretenen Ansichten verstehe. Was wir heute unter diesem Namen kennen und in Ausübung sehen, hat mit der alten Lehre nur noch sehr wenig gemein. Wir werden das noch im Einzelnen sehen.

Samuel Hahnemann, 1755 in Meißen geboren, promovierte in Erlangen und stand schon früh in völligem Gegensatz zur gesamten Medizin seiner Zeit, was ihm bei dem unzweifelhaften Tiefstand dieser Wissenschaft der damaligen Epoche gewiß nicht übel genommen werden soll. Aber er erwies sich, wo er auch immer war, als ein Kampfhahn, Polterer und Quertreiber, selbst seiner eigenen homöopathischen Schülerschaft gegenüber war er in der Folgezeit nicht anders. Sic volo, sic jubeo! Mit dieser charakterlichen Eigenart erinnert er bereits sehr an Paracelsus, und wenn Hahnemann auch von diesem nichts wissen wollte, sondern ihn wütend einen „Wirrkopf“ schimpfte, so ist er ihm auch im übrigen in der Unstetheit des Lebenslaufs völlig vergleichbar. Auch Hahnemann zog jahrzehntelang von Stadt zu Stadt, hielt nirgend aus, bis er endlich 1821 in Köthen i. Anhalt, eine Art von Ruhe fand. Auf seinen Wanderungen hatte Hahnemann alle Stadien der Armut durchlaufen, zumal er mit zehn Kindern gesegnet war. Hier in Köthen aber entwickelt er sich zu einem regelrechten Materialisten der ärztlichen Kunst, er behandelt nur gegen sofortige, nicht geringe Barzahlung. Im Alter von achtzig Jahren schließt er noch einmal eine Ehe und zwar mit einer jungen französischen Dame, mit der er 1835 nach Paris übersiedelt, wo er noch einmal in großzügigster Weise praktiziert und Unsummen verdient. Als er dort 1843 stirbt, wird er von seiner zweiten Gattin liebevoll auf dem berühmten Friedhof Père Lachaise bestattet. Dies in kurzen Zügen der äußere Lebenslauf unseres Helden. Und was wollte er in der Medizin?

Nun, er wetterte gegen die Großen seiner Zeit los, die stur in einem einzigen Mittel das Heil für Alles sahen, der eine im unentwegten Aderlaß bei jeder passenden und unpassenden Krankheit, der andere gleichermaßen im Klistier; er wetterte ebenso gegen die Rezepte seiner Epoche mit ihren oft bis zu fünfzig verschiedenen Medikamenten. Dagegen kann man eigentlich nichts einwenden. Aber was setzte Hahnemann dagegen? Nun, zunächst einmal ein gleichfalls rein persönliches System, das er dann mit mindestens dem gleichen Fanatismus vertrat, wie seine Gegner ihre Aderlässe und Klistiere, ohne daß der Gute überhaupt gemerkt zu haben scheint, daß er zwar „den Splitter in anderer Augen“ sehr scharf sah, den „Balken im eigenen Auge“ aber nicht. Er schlug in seinem Kampf gegen die „Allopathen“, wie er die ganze „Schulmedizin“ nannte, andererseits auch schwer daneben. Seine Behauptung, die Heilkunde kenne lediglich den Grundsatz „*Contraria contrariis*“, das heißt nur Mittel von entgegengesetzter Wirkung können Krankheiten heilen, hat niemals in der Medizin Geltung gehabt, sondern in die heutige Zeit haben die bösen Allopathen nicht nur „den Körper unnütz schädigende Gifte“ in ihren Medikamentenschatz getan, sondern „natürliche“ Heilmethoden stets anerkannt und am gegebenen Ort immer angewandt. Gegen den genannten Grundsatz stellte Hahnemann nun sein berühmtes „*Similia similibus*“ auf, und in dieser These ist die erste Eigentümlichkeit der Homöopathie zu sehen. Er sagt, daß jedes Heilmittel — am Gesunden ausprobiert — bestimmte *Krankheitserscheinungen* hervorruft und gegen *diese* Symptome bei *kranken* Menschen zur Anwendung kommen muß. Dann schwinden diese Symptome. Knoble ich nun gegen jedes denkbare Krankheitszeichen das dieser Lehrmeinung entsprechende Heilmittel heraus — eine höchst schwere Kunst, die weder Herrn Hahnemann, noch sonst jemand bis heute geglückt ist — dann bin ich in der Lage, wirklich zu heilen. Hahnemann kennt auf diese Weise bald überhaupt keine einzelne Krankheit mehr, sondern nur noch Krankheits-

erscheinungen, legt also auch auf eine Diagnose im medizinischen Sinne keinen Wert mehr. In seinen Schriften geistert der Begriff der „Psora“ des „Krätzesiechtums“ herum, eine reichlich dunkle und rätselhafte Angelegenheit, die außer ihm niemand versteht, wieder ganz ähnlich Herrn Paracelsus mit seinem Begriff der „tartarischen Krankheit“.

Mit dieser Ansicht der Medikamentenwirkung gerät die Homöopathie bereits in das magisch-okkulte Wissen, denn nun erkennt sie den verschiedenen Stoffen Wirkungen zu, die sie gar nicht haben, sondern die hineinphantasiert werden. Viel merkwürdiger jedoch ist das zweite Prinzip seiner Heilkunde, die Lehre von den kleinen Dosen. Die Verdünnung der Medikamente ging endlich ins Uferlose: Ein Teil der heilenden Substanz wird zunächst mit 99 Teilen Alkohol vermischt und geschüttelt. Dann wird von dieser Verdünnung abermals ein Tropfen in gleicher Weise verdünnt und so geht es fort bis zur dreißigsten Potenz, das heißt, die endlich gebrauchsfertige Arznei enthält vom wirksamen Bestandteil lediglich noch ein Dezilliontel Substanz. Diese dreißigste Potenz hat Hahnemann auch gegenüber seinen Schülern mit ungewöhnlicher Verbissenheit verfochten. Jedem denkfähigen Menschen ist klar, daß Hahnemann also tatsächlich *medikamentenlos* behandelt hat, die ganze Heilerei ist symbolhaft geworden. Damit war es Hahnemann aber noch nicht genug. Obwohl er von seiner fertigen Arznei lediglich einige Tropfen pro dosi oder pro Tag verzapfte, schien ihm das immer noch zu hoch gegriffen zu sein. Deshalb ließ er schließlich seine Kranken oft genug nur an den Arzneigläschen *riechen*. Ja, zuletzt langte es sogar, wenn der Patient an einem Gläschen roch, in dem sich nur ein einziges senfkorngroßes mit der Dezilliontel-Verdünnung angefeuchtetes Kügelchen lag. Wenn man auch unterstellt, daß Hahnemanns Kenntnisse in Physiologie und pathologischer Anatomie recht dürftig waren, wie aus seinen Schriften unzweideutig hervorgeht, so sind trotzdem derartige Anschauungen von der Wirksamkeit eines Medikamentes nur erklärbar,

wenn man mystische Gedankengänge annimmt. Was aber ganz und gar in den Okkultismus reicht, ist seine Ansicht, daß die „Kraft“ der Arznei durch das mit ihr vorgenommene Umschütteln ganz wesentlich beeinflussbar sei: mit fanatischer Sorge achtete er auf die Zahl dieser Schüttelschläge: waren es viele, dann konnte die harmlose Arznei im Handumdrehen in ein gefährliches Gift gewandelt werden. Endlich wird der magische Charakter der Homöopathie noch dadurch bewiesen, daß die angewandten Arzneistoffe oft genug nach rein äußerlichen Gesichtspunkten zur Behandlung geeignet befunden wurden, das alte Prinzip der „Entsprechungen“ lebt in neuer Form wieder auf. Alles in allem halte ich mich für berechtigt, die Homöopathie Samuel Hahnemanns den okkulten Methoden zuzuzählen. „Seine Arzneytherapie war eine reine Übung des wundertätigen Glaubens“ (*Munk.*) Es soll nicht verkannt werden, daß der Homöopathie etwas Gutes entsprungen ist: sie zwang den Arzt, sich liebevoller in die Beschwerden seiner Patienten zu vertiefen, war somit geeignet, das Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Kranken zu heben, und sie zwang den Arzt, sich mehr als bislang mit den Arzneistoffen zu beschäftigen. Ich spreche ausdrücklich in der Vergangenheit, denn was wir heute unter den Begriff Homöopathie fassen, hat mit Hahnemann nur noch recht wenig zu tun. Die moderne Heilmethode dieses Namens ist vielmehr einerseits ein reines Laienkurpfuschertum, andererseits eine ärztliche Richtung, bei der aber der „homöopathische“ Arzt keineswegs mehr auf die Worte des Meisters schwört, sondern insgeheim mit den verpönten Mitteln der allopathischen „Schulmedizin“ arbeitet, wenn ihm dies richtig erscheint, also auch die „bösen Gifte“ verabreicht, wo es nottut.

Gleich zu Anfang des ersten Buchs der Könige des Alten Testaments lesen wir:

Und da der König David alt war und wohlbetagt, konnte er nicht warm werden, ob man ihn gleich mit Kleidern be-

deckte. Da sprachen seine Knechte zu ihm: Laßt sie meinem Herrn, dem König, eine Dirne, eine Jungfrau, suchen, die vor dem König stehe und sein pflege und schlafe in seinen Armen und wärme meinen Herrn, den König. Und sie suchten eine schöne Dirne im ganzen Gebiet Israels und fanden Abisag von Sunem und brachten sie dem König. Und sie war eine sehr schöne Dirne und pflegte des Königs und diente ihm. Aber der König erkannte sie nicht.

Da haben wir den Wunschtraum nach dem Jungbleiben beziehungsweise der *Verjüngung*. Alle Völker und Zeiten hat dieser Traum in seinen Bann gezogen, man sagt, sogar schon der Urmensch habe ihn gekannt. Auf jeden Fall kennt ihn auch die neueste Zeit. Die Angelegenheit mit der schönen Abisag zeigt uns auch eines der Mittel, die man für gut befand, dieses erstrebenswerte Ziel zu erreichen, das innige Beisammensein mit jungen Menschen des anderen Geschlechts, bei Tage und besonders auch bei Nacht. Allerdings mußte es dabei „in allen Ehren“ zugehen, denn sonst half das Mittel nicht. Man hielt die Ausdünstungen der jungen Menschenleiber, ihren Atem, ihre Körperwärme für mit geheimnisvoller, okkulten Kraft begabt, die die Eigenschaft haben sollte, den alten Organismus in jeder Hinsicht aufzufrischen und damit zu verjüngen. Griechen und Römer legten dem reinen Atem junger Menschen einen sehr großen Wert bei; man blieb jung und frisch, wenn man sich täglich von den Jugendlichen anhauchen ließ; ein Lucius Claudius Hermippus ließ dem Askulap und der Gesundheit einen Denkstein setzen, weil er „durch den Atem junger Menschen“ 115 Jahre und 5 Tage alt geworden war, gewiß ein schöner Erfolg der „Anhauchmethode“, die auch später in Gebrauch blieb. In seiner „Schwäbischen Chronik“ berichtet Martin Crusius, daß Kaiser Rudolf v. Habsburg durch junge Mädchen, die er sich „anlagerte“, sein Schwindelfieber geheilt habe, auch Karl V. und Ludwig XV. machten von diesen „Wärmepackungen“ Gebrauch. Der seine Zeit als Arzt ziemlich beherrschende Holländer Hermann Boerhave (1668—1738)

verordnete einem altersschwachen Bürgermeister von Amsterdam regelrecht zwei solcher Jungfrauen zur Erwärmung seines Körpers. Schon vor ihm hatten Marsilius Ficinus (1433 bis 1499) und Bacon von Verulam (1561—1626) die Methode als sehr wirksam empfunden und propagiert, nachher empfahl sie J. H. Cohausen (1656—1750), der außerdem rät, sich täglich morgens und abends von kleinen unschuldigen Mädchen anhauchen zu lassen, was ungemein viel zur Jungerhaltung beitrage, da „die erste Materie“ gerade im Hauche der Unschuld am reinsten enthalten sei. Sogar Ch. W. Hufeland scheint in seiner 1793 erschienenen „Makrobiotik“ „diese Methode nicht verwerflich zu sein“. Das galante französische Rokoko erhob die Beigabe junger Mädchen zu alten Männern natürlich zur Methode der Wahl, nannte von der schönen Abisag von Sunem her das Verfahren „Sunamitismus“ und kannte sogar Sunamitinnen-Händlerinnen. Rétif de la Bretonne erzählt von einer solchen, einer Madame Junius, die nicht weniger als vierzig junge Mädchen zu diesem Zweck „auf Lager“ hatte. Selbst unser 20. Jahrhundert scheint den sunamitischen Gedanken noch nicht ganz verloren zu haben, denn unser Bekannter, der Magnetopath Stickel schreibt: „Jedem älteren Menschen, bei dem sich naturgemäß abnehmende Kraft bemerkbar macht, möchte ich raten, mit jungen Menschen umzugehen, er wird dadurch die eigene Kraft heben.“ Wenn er dabei auch seinen „beseelten Magnetismus“ im Auge hat, so ist die Sache doch die gleiche, die die alte Zeit mit „Hauch“ oder „Ausdünstung“ benannte. Denn wie sagt Herr Stickel: Die Benennung ist ganz gleichgültig, irgend ein Name muß ja sein! (Siehe Tafel vor Seite 321.)

Ist in diesem Sunamitismus noch der ganze junge Mensch das Heilmittel, und die Verjüngungskur in der vorgeschriebenen Weise etwas Harmloses, so ändert sich das doch sehr, wenn man sich die anderen Mittel ansieht, die die Menschheit zur Erfüllung ihrer Sehnsucht zum Teil ausgesucht hat. Da sind es außer der Körperwärme einer Abisag auch nur

Teile von ihr: Blut, Milch, Geschlechtsdrüsen, die die Verjüngung herbeiführen sollen. So erklären sich die vielen Rezepte der Antike und des Mittelalters, Bäder in Frauenmilch zu nehmen, eine Methode, die, wie man sich unschwer ausrechnen kann, einen gewaltigen Eingriff in die persönliche Freiheit der Frauen bedeutete und wohl nur von den Mächtigen der Zeit durchgeführt werden konnte. Harmloser war es, wenn sich ein Greis zu Ernährungs- und Verjüngungszwecken Ammen verschrieb, wie es der grimmige Herzog von Alba tat, oder Heinrich v. Bourbon. Zu geradezu furchtbaren Exzessen hat die Verwendung von Menschenblut geführt. Auch da wurde das Baden in diesem Blut als Jungborn empfohlen und ausgeführt. Von einer Fürstin Elisabeth Bathory, einer Großen des 17. Jahrhunderts, ist bekannt geworden, daß sie dreihundert Jungfrauen zu diesem Zweck hinschlachten ließ. Andererseits ließ man sich das Blut junger Menschen in die Adern transfundieren, um sich die Lebensfrische zurückzuerobern. Stets ist es die geheimnisvolle, okkulte „Kraft“, die in diesen Materien steckt und die man seinem alternden Körper einverleiben will, damit sie ihn ganz durchtränke.

Außer diesen Spezialmethoden magischer Art sind natürlich auch alle sonstigen bereits bekannten geheimnisvollen Kräfte in den Verjüngungsdienst eingespannt worden. In der Alchemie, die, wie wir hörten, in dieser Richtung durch die chinesische Makrobiotik wesentlich befruchtet worden war, hatte der „Stein der Weisen“ unter anderem den Zweck der Jungerhaltung beziehungsweise der Rückgewinnung der Jugend. Auch die Astrologen stellten ihre Kunst zur Verfügung, indem sie versuchten, den Gestirnen gewissermaßen ein Schnippchen zu schlagen. Sowie das Horoskop einmal heraus hatte, welche Lebensmomente bei dem betreffenden Fragesteller „ungünstig“ waren, war es ein Leichtes, ihm solche „ungünstigen“ Speisen, Getränke zu verbieten; kam für den Wohnort eine ungünstige Planetenkonstellation, so begab man sich eben solange an einen Ort mit günstiger Ge-

stirnstellung, und was dergleichen Mittelchen mehr waren. Marsilius Ficinus rät in einer Abhandlung über Lebensverlängerung, daß alle vorsichtigen Leute jedes siebente Jahr einen Sterndeuter um Rat fragen sollten, ähnliches empfiehlt ein gewisser Pansa 1470 dem Rat zu Leipzig, weil in jedem siebenten Jahr der böse Saturn herrsche.

Eine besondere Bedeutung maß man dem Wasser bei, dessen verjüngende Kraft nicht genug zu schätzen sei. Wahrscheinlich entspringt dieser Anschauung die im Mittelalter höchst beliebte Sitte der Badestuben mit langatmigen Gesellschaftsbädern, die uns in den Bildern dieser Zeit immer wieder begegnet. Auf jeden Fall aber entspringt ihr die Mär vom Jungbrunnen, die um 1400 herum entstanden zu sein scheint, wenn man die Wiedergabe dieser schönen Einrichtung, alte Weiber zu netten jungen Mädchen umzugestalten, in der Kunst zugrunde legt. Das netteste Bild stammt von Lukas Cranach, scheint aber auch das letzte seiner Art zu sein. Die Darstellung ist stets die gleiche: an der einen Seite werden die alten Weibsen von meist ebenso alten Männern angefahren und in den Brunnen gesetzt, an der anderen Seite steigen die holden Mägdelein aus dem Wasser und werden von jungen Kavalieren zu Gelage, Tanz und Liebesfreuden in Empfang genommen.

Daß sich auch in diesen okkulten Menschheitsglauben die Magie eindrängt, nimmt nicht wunder. Allerdings scheint das Musterbeispiel einer magischen Verjüngungspflanze Ostasien anzugehören. Dies ist die schon mehrfach erwähnte Ginsengpflanze, die außer ihren sonstigen schönen Eigenschaften auch die der Jungerhaltung haben soll.

Bis in die modernste Zeit hat sich die Menschheit um die Verjüngung bemüht, wenn auch nicht mehr im okkulten Sinne. Die moderne Erkenntnis der den ganzen Körper belebenden Wirkung der Hormone der Geschlechtsdrüsen veranlaßte die riesiges Aufsehen erregenden Verjüngungsoperationen eines Voronoff, Steinach, Lakatos und Doppler; sie alle haben nur Scheinerfolge gezeitigt. Es ist aber sehr

bemerkenswert, mit welchem Interesse das Laienpublikum, dem sonst neue medizinische Errungenschaften ziemlich gleichgültig sind, diese Versuche verfolgt hat, der klarste Beweis, daß der uralte Wunschtraum immer noch lebt.

Ergötzlich ist, wie sich auch in dieser okkulten Angelegenheit der grobe Schwindel breit gemacht hat und noch macht. Nach dem ersten Weltkrieg beschenkte man uns mit dem Allheilmittel „Jonaco“, das nicht nur alle Krankheiten heilen konnte, sondern auch verjüngte. Es handelte sich um einen Gürtel, den man um Schultern oder Hüften legte und den man dann wie ein Heizkissen an das elektische Leitungsnetz anschloß. Das Ganze war nichts anderes als eine Ringspule, um deren Drähte der elektrische Strom floß und so ein magnetisches Feld bildete, innerhalb dessen der menschliche Körper lag. Wieder der alte „Magnetismus“, diesmal in neuer Aufmachung.

Der beste Schwindel auf dem Verjüngungsgebiet ist das „Celestal Bed“ des Herrn Dr. Graham. Dieser James Graham wurde 1745 in Edinbourg geboren, studierte Medizin und spezialisierte sich für Augen- und Ohrenkrankheiten. Ob er überhaupt ein Arztediplom hatte, als er die Universität verließ, ist nicht sicher. Jedenfalls tat er sich zunächst etwas in der Welt um und ging zwei Jahre nach Amerika; dann praktizierte er in England und scheint dabei Erfolg gehabt zu haben, da er vom hohen Adel sehr gelobt wird.

Im Jahre 1779 ist er bei Franklin in Paris und sieht sich dessen neue elektrische Experimente an. Das scheint ihn auf den Plan seines „himmlischen Bettes“ gebracht zu haben, denn als er zurück kommt, steckt er seine ganzen Ersparnisse in einen „Gesundheitstempel“, den er in London mit großer Pracht eröffnete und von dem er selbst eine marktschreierische Reklame schrieb. Über den eigentlichen Angelpunkt dieses Etablissements sagt er:

„Doch alles dieses ist noch nichts gegen das Himmlische Bett, mit dessen Hilfe Kinder von höchster Schönheit empfangen werden können. Es für eine Nacht zu benützen kostet

trotzdem nur fünfhundert Guineen. Von Pol zu Pol rühmt man heute schon die magischen Wirkungen des Großen Himmlischen Bettes. Es ist zwölf Fuß lang und neun Fuß breit, steht auf vierzig Säulen von brillantem Glas in den verschiedensten Farben. Darüber der Himmel des Bettes, das die wohlriechenden Balsame und ätherischen Kräuter, Düfte und Essenzen enthält, die das große Reservoir der wiederbelebenden und stärkenden Einflüsse sind, die durch den Atem der Musik und die beschleunigte Kraft des elektrischen Feuers sich mitteilen. An der höchsten Spitze der Himmelskuppel sind zwei exquisite Figuren, Cupido und Psyche, aufgestellt mit Hymen dahinter, der in einer Hand die mit elektrischem Feuer sprühende Fackel hält, in der anderen eine himmlische Krone über ein paar lebende Turteltauben in einem Rosenbettchen. Die anderen Figuren, die man an diesem Betthimmel angebracht sieht, halten Musikinstrumente, die ein höchst kostspieliger Mechanismus zum Ertönen bringt: Flöten, Gitarren, Violinen, Klarinetten, Trompeten, Hörner, Oboen, Pauken usw. Die Pfosten, welche diesen Himmel tragen, sind Orgelpfeifen, die mit ihrem süßen Ton Visionen elysäischer Freuden hervorrufen. In elektrischem Feuer erglüht über dem Bette das erste große Gebot: Seid fruchtbar und mehret euch! Darunter ist eine anmutige Landschaft mit den beweglichen Figuren von Priestern, Bräuten und Bräutigamen angebracht, die in einer entzückenden Prozession den Tempel Hymens betreten. Im Himmlischen Bett ist keinerlei Feder oder Daune verwandt, sondern es sind die Matratzen immer frisch gefüllt mit jungem Gras oder frischem Stroh, vermischt mit Balsam, Rosen, Lavendel und anderen orientalischen Kräutern. Die Laken sind aus Seide und Satin in verschiedenen Farben je nach dem Teint, blaßgrün, rosarot, himmelblau, weiß oder purpur, und reich parfumiert mit Jasmin und Tuberose nach orientalischer Art. Das Hauptteil meines Himmlischen Bettes besteht aus künstlichem Magneteisenstein. Etwa 1500 Pfund schwere Magnete senden ihre Ströme durch. Auf Wunsch werden die Matratzen

auch mit dem stärksten und federndsten Haar aus den Schwänzen von edelstem englischen Vollblut gefüllt (zitiert nach F. Blei).

Wahrlich, ein solches Bett möchte man auch haben! So ging es denn auch der vornehmen Welt, die sich um eine Nacht in diesem Himmlischen Lager förmlich drängte, zumal der sehr diskrete Herr Graham nicht den geringsten Wert darauf legte, zu wissen, wer mit wem in diesem Kabinett die Nacht verbrachte. Seine ganz besondere Zugkraft aber bekam der Schwindel durch zwei mächtige Lockvögel. Der eine Lockvogel war Grahams Versicherung, daß die magneto-elektrische Einwirkung bei Männern die gesunkenen Lebensgeister nachhaltig hebe und daß es überhaupt verjüngend wirke. Der zweite Lockvogel war fast noch schöner: Vor einem geladenen — natürlich männlichen — Publikum hielt der Herr Doktor gegen Sondertaxe gesundheitliche Vorträge. Im Anschluß hieran zeigte er „Vestina, die rosige Göttin der Gesundheit“, indem die Vorhänge aufrollten und das Himmlische Bett sich präsentierte. „Vestina“ lag in dem Bett, in Gestalt eines ausgesucht schönen jungen Mädchens in der Bekleidung der Eva vor dem Sündenfall. Eine Zeitlang wurde die rosige Gesundheitsgöttin durch ein recht lockeres Mädchen, ein Fräulein Curtis, dargestellt, eine Schwester der damals hochberühmten und sehr tugendhaften Schauspielerin, Mrs. Siddons. Zu anderer Zeit diente Herrn Graham für den gleichen Zweck Fräulein Emma Hart, spätere Lady Hamilton und Geliebte Lord Nelsons, eine gleichfalls in der Chronique scandaleuse nicht ganz unbekannt Dame, aber körperlich von erlesener Schönheit.

Man sieht, Graham war mit allen Wassern gewaschen, wenn es um die Reklame seines Verjüngungsmittels ging. Der alte Hufeland ist allerdings von Grahams Bett nicht sehr entzückt, denn er sagt in seiner „Makrobiotik“:

„Aber dies wunderbare himmlische Bett hat selbst so wenig Lebensdauer gehabt, daß es sehr bald unter den Händen unbarmherziger Gläubiger sein Ende fand, und stück-

weise in einer öffentlichen Auction versteigert wurde, bei welcher Gelegenheit sich's dann zeigte, daß das ganze Geheimnis in einer Verbindung von elektrischen Einströmungen und den concentrierten Wirkungen sinnlicher Reize, wohlriechender Düfte, der Töne der Harmonica usw. bestand, wodurch zwar wohl eine Nacht voll erhöhter Sinnlichkeit und Lebensgenuß, aber auch eine desto schnellere Erschöpfung der Lebenskraft und gewisse Verkürzung des Lebens bewirkt werden mußte.“

Zunächst allerdings ging es Herrn Graham gut, so gut, daß selbst eine Theaterparodie auf ihn „Der Kaiser der Scharlatane“ zur Reklame wurde. Aber dann übernahm er sich, indem er einen zweiten prächtigen Gesundheitstempel in London errichtete und dadurch aus den Schulden nicht mehr herauskam. Ende 1782 war die Herrlichkeit zu Ende, Graham verschwand aus London, tauchte bald hier, bald da auf, wurde fromm und verfaßte entsprechende Traktätchen, wandte sich später aber wieder der Kurpfuscherei zu, ohne jedoch noch einmal auf einen grünen Zweig zu kommen. Im Alter von neunundvierzig Jahren starb er ganz plötzlich.

Weder die schöne Abisag, noch Einzelteile der jungen Mädchen, weder die Muttermilch, noch der Stein der Weisen, selbst nicht das magische Bett oder die Operationen Steinachs haben es bislang schaffen können. Leider versagt die „geheimnisvolle Kraft“ aller bislang angepriesenen Verjüngungsmittel restlos. Hoffen wir also auf eine bessere Zukunft!



DER HEUTIGE OKKULTISMUS

Die Hauptquelle des Aberglaubens bleibt immer die Gewohnheit des großen Haufens, alles zu bewundern und anzustauen, was sein Verstand nicht begreift.

Weber, Demokritos.



Der heutige Okkultismus ist eine „Wissenschaft“. So wenigstens behaupten seine Vertreter und Anhänger. Jeder, der sich erlaubt, anderer Meinung zu sein, wird von den Okkultisten nicht nur beschimpft, sondern häufig mit Schmutz beworfen, mindestens aber mit Mitteln bekämpft, die unter Wissenschaftlern im allgemeinen nicht üblich sind, und die, wenn sie doch einmal unter Vertretern eines der vielen wirklichen Wissensgebiete vorkommen, ein berechtigtes und peinliches Aufsehen erregen. Die modernen Wissenschaften ihrerseits haben sich dem Okkultismus gegenüber wesentlich anders verhalten. Sie fordern — und das ist wissenschaftlich üblich — *klare* Beweise für die von den Okkultisten und Spiritisten behaupteten Erscheinungen, haben sich aber stets gehütet, die moderne Geheimwissenschaft in Bausch und Bogen abzulehnen; sie haben bisher nur gesagt, daß von den Behauptungen des Okkultismus einstweilen keine *bewiesen* sei. Die Ausgangsposition der beiden Gegner ist somit eine nicht vergleichbare, es läßt sich nicht leugnen, daß die offizielle Wissenschaft entschieden anständiger dasteht. Vielleicht überlegen sich die heutigen Geheimwissenschaftler dies und verstehen sich dazu, den Kampf in Zukunft etwas fairer zu führen, als zur Zeit noch.

Die Dinge, deren Existenz der Okkultismus behauptet, stehen an der Grenze zwischen Erkennen und Ahnen; es sind geheimnisvolle Erscheinungen, angeblich nur bei besonderer

Artung des menschlichen Geistes faßbar und hängen deshalb zumeist oder doch vielfach von besonderen „Mittlern“, den Medien, ab. Es handelt sich mithin nicht nur um geheime mit den üblichen Methoden nicht greifbare Phänomene, sondern noch dazu um unerklärliche seelische Kräfte, die hier in Wechselwirkung zueinander treten. Dieser eigentliche Okkultismus will von den magisch-dämonischen Kräften nichts wissen. Dagegen hält der Spiritismus an der Existenz von Geistern fest, beschränkt sich aber auf die Seelen der Toten.

Die besonderen Fähigkeiten der okkultistischen Medien sind teils einfacherer Art, beispielsweise willenloses Schreiben, Sprechen im Trancezustand, künstlerische Leistungen. Erheblich höher liegt ihre Fähigkeit, die Gedanken anderer zu lesen, die Telepathie, das Hellsehen und endlich merkwürdige physikalische Fähigkeiten, wie die Fernbewegung von Gegenständen, Telekinese genannt, und die Materialisationen. Damit ist im großen und ganzen das Gebiet des Okkultismus umrissen. Untersuchen wir jetzt, woher er stammt.

Im letzten Kapitel wurde bereits auf Mesmers tierischen Magnetismus als eine Wurzel der heutigen „Geheimwissenschaften“ hingewiesen. Insbesondere die durch einen Swedenborg, Justinus Kerner und sonstige Schwärmer inaugurierten „theosophischen“ Strebungen sind das Bindeglied.

Eine weitere sehr wesentliche Wurzel liegt aber nicht auf europäischem Boden, sondern in Indien. Dieses Land gilt nun einmal als das Land der Wunder bei uns, und gerade in diesem Lande sind die okkulten Bestrebungen uralte, die indische Geheimlehre behauptet schon seit langem, den Weg zum Eindringen in die Sphäre des Okkulten weisen zu können. Der indische Weise hält die Mystik, das heißt „die Augen schließen, um sich in sich selbst zu versenken“ für das Mittel der Wahl. Nur die Konzentration in das eigene Innenleben garantiert die Vereinigung mit dem Übernatürlichen, dem Göttlichen. Diese indischen Theosophen sind die Ziehmütter des europäischen Okkultismus. Nur auf diesem

Pfad gelangt man zur Erkenntnis der Zusammenhänge, die Wissenschaften sind allein hierzu nicht in der Lage; sie sind gewissermaßen nur Registrierer der Erscheinungen, nicht die Erklärer ihrer Zusammenhänge und ihres Wesens.

Das sind natürlich Glaubenssätze, man kann darüber denken, wie man will. Leugnen läßt sich aber keineswegs, daß die indischen Weisen zu einer Fähigkeit der Verarbeitung metaphysischer Probleme gelangt sind, die in Europa unbekannt ist. Ich kann mich aber auch des Eindrucks nicht erwehren, daß diese Geisteshaltung unserer eigenen, ganz anderem weltanschaulichen Boden erwachsenen, abendländischen Geisteshaltung nicht immer völlig einfühlbar ist und sich somit manche Irrtümer und Mißverständnisse eingeschlichen haben. In den theosophischen und anthroposophischen Bewegungen unserer Zeit steckt meines Erachtens ein gut Stück mißverstandenen Buddhismus. Ich muß aber die Entscheidung über solche Fragen sachverständigeren Beurteilern überlassen, als ich bin, Tatsache ist auf jeden Fall, daß der indische Okkultismus großen Einfluß auf unsere gleichnamige Geheimwissenschaft gewonnen hat. Nicht zu verwechseln ist das Fakir- oder Yogitum mit diesem indischen Geheimwissen. Was diese Leute produzieren ist lediglich Gauklertum und hat mit wahren Okkultismus nichts zu tun. Dies sei nebenbei bemerkt, weil sich bei uns vielfach die Ansicht findet, gerade diese indischen Yogis seien die *eigentlichen* Vertreter der „Geheimwissenschaften“ ihres Landes. Das stimmt nicht; vielmehr entstammen die Fakire gewöhnlich den niedersten Kasten und sind oft genug sogar Mohammedaner, während genau umgekehrt die Vertreter der theosophischen Ideen der höchsten Kaste, den Brahmanen angehören.

Wie fremdartig im Grunde genommen diese ganze indische Geisteshaltung für uns Abendländer ist, sei am Beispiel der Anschauungen gezeigt, die der wohl wichtigste Mann Indiens, der kürzlich ermordete Gandhi, über die Heilkunde geäußert hat. Er lehrt ein Dreihundertmillionenvolk, die aus

Europa eingeführte wissenschaftliche Medizin sei verfehlt; denn sie beschäftige sich nur mit dem Körper und vernachlässige völlig die Seele. „Ich würde es den Studenten und Professoren“, hat er einmal im Verlaufe einer Ansprache erklärt, „eindringlichst ans Herz legen, sie mögen die Gesetze der Seele näher untersuchen; dies würde sicher zu überraschenden Resultaten führen. Der Mensch, der im richtigen Geist lebt, wird nicht krank. Da die moderne medizinische Wissenschaft dieses permanente geistige Element völlig ignoriert, ist ihre Betätigung zu sehr eingeschränkt, als daß sie wirkliche und dauernde Erfolge erzielen könnte.“ Für Gandhi ist die medizinische Wissenschaft geradezu die Essenz der „schwarzen Magie“, und jede Form der Quacksalberei erscheint ihm im Vergleich mit dieser unbedingt vorzuziehen. In den Spitälern sieht er Einrichtungen des Teufels, das Einnehmen von Arzneien hält er für die größte Sünde, die der Mensch begehen könne: „Wir leben in der verhängnisvollen Illusion, daß keine Krankheit ohne Arznei geheilt werden könne. Dieser Aberglaube hat der Menschheit mehr Schaden zugefügt als irgendein anderes Übel.“ Es sei natürlich nötig, daß unsere Krankheiten geheilt werden; dies aber könne nicht durch Arzneien geschehen, sondern einzig durch die Reinigung der Seele von jenen falschen und sündhaften Gedanken, welche die alleinige Ursache aller Erkrankungen seien (*R. Fülöp-Miller*).

Das ist so ein Stück okkulter indischer Denks, und man kann da nur sagen: das sind *Glaubens-* aber keine *Wissens-*sätze. Ich lasse ganz dahingestellt, ob die Bekämpfung einer der in seinem Heimatlande nicht so seltenen Choleraepidemien besser durch Gandhis „Reinigung der Seele“ gelingen wird, als durch die Methoden der „westlichen Medizin“, der so „seelenlosen“. Es muß eben jeder selbst wissen, ob er mitten in einer Cholerabaracke sich „Meditationen“ oder „westlichen Arzneimitteln“ anvertrauen will. *Eines* aber kann mit Bestimmtheit gesagt werden: der *normalen* abendländischen Geisteshaltung entsprechen die heilkundigen Ansichten des

Mahatma nicht! Andererseits kann es nicht zweifelhaft sein, daß dieser für das Leben seines Volkes so eminent wichtig gewordene Mann hochgebildet und geistig überragend gewesen ist, und deshalb scheinen mir seine okkulten Heilkunde-Ideen in ausgezeichneter Weise die ganze *Fremdartigkeit* des indischen Okkultismus darzutun.

Diese Fremdartigkeit hindert aber nicht, daß die eigentliche Gründerin der Theosophie in den Indern ihre Lehrmeister sieht. Die Theosophische Gesellschaft wurde nämlich 1875 von Helene von Hahn, Witwe des russischen Generals Blavatsky, gemeinsam mit einem Obersten Henry Olcott, einem Spiritisten, in Amerika gegründet. Frau Blavatsky, die das Buch „Die entschleierte Isis“ schrieb, gibt ausdrücklich an, daß sie volle sieben Jahre in Indien zurückgezogen von westlicher Lebensweise, unter indischen Okkultisten gelebt habe und ihre Schülerin gewesen sei. Sie veranlaßte auch die berühmte Anni Besant, eine Hauptvertreterin der Theosophie, lange Jahre in Indien zu leben, da nur von der dortigen Geheimlehre das Heil erwartet werden könne. Frau Besant hat fünfunddreißig Jahre in Indien verbracht, von dort aus Europareisen unternommen, um die östlichen Ideen im Westen zu verbreiten und hat sogar einen indischen Adoptivsohn, den Brahmanen Jeddu Krischnamurti, der von seinen Anhängern als „neuer Messias“ angesehen wird.

Die seit jüngster Zeit (1948) in Hamburg erscheinende Zeitschrift „Merlin. Schriftenreihe für Grenzwissenschaften und Schicksalskunde“ bringt gleich in ihrem ersten Heft über Anni Besant einen langen Artikel von H. Fritsche, sowie die Wiedergabe eines Aufsatzes von Helene Blavatsky. Auf beide Beiträge braucht hier im Einzelnen nicht näher eingegangen zu werden.

Als Gegengewicht gegen die Theosophie begründete Rudolf Steiner (1861—1925), ein Schriftsteller, die Anthroposophie. Sollte die Theosophie die okkulte *Gottesweisheit* sein, so die Anthroposophie die ebenfalls geheime, übernatürliche *Menschenweisheit*, die der Erkenntnis geistiger

Welten dienen sollte. Auch sie ist jedoch keineswegs vom indischen Okkultismus frei, sondern sucht zwischen ihm und der christlichen Weltanschauung zu vermitteln. Gegen die Anthroposophie sind im Laufe der Jahre schwere Anklagen gerichtet worden. Man hat immer wieder gesagt, daß sie ein gefährliches Spiel mit einer Art von sexueller Magie treibe. So behauptet einer der Anhänger und Schüler Steiners, ein Kunstmaler Bamler, daß die inneren Gefühle infolge der anthroposophischen Betätigung allmählich „denen des Geschlechtsaktes ähnlich werden“. Was darunter zu verstehen ist, weiß ich nicht. Jedenfalls aber beweist eine solche Äußerung, die nicht vereinzelt dasteht, daß nur abnorme Persönlichkeiten in derartige Geisteshaltungen einzudringen vermögen.

Alles in allem darf wohl gesagt werden, daß die indische Hauptwurzel der europäischen Geheimwissenschaften zumindest *fremdartig* ist und dadurch unserem *wirklichen* Verständnis unzugänglich. Wir sind nun einmal keine Inder! Mit dieser Erkenntnis ist aber logischerweise verbunden, daß der kritische Mensch — und es ist nun einmal einer der wesentlichsten Grundsätze aller Wissenschaft, kritisch zu sein — dem Ideeninhalt unserer okkulten „Wissenschaften“ mißtrauisch entgegen kommen muß. Der Okkultismus hat somit auch von dieser Seite aus betrachtet, eine unverkennbar ungünstigere Ausgangsposition als die westliche Wissenschaft. Wenn er also mit dieser in den Kampf eintreten will, dann muß er in seinen Experimenten, Medien, Behauptungen doppelt sauber sein, wenn er gewinnen will. Sehen wir uns diesbezüglich die einzelnen okkulten Erscheinungen näher an.

Da liegen zunächst im Randgebiet des eigentlichen, gewissermaßen offiziellen Okkultismus, die Phänomene, die man als *Ahnungen* und als *zweites Gesicht* zu bezeichnen pflegt. Was man unter Ahnungen versteht, weiß jeder. Auch was man zweites Gesicht oder Vorschau nennt, ist so ziemlich Allgemeingut des Wissens, eine nähere Erläuterung der beiden Begriffe damit überflüssig.

Was das Wesen der Ahnungen angeht, so stellen diese Phänomene sich so dar, daß ein erst in der Zukunft eintretendes Ereignis seine Schatten gewissermaßen rückwärts in die Gegenwart werfen soll und dadurch in, wenn auch meist etwas unbestimmter, nebelhafter Form im Bewußtsein sich bemerkbar machen soll. Dieser Ahnungen, auch Vorspuk im Volksmund genannt, hält sich so gut wie jeder Mensch für fähig. Näher fassen und analysieren oder aus ihrem Nebel hervorholen kann man diese Ahnungen nicht, sie treten von sich aus an den Menschen heran und lassen sich in keiner Weise beeinflussen. Da sie alle sich auf erst zukünftige Ereignisse beziehen, die man in der Gegenwart noch nicht wissen kann, gelten sie allgemein als übernatürlich.

Die Ahnung überkommt einen Menschen, wenn er sich, wenigstens scheinbar, im völligen Wachzustand bei vollem, klarem Bewußtsein befindet. Darin besteht ihr Gegensatz zum Traum. Nun ist es aber hochbeachtlich, daß der einfache Mensch zwischen einer Ahnung und einem Traum einen grundsätzlichen Unterschied nicht anerkennt. Wir sahen ja, daß für sehr viele Menschen ein Traum ebenfalls eine *von außen* geschickte übernatürliche Angelegenheit ist, die er der magischen Traumdeutung unterwirft. Wir erkannten aber auch, daß diese okkulte Ansicht dem Nichtwissen über die ganz natürlich zu erklärenden Seelenvorgänge beim Träumen entspringt, und es fragt sich, ob auch die Ahnungen einer derartigen natürlichen Erklärung zugänglich sind.

Nun, was sich bei einer Ahnung abspielt, ist wieder ein seelischer Vorgang; wollen wir über psychische Dinge uns orientieren, so müssen wir bei den Wissenszweigen der Psychologie und der Psychiatrie anfragen. Was diese Wissenschaften über die Natur und das Zustandekommen eines Traumes zu sagen haben, hörten wir oben schon. Nun hören wir aber weiter, daß ein Mensch nicht nur im Schlafe träumt, sondern daß es auch sogenannte „Wach“-Träume gibt. Was das ist, zeigt am besten ein berühmtes Beispiel dieser Art bei

einem unserer größten Männer, Goethe. Er schreibt im elften Buch von „Dichtung und Wahrheit“:

„In solchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlassen, Friederiken noch einmal zu sehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Mute. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traume aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen, wie es will, verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz, das herrliche Elsaß, mit allem, was ich darin erworben, auf immer zu verlassen, war gemildert, und ich fand mich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohn, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder.“

Dieser ahnungsvolle Wachtraum Goethes enthält klassisch alle die Elemente, die uns bei Ahnungen immer wieder begegnen. Da ist erstens einmal die seelische Ausnahmestimmung: Goethe hat endgültigen Abschied von Friederike Brion genommen, die er unzweifelhaft sehr geliebt hat, wie sie ihn. Er hat aber gleichzeitig ein Schuldbewußtsein, denn er ist sich darüber klar, daß er sich diesem Mädchen gegenüber keineswegs so verhalten hat, wie es anständig gewesen wäre. Jeder einigermaßen Intelligente, der sich selbst auch einmal unter die Lupe der Kritik nimmt, weiß, wie niederschmetternd ein solcher Rechenschaftsbericht für das eigene

liebe „Ich“ ist, und wie sehr man geneigt ist, in solchen Augenblicken sich von seiner Umgebung möglichst weitgehend zurückzuziehen, sozusagen vor sich selbst zu verkriechen. Das ist aber nur möglich, wenn man sein Bewußtsein, soweit das gelingt, einengt, das heißt, man kommt in einen Zustand des Halbschlafs. Für Goethe mußte das in seiner Situation ein Leichtes sein: auch bei weitgehend ausgeschaltetem Bewußtsein — man denke beispielsweise an den Alkoholrausch! — laufen die automatischen Handlungen, wie das Finden des Heimwegs, ungestört ab. Es setzt dann also im Wachzustand bei halb erhaltenem Bewußtsein ein Zustand ein, der die Verstandesfunktion, ähnlich wie im Schlaf, auslöscht oder doch stark hemmt. Jetzt aber tritt das Unterbewußtsein (von anderen Forschern Minderbewußtsein genannt) in Aktion, ganz wie im Traum. Es kommt zum Wachtraum, der natürlich alle visionären Erlebnisse entsprechend dem echten Traum haben kann. Gerade die Spaltung des eigenen Ich, das heißt die merkwürdige Erscheinung, daß man sich selbst im Traume sieht, ist im Wachtraum nicht selten beschrieben worden, so beispielsweise von Jack London, Gustav Frenssen und anderen — meist stark phantasiebegabten Menschen, eine Eigenschaft, die man ja auch Goethe kaum aberkennen wird —, sie ist der Wissenschaft also genau bekannt und eine ganz natürliche seelische Erscheinung. Ein weiteres Charakteristikum des Wachtraums schildert uns Goethe gleichfalls: in dem Moment, wo er zielstrebig sein Bewußtsein wieder ganz einschaltet, schwindet das visionäre Bild sofort, da der wieder herrschend gewordene Verstand dem Unterbewußtsein entgegen handelt und die Seele gewissermaßen „zur Ordnung ruft“. Weiter ist beachtlich, daß die *nachträgliche* Registrierung eines solchen Ereignisses eben als einer *Ahnung* sich bei Goethe sehr schön zeigt. Er schrieb die Zeilen im Jahre 1811, fast dreißig Jahre nach dem Vorfall. So erklärt sich wohl der einzige noch der Klärung bedürftige Punkt der Angelegenheit: das hechtgraue Kleid. Wie ungenau unser Gedächtnis nach langen Zeiträumen arbeitet,

ist bekannt. Ich brauche dieserhalb nur auf die insbesondere jedem Juristen bekannte leidige Psychologie der Zeugenaussage hinzuweisen. Auf sie kann hier nicht näher eingegangen werden, in meinem Buche „Menschen auf Abwegen“ habe ich eingehender davon gesprochen. Es ist auf alle Fälle so, daß Umlagerungen, Verschiebungen, Selbsttäuschungen derart häufig sind, daß schon einmal der Satz gesprochen wurde: eine wirklich exakte, in aller Hinsicht zweifelsfreie Wiedergabe eines Erlebnisses sei keinem Menschen möglich, schon nach kurzer Zeit nicht. Wenn man also sich nicht darauf berufen will, daß Goethes Selbstbiographie ausdrücklich den Titel führt „*Dichtung und Wahrheit*“ wofür meines Erachtens hinsichtlich der Angabe über das hechtgraue Kleid kein Anhalt vorliegt, so kann man nur annehmen, daß Erinnerungstäuschungen eine Rolle spielten, wenn er behauptet, er habe acht Jahre später diesen Anzug „nicht aus Wahl, sondern aus Zufall“ getragen.

So wie die Goethe'sche Ahnung lösen sich sozusagen alle Ahnungen auf, denen man nachgehen kann, was bei der oft recht unbefriedigenden Intelligenz des Ahnenden nicht immer möglich ist. Ein weiteres Moment, das eine sehr große Rolle spielt und meist übersehen wird, ist die Tatsache, daß wir zwar liebevoll über alle in Erfüllung gegangenen Ahnungen belehrt werden, daß aber von der ungleich größeren Zahl *nicht* eingetrossener Ahnungen selbstredend nicht die Rede ist. Von ersteren spricht alle Welt, von letzteren niemand! Daß Goethe sein hechtgraues Kleid bei dem späteren Ritt zu Friederike anzog, kann übrigens auch seiner eigenen Seele entsprungen sein, wenn auch ihm selbst unbewußt. Wir wissen heute genau, daß alle Sinneseindrücke und sonstigen seelischen Erlebnisse in der Psyche ihre unauslöschlichen Spuren (Engramme) hinterlassen und daß noch nach sehr langer Zeit, aus dem Unbewußten aufsteigend, derartige Momente bei gegebener Veranlassung rückerinnert werden können, ohne daß sie deshalb klar zum Bewußtsein kommen müssen; sie können auch vom Unbewußten aus die augenblickliche

Handlung beeinflussen. *Gegeben* aber war die Veranlassung in Goethes Fall: der beabsichtigte Besuch bei der früheren Geliebten bot alle nur denkbaren Bedingungen der „Rück-erinnerung“ an die Zeit acht Jahre vorher.

Wie sehr übrigens Fälschungen, die keineswegs beabsichtigt sind, Ursachen sein können, eine Ahnung anzunehmen, während tatsächlich von einer solchen gar keine Rede ist, zeigt ebenfalls Goethe. J. P. Eckermann notiert in seinen „Gesprächen mit Goethe“ unter dem 13. 11. 1823 ein Gespräch mit Goethes ehemaligen Kammerdiener. Dieser sagt unter anderem:

„Einst klingelte er mitten in der Nacht, und als ich zu ihm in die Kammer trete, hat er sein eisernes Rollbette vom untersten Ende der Kammer herauf bis ans Fenster gerollt und liegt und beobachtet den Himmel. „Hast du nichts am Himmel gesehen?“ fragte er mich und als ich dieses verneinte: „so laufe einmal nach der Wache und frage den Posten, ob der nichts gesehen“. Ich lief hin, der Posten hatte aber nichts gesehen, welches ich meinem Herrn meldete, der noch eben so lag und den Himmel unverwandt beobachtete. „Höre“, sagte er dann zu mir, „wir sind in einem bedeutenden Moment, entweder wir haben in diesem Augenblicke ein Erdbeben, oder wir bekommen eins“. Und nun mußte ich mich zu ihm aufs Bette setzen und er demonstrierte mir, aus welchen Merkmalen er das abnehme . . . Am nächsten Tage . . . erzählte mein Herr seine Beobachtungen bey Hofe, wobey eine Dame ihrer Nachbarin ins Ohr flüsterte: „Höre! Goethe schwärmt!“ Der Herzog aber und die übrigen Männer glaubten an Goethe, und es wies sich bald auch aus, daß er recht gesehen; denn nach einigen Wochen kam die Nachricht, daß in derselbigen Nacht ein Theil von Messina durch ein Erdbeben zerstört worden.“

Gerade diese Geschichte hat man als ein Musterbeispiel für Ahnungen überhaupt und für Goethes Ahnungsvermögen speziell gebucht. Noch 1931 wird sie von *Bunnemann* in einem Aufsatz diskutiert. Dabei ist sie mit Sicherheit eine

Erinnerungstäuschung des Kammerdieners — er hieß Christian Sutor —, denn in einem Briefe Goethes an Frau vom Stein vom 6. 4. 1783 findet sich der Satz: „Heute nacht sah ich ein Nordlicht im Südosten, wenn nur nicht wieder ein Erdbeben gewesen ist, denn es ist eine außerordentliche Erscheinung“. Außerdem findet sich in Goethes Tagebuch unter dem 21. 12. 1823 die Eintragung: „Mittag Eckermann. Sutors Tradition einer Himmelserscheinung“, womit bewiesen wird, daß Eckermann mit Goethe über Sutors Erzählung gesprochen haben muß und eines Besseren belehrt worden war. Warum er dann doch Sutors Bericht in seine Gespräche aufgenommen hat, bleibt unerfindlich. Zu allem kommt noch hinzu, daß Goethe seinen Satz an Frau vom Stein im April 1783 schrieb; das angeblich „geahnte“ Erdbeben von Messina war jedoch schon im Februar 1783 gewesen.

Also eine Ahnung, die in nichts zusammensinkt. So wie es bei sehr vielen anderen, die einer Nachprüfung zugänglich waren, sich herausgestellt hat, daß sie auf ähnlichen Erinnerungstäuschungen beruhten. Ganz besonders ist dies der Fall, wenn die Berichte aus dem Munde oder der Feder zweiter oder dritter Personen stammen.

Sozusagen die höchstgesteigerte „Ahnung“, der massivste Wachtraum ist die Vorschau, das zweite Gesicht. Besonders bei den Westfalen und den übrigen Niederdeutschen soll sich diese Fähigkeit des „Spökenkiekens“ finden, nur besonders „Auserwählte“ haben sie und sie ist in der Regel keine sehr schöne Gabe, denn zumeist beschäftigen sich die zweiten Gesichte mit Todesfällen und Unglücken, die in der Zukunft eintreten und vom Kieker oft genug bis in die Einzelheiten gesehen werden, so, wie sie sich dann tatsächlich abspielen. Das Volk behauptet sogar, daß diese Auserwählten sich dem Gesicht gar nicht entziehen können; mit eigentümlichem Zwang werden sie zur gegebenen Zeit an die Stelle geführt, wo ihnen die Vision erscheint. Charakteristischweise ist dies sehr häufig ein Kreuzweg. Anreden darf man die Erscheinung keinesfalls, sonst wird man unglücklich.

Sieht man näher zu, so sind es auch hier wieder seelisch eigenartige, meist stark phantasiebegabte Personen, die das zweite Gesicht haben. So berichtet beispielsweise der Dichter Gustav Frenssen an Schmeing, der sich sehr eingehend mit dem Spökenkieken befaßt hat:

„Ich sehe, was ich sehen will, durchaus nicht vorstellungsmäßig, erinnerungsmäßig, sondern die ich haben will und rufe, kommen leibhaftig und wirklicher, als denen ich in Fleisch und Blut begegne. Wenn ich will, gehe ich auf dem Wege zur Kirche unter lauter früheren toten Predigern, und sitze dann nachher unter vielen in vergangenen Trachten. Sie sind mir in solchem Grade leibhaftig gegenwärtig, daß ich einen Bogen um die Stelle mache, wenn nötig, wo sie stehen.“

Interessant ist, daß in dieser doch kurzen Angabe nicht weniger denn dreimal gesagt wird „wenn ich will“, ein klarer Beweis dafür, daß eben stark phantasiebegabte, intelligente Menschen die visionären Erlebnisse durch eigene seelische Einstellung hervorrufen können. Niemand wird behaupten, daß etwas Derartiges übernatürlich sei. Wir sehen aber daraus, wessen die menschliche Seele fähig ist.

Schmeing hat jahrelange, außergewöhnlich umfangreiche und mühevollen Untersuchungen über das zweite Gesicht angestellt. Er hat über 5000 Berichte durchgearbeitet, ohne daraus zu einem Ergebnis kommen zu können. Daraufhin hat er Niederdeutschland bereist, um die Spökenkieker persönlich aufzusuchen und zu untersuchen. Dabei kam etwas sehr Überraschendes heraus: es konnten in dem ganzen niederdeutschen Gebiet nur noch dreißig solcher Menschen gefunden werden, während Annette von Droste-Hülshoff (1797 bis 1848) noch davon spricht, daß man in Westfalen, ihrer Heimat, sie allenthalben finde. Es kann also nicht zweifelhaft sein, daß das zweite Gesicht mächtig abgenommen hat. Schmeing konnte sicherstellen, daß auch bezüglich der Vorschau der Satz gilt: die meisten zweiten Gesichter kommen erst nach dem Ereignis zur Kenntnis und von den sehr vielen Nietenden des zweiten Gesichts wird nicht gesprochen. Er

konnte weiter beweisen, daß sämtliche von ihm untersuchten Personen sogenannte Eidetiker waren. Unter Eidetik versteht die Psychologie die Fähigkeit, einmal Wahrgenommenes mehr oder weniger genau noch einmal wahrzunehmen, so ähnlich wie die oben für Frenssen geschilderte Fähigkeit der willensmäßigen Erzeugung visionärer Zustände. Diese Eidetik findet sich ganz normalerweise bei Kindern in einem hohen Prozentsatz, pflegt mit der Reife meist zu schwinden und bleibt nur ausnahmsweise dem Erwachsenen erhalten. Manche Künstler haben sie. So berichtet Kügelgen in den „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ von seinem Vater, dem Kunstmaler, daß dieser die Fähigkeit hatte, völlig getreue Porträts zu malen, wenn er den Betreffenden sich nur einmal angesehen hatte. Er konnte sich das Bild eines Menschen so genau vor Augen stellen, daß er das Gemälde ohne Mühe fertigstellen konnte. Gleiches wird von dem englischen Maler William Blake berichtet, der selbst von sich gesagt hat:

„Ich erfaßte den Menschen in meinem Geiste, ich setzte ihn auf einen Stuhl, wo ich ihn ebenso deutlich wahrnahm, wie wenn er sich in Wirklichkeit dort befunden hätte, und ich kann selbst hinzufügen, mit bestimmteren und lebhafteren Formen und Farben. Ich blickte von Zeit zu Zeit nach der imaginären Gestalt und begann zu malen; ich unterbrach meine Arbeit, um die Stellung zu prüfen, genau so, wie wenn das Original vor mir gewesen wäre. Jedesmal, wenn ich einen Blick auf den Stuhl warf, sah ich den Menschen“ (zitiert nach W. Schumacher).

Schmeing kommt aus seinen Untersuchungen heraus zu dem Schluß, daß zwischen Eidetik und zweitem Gesicht ein grundsätzlicher Unterschied nicht besteht; je größer die Fähigkeit eines seiner Spökenkieker war, zweite Gesichter zu bekommen, umso größer war auch seine eidetische Anlage. Der Unterschied ist nur in der Deutung zu sehen, die für die Eidetik eine ganz natürliche ist, während die Vision des zweiten Gesicht als übernatürlich geglaubt wird. Wie-

der einmal der Beweis, daß Mangel an Wissen die Bewertung der Dinge außerordentlich verändern kann.

Dichterisch hat die Spökenkiekerei mehrfach die genannte Annette von Droste-Hülshoff beschäftigt. Schon ihr Vater hatte eine große Vorliebe für Träume und Gesichte, denen er Wichtigkeit beimaß. Diese Eigenschaft hat sich auf seine Tochter vererbt. Ihr Freund, Levin Schücking, sagt einmal:

„Annette von Droste erzählte sehr gern und erzählte vortrefflich, und wie es bei zwei Leuten, welche von der Natur mit einem bedeutenden Organ für das Wunderbare heimgesucht waren, natürlich, wandten sich diese Erzählungen nicht selten allerlei Geschichten aus dem Gebiete des Visionären und der Geisterwelt zu und hatten einen umso größeren Reiz, weil wir beide, Zuhörer wie Erzählerin, uns selber nicht recht im Klaren darüber waren, ob wir an die Wahrheit und Wirklichkeit dieser Erscheinungen und Tatsachen aufrichtig glaubten oder nicht.“

Annette selbst sagt in „Das malerische und romantische Westfalen“:

„... vor den anderen deutschen Stämmen ist, glaub ich, die Vorgeschichte, die Sehergabe der „Wicker“ den Westfalen eigentümlich; es ist dasselbe was der second sight der Inselbewohner des nördlichen Britanniens; unsere blassen, nixäugigen Seher sind ganz, was den Faroe-Insulanern ihre „hohlen Menschen“.

Gedichte, in denen Annette von Droste das zweite Gesicht zum direkten Inhalt macht, sind insbesondere „Das Fräulein von Rodenschild“ und „Vorgeschichte“ (Vorgeschichte = zweites Gesicht). In dem letztgenannten Gedicht sieht ein Freiherr durch zweites Gesicht einen Totenzug, der Sarg zeigt ein Wappen mit Rosen, mehr kann er zunächst nicht sehen. Dies ist *sein* Wappen. Trägt nun der Sarg auf der anderen Seite nach adeligem Brauch das Wappen der Mutter, Pfeile, dann bedeutet das Gesicht den Tod des Sohnes, im ersteren Falle den Tod des Freiherrn selbst.

*Wie prahlen die Wappen, farbig grell
am schwarzen Sammet der Decke.
Ha! Ros an Rose, der Todesquell
hat gespritzt blutige Fleckel!
Der Freiherr klammert das Gitter an:
„Die andere Seite!“ stöhnet er dann.*

*Da langsam wenden die Träger — blank
mit dem Monde die Schilder kosen.*

*„O“ — seufzt der Freiherr — „Gott sei Dank!
kein Pfeil, kein Pfeil, nur Rosen!“*

*Dann hat er die Lampe still entfacht
Und schreibt sein Testament in der Nacht.*

Zusammenfassend kann bezüglich der Ahnungen und der Vorschau gesagt werden, daß sich die Mehrzahl dieser beiden, nur gradweise verschiedenen, in ihrem Kern jedoch wesensgleichen Phänomene aus natürlicher Ursache erklären läßt. Die mit diesen Fähigkeiten begabten Menschen fallen seelisch deutlich aus dem Rahmen der Norm heraus, ohne daß man sie deshalb als „krank“, besonders nicht geisteskrank bezeichnen könnte. Schwindlertypen sind unter ihnen offenbar nicht bekannt geworden. Die „Auserwählten“ sind gurgläubig. Es kann nicht bestritten werden, daß auf dem Gebiet der Ahnungen und des zweiten Gesichts noch nicht alle Phänomene restlos geklärt sind. Auf Grund der bisherigen Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung darf aber auf der anderen Seite gesagt werden, daß nicht der geringste Grund dafür besteht, übernatürliche Momente beim Zustandekommen dieser Phänomene anzunehmen. Ein diesbezüglicher schlüssiger Beweis ist vom Okkultismus bislang nicht erbracht worden.

Wir kommen zu den Phänomenen des eigentlichen Okkultismus. Es ist gerade auf diesem Gebiet nicht möglich, die fast schon ins Uferlose angeschwollene Literatur auch nur einigermaßen zu berücksichtigen. Es ist auch nicht nötig, da sich die Einzelheiten immer in der gleichen Weise zeigen

und abspielen; Untersuchungsmethoden und Meinungen der verschiedenen Autoren bewegen sich stets um die gleichen Punkte, die Auswahl ist ja auch nicht nennenswert, alles pendelt um die Phänomene „Gedankenlesen“, „Hellsehen“, „Mediumismus“, „Spiritismus“. Es darf gesagt werden, daß die offizielle Wissenschaft sich seit Jahrzehnten intensiv um diese Dinge bemüht hat, in erster Linie sind die Namen *Moll*, *Dessoir*, *Hellwig*, *Marbe*, *Bärwald* zu nennen. Es hat ernst zu nehmende Wissenschaftler gegeben, und es gibt sie heute noch, die zumindest einen Teil der okkultistischen Behauptungen für sachlich fundiert halten, und ich halte es für das Beste, eine solche Hellsehersache, für die sich Prof. Schottelius, ein namhafter Hygieniker, seinerzeit eingesetzt hat, wiederzugeben. Es ist so am leichtesten, in den ganzen Fragenkomplex einzudringen.

Schottelius veröffentlichte 1913 eine Reihe von Artikeln über einen Hellseher namens Ludwig Kahn (von Schottelius „Ludwig H.“ genannt), die starkes Aufsehen erregten. In einem seiner Artikel schreibt Schottelius:

„Es handelt sich im nachfolgenden Bericht um einen Menschen, der — so unglaublich das klingen mag — imstande ist, den ihm unbekanntem Inhalt zusammengefalteter beschriebener Zettel, die in der fest geschlossenen Hand des Beobachters gehalten werden, ohne weiteres zu lesen, als wenn der Inhalt offen vor seinem körperlichen Auge läge. Mir liegen die Akten eines Prozesses vor, in dem durch die ärztlichen Sachverständigen diese allen optischen Gesetzen widersprechende Tatsache unter Eid bestätigt wird. Meine eigenen Versuche, die ich mit dem merkwürdigen Menschen angestellt habe, sowie eine Reihe amtlich beglaubigter Beobachtungen, stimmen überein.“

Schottelius schildert nun zunächst die Persönlichkeit des Kahn. Dieser zeigte schon als dreijähriges Kind auffallende Rechenbegabung, kam in die kaufmännische Lehre, wanderte jedoch nach Amerika aus, wo er seine hellseherischen Fähigkeiten entdeckte und viel Geld damit verdiente, das er aber

„im Spiel und in lockerer Gesellschaft immer wieder sehr bald durchbrachte“. Kahn „hat eine recht bewegte Vergangenheit“. Im Jahre 1912 kam er nach Deutschland, Schottelius lernte ihn kennen und machte in seiner Wohnung Versuche mit Kahn, der sich mit der Visitenkarte „Professeur Akldar, Paris, London, New York“ eingeführt hatte. Akldar bezeichnete er als seinen Berufsnamen, es sei ein hindostanisches Wort, welches „der Wissende“ bedeute. Er bietet sich sofort an, außer seinen sonstigen Gaben auch seine Fähigkeit, hellseherisch die Zukunft vorauszusagen, zu produzieren. „Ich sagte ihm gleich, daß ich auf die letztere „Gabe“ gar keinen Wert lege . . .“

Nun folgen die Experimente, die darin bestehen, daß Kahn seine Fähigkeit beweist, die von Schottelius geschriebenen Zettel zu lesen.

„In meinem Arbeitszimmer befand ich mich mit H. allein. Er beauftragte mich, drei Zettel . . . mit irgend welchen Sätzen oder Zahlen in seiner Abwesenheit zu beschreiben, die Zettel vielfach fest zusammenzufalten, in die geschlossene Hand zu nehmen und ihn dann wieder in das Zimmer zu rufen . . . Ich entschloß mich zu folgenden Sätzen:

1. Trüb nie den Brunnen, der dich tränkte. Wirf keinen Stein hinein.
2. 15. November 1849.
3. Afar ata weel afar teschub.

Das Schreiben dauerte etwa 5—6 Minuten. Ich faltete darauf die Zettel achtfach zusammen und nahm zwei in meine linke, einen in meine rechte geschlossene Hand. Dann ging ich zur Tür . . . und rief ihn herein . . . H. sagte mir dann, ich möge einen der drei Zettel irgendwo im Zimmer hinlegen und nur einen in jeder Hand behalten, damit er mir jeden Zettel für sich vorlesen könnte. Ich legte darauf einen der beiden in der linken Faust befindlichen Zettel — ohne die rechte Hand zu öffnen — abgekehrt von H. unter die Schreibunterlage meines Tisches. Dann fragte H.: „Welchen Zettel

soll ich nun zuerst lesen? Den in der rechten, den in der linken Hand oder den unter der Unterlage? — . . .

Ich antwortete auf seine Frage: „Lesen Sie mir den Zettel, den ich hier in der rechten Faust halte!“ — und zeigte ihm die geschlossene rechte Hand. Dabei beobachtete ich H., der etwa anderthalb Meter rechts von mir neben meinem Schreibtisch stand. H. sah nicht auf meine geschlossene rechte Faust, sondern starrte schräg nach oben an mir vorbei ins Leere; dabei wurde er blaß, in der rechten Hand hielt er einen Bleistift, den er von meinem Schreibtisch genommen hatte, und kritzelte damit auf das Papier eines Notizblocks zitternde Striche und Punkte. Nach kaum einer Minute sprach H.: „Trüb ein — —“

„Nein“, sagte ich, „der erste Buchstabe des Wortes ist ein n, der letzte Buchstabe des Wortes ein e.“

„Ach so, ja“, antwortete H. und las schlank den etwas undeutlich mit deutschen Lettern geschriebenen Talmudvers vor . . .

Ich muß gestehen, daß mir eine Art Gänsehaut über den Rücken lief, als ich den Zettel aus der Hand auf meinen Schreibtisch warf und ihn geöffnet hatte. Ich habe damals einen ähnlichen Schreck empfunden, wie beim ersten Anblick des Zeppelinluftschiffes. Ich erinnere mich deutlich, daß ich auch damals ein Gefühl des Zusammenschauerns der Rückenhaut hatte, was mir sonst niemals in meinem Leben passiert ist.

Den Inhalt der beiden anderen Zettel las H. ebenso sicher und fehlerfrei wie den ersten. Beim zweiten Zettel — den in der linken Hand — sagte er: „Ach, das ist gewiß Ihr Geburtstag und Geburtsjahr“ — und las die Daten vor! Den dritten unter der Schreibtischunterlage befindlichen, auf den ich mit lateinischen Lettern hebräische Worte geschrieben hatte, las er langsamer, da er die Sprache nicht kannte, aber sonst ebenfalls sicher und richtig . . . er nach seinen Angaben die Schrift hell — aber nicht leuchtend — auf dunklerem Hintergrunde sieht, zuweilen mit, zuweilen ohne deutliche Abgrenzung der

Form, die die Papierstücke haben. Er „sieht“ weniger die Zettel, sondern mehr die Schrift, und zwar in der Originalgröße, wie sie geschrieben ist . . . Er sprach auch immer von einem „Kreis“ und sagte: „Ich sehe alles in dem Kreis!“ Er meint offenbar eine kreisförmige dunkle Fläche, deren Abgrenzung gegen eine graue Umgebung nicht scharf ist . . . Wenn er bei Stimmung ist, körperlich sich wohl fühlt, mit Personen „arbeitet“, die ihm sympathisch sind, dann ist das Lesen leicht und wenig anstrengend, die Schrift sehr hell und deutlich. Wenn er abgespannt ist, schlecht geschlafen hat, mit mißtrauischen, mürrischen Personen „arbeiten“ muß, dann wird es ihm schwerer, zuweilen sogar ganz unmöglich, den Inhalt der Zettel zu lesen. Ein Mittel, in manchen solchen Fällen dennoch „hellzusehen“, besteht darin, daß er einen der zusammengefalteten Zettel kurze Zeit gegen seine Stirne drückt. Dann kann er oft auch unter ungünstigen Bedingungen alle Zettel lesen; nicht nur den einen, den er gegen die Stirne gedrückt hat, sondern auch weitere von der gleichen Person geschriebene.

Nach einem Versuch ist H. längere Zeit abgespannt, schläft gewöhnlich die folgende Nacht schlecht und muß einige Tage mit seiner „Arbeit“ aussetzen . . . In gleicher Weise wie dieses erste Mal gelang der Versuch bei zwei weiteren Sitzungen . . . Bei der während der Sitzung geführten Unterhaltung kam H. immer wieder auf seine weitere „Gabe“ des Prophezeiens zu sprechen und ließ nicht davon ab, bis ich — um ihn nicht mißmutig zu stimmen — ihn gewähren und mir meine Zukunft von ihm voraussagen ließ. Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß von allen seinen Voraussagungen auch nicht eine einzige tatsächlich eingetroffen ist.

Leider hat sich H. nun später doch wieder auf das Prophezeien des Ausfallens von Rennwetten eingelassen. Leichtgläubige junge Leute — durch seine Kunst des Zettellesens beeinflusst — haben ihm für seine Vorhersagungen Geld gegeben, später aber nach den Mißerfolgen ihrer Wetten das Geld zurückverlangt. Außerdem prophezeite H. einer alten

Dame auf ihren ausdrücklichen Wunsch ihren Todestag! — Die Dame verfiel darauf in hysterische Krämpfe, der zugezogene Arzt machte H. verantwortlich; dieser zog es dann vor, ins Ausland zurückzukehren.“

Aus Prozeßakten gegen Kahn zitiert Schottelius die Gutachten eines Dr. Haymanns, Assistenzarzt der Psychiatrischen Klinik in Freiburg i. Br. und des Bezirksarztes Dr. Neumann, die ähnliche Experimente mit Kahn im Verlauf des Strafverfahrens gemacht hatten und zu gleichen Resultaten wie Schottelius gekommen waren. Neumann schreibt sogar, daß „ein Betrug ausgeschlossen“ sei. Es wird ferner der Geistliche der Haftanstalt zitiert und ein Gerichtsassessor Engler, die mit demselben Resultat Experimente mit Kahn vorgenommen hatten. Schottelius schließt seinen Bericht:

„Fassen wir das Ergebnis des vorliegenden Berichtes zusammen, so ist festgestellt, daß ein Mensch den Inhalt vielfach zusammengefalteter Zettel lesen konnte, ohne daß er mit seinen körperlichen Augen die zusammengefalteten, in fest geschlossener Hand des Beobachters gehaltenen Zettel sah. Der ihm unbekanntes Inhalt der Zettel war ihm sogar — seinem Bildungsgange entsprechend — vielfach dem Sinne nach unverständlich: mathematische Formeln, fremde Sprachen.“

Diese mit unseren heutigen Mitteln unerklärliche Tatsache ist festgestellt durch ärztliche Sachverständige auf Grund ihrer unter Eid vor Gericht gemachten Aussagen, durch eine Anzahl einwandfreier glaubwürdiger Personen auf Grund ihrer schriftlich gemachten Mitteilungen und durch meine eigenen mit dem merkwürdigen Menschen angestellten Versuche.“

Dieser Artikel, der im „Kosmos“ 1913 erschien, hatte eine große Zahl von Zuschriften des In- und Auslandes zur Folge, zu denen Schottelius im „Kosmos“ noch einmal kurz Stellung nimmt. Hier interessiert von dieser Stellungnahme lediglich, daß Schottelius den offenbar von vielen Seiten gemachten Vorwurf nicht genügender Vorsicht bei der Versuchsanord-

nung ablehnt. Er ist nach wie vor von der Hellseherfähigkeit Kahns fest überzeugt und sagt am Schluß:

„Ich wollte . . . durch meinen Bericht den ersten objektiv zweifellos feststehenden Fall von „Hellsehen“ zur Kenntnisnahme gebracht haben, um dieses von der exakten Wissenschaft etwas vernachlässigte Gebiet weiterer Forschung zugänglich zu machen.“

Nun, die exakte Wissenschaft hat sich mit dem Falle Kahn noch befaßt, und das Ergebnis ist recht beachtlich und für Schottelius sehr niederschmetternd. Dieser „erste objektiv zweifellos feststehende“ Hellseher, bei dem „Betrug ausgeschlossen“ war, erwies sich nämlich als Schwindler. Bei seiner Entlarvung gab er auch seinen Trick preis, der aber damals bereits aus anderen Fällen bekannt war. Hierüber hat Marbe einen beachtlichen Aufsatz geschrieben, der sich gleichfalls mit dem Fall Kahn als Ausgangspunkt befaßt.

Marbe, damals Direktor des Psychologischen Instituts in Würzburg, hatte in Erfahrung gebracht, daß ein Mitglied der Würzburger Gesellschaft, ein Herr Scheiner, die oben angeführten Artikel von Schottelius gelesen hatte und seitdem ebenfalls geschlossene Zettel „hellscherisch“ lesen konnte. Schreiner machte das mit einem Trick. Marbe schreibt:

„Auf meine Bitte führte er in meiner Gegenwart das Lesen von drei Zetteln einzeln einer größeren Zahl von Herren, darunter einem Universitätsprofessor in meinem Institut vor. Da die Herren Herrn Scheiner nicht kannten, so konnte ich ihn leicht als wirklichen Hellseher ausgeben. Alle Herren glaubten mir und waren von seinen „okkultistischen“ Gaben sehr überrascht. Erst später wurden sie von mir aufgeklärt. Auch bei einem Vortrage von mir vor einem größeren Zuhörerkeis hat Herr Scheiner solche Hellsehkünste vorgeführt, ohne daß auch nur eine einzige Person den Trick bemerkt hätte.“

Das wesentliche bei diesen Vorführungen ist darin zu sehen, daß es sich bei Scheiner um einen Mann handelte, der in keiner Weise die Hellseherei beruflich betreiben wollte

und daß er lediglich durch aufmerksames Studium der Veröffentlichung Schottelius von sich aus den Trick Kahns und Genossen erfaßte und zur Belustigung seiner Freunde zur Anwendung brachte. Die Sache ist nicht ganz einfach. Da sie aber für die wissenschaftliche Stellungnahme dem Okkultismus gegenüber so außerordentlich wichtig ist, sei der Trick mit Marbes Worten wiedergegeben:

„Zur Ausführung des Tricks ist es vor allem notwendig, daß dem Hellseher mehrere Zettel vorliegen . . . Dann darf der Zettelschreiber in dem Augenblick vor den Vorstellungen des Hellsehers nicht wissen, was die einzelnen Zettel enthalten . . . Wenn nun z. B. drei Zettel vorliegen, so liest der Hellseher . . . auf irgendeine Weise unbemerkt den Inhalt irgendeines dieser drei Zettel. Diesem Zettel wollen wir zur Erleichterung unserer Betrachtung die Nummer 1 geben; die zwei anderen Zettel sollen mit den Nummern 2 und 3 bezeichnet werden.

Die erste Produktion des Hellsehers bezieht sich nun auf irgendeinen der Zettel 2 und 3, sagen wir auf 2. Von diesem Zettel 2 liest er (zum Erstaunen des Zettelschreibers) den ihm durch das unbemerkte Lesen bekannten Inhalt des Zettels 1 anscheinend hellseherisch ab. Während er sich dann durch Öffnen des Zettels 2 scheinbar überzeugt, ob er richtig gelesen hat, gewinnt er Kenntnis von dem Inhalt dieses Zettels 2. Er bezieht dann seine nächste Produktion auf Zettel 3, von dem er hellseherisch den ihm ja nun auch bekannten Inhalt von 2 abliest. Durch anscheinende Prüfung, ob er den Zettel 3 richtig gelesen hat, lernt er dessen Inhalt kennen, den er dann hellseherisch aus Zettel 1 abliest.“

Ich übergehe die Schilderung, auf welche taschenspielerische Weise der Hellseher die einzelnen Zettel untereinander austauschen kann, falls der Zettelschreiber jeden Zettel unmittelbar nach dem Öffnen zu sehen wünscht. Marbe fährt fort:

„Es fragt sich nun, wie der Hellseher Kenntnis vom Zettel 1 gewinnt. Mancher Zettelschreiber wird so ungeschickt und vertrauensselig sein, daß er in Gegenwart des Hellsehers

den Zettel so schreibt, daß dieser ihn ohne weiteres unbemerkt lesen kann. Andere schreiben aber die Zettel in Abwesenheit des Hellsehers und falten sie auch in seiner Abwesenheit zusammen. Der Hellseher muß dann im richtigen Augenblick den Zettel 1 durch einen gleichfalls zusammengefalteten leeren Zettel ersetzen, den Zettel 1 unbemerkt lesen, ihn dann wieder mit dem leeren Zettel vertauschen und den leeren Zettel irgendwo hin, z. B. in seine Rocktasche verschwinden lassen . . . Herr Scheiner . . . hält den leeren Zettel zwischen den Innenseiten des zweiten und dritten Fingers versteckt, läßt ihn dann unbemerkt zu den auf dem Tisch oder sonstwo liegenden anderen Zetteln fallen, während er gleichzeitig den Zettel 1 unbemerkt an sich nimmt . . .

Immer gelingt die Sache natürlich nicht, und auch Kahn hat öfters versagt. Wenn es dem Hellseher nämlich unmöglich ist, den Zettel 1 unbemerkt zu lesen, etwa weil kein geeigneter leerer Zettel zur Verfügung steht, oder wenn er einen mit den Vorstellungen schon bekannten, kritisch gewordenen Beobachter vor sich hat, so muß er Unpäßlichkeit vorschützen.“

Nach ähnlichem Rezept arbeitete Kahn, wie er bei seiner Überführung denn auch zugab, und ein Hellseher „Professor“ Reese (alias Ries und Rees), den Prof. Meyer, Berlin, untersuchte. Rees arbeitete so geschickt, daß selbst Prof. Meyer nicht hinter seine Schliche gekommen wäre. Aber Rees hatte in einer schwachen Stunde seinen Trick einmal vertragen, und dies war Meyer seitens Prof. Dessoir mitgeteilt worden. Wie man sieht, ist es keineswegs leicht, betrügerische Hellseher zu überführen, sondern es ist dies eine Aufgabe, die große Anforderungen an die Versuchsanordnung als solche und an den Leiter des Versuches stellt. Es gibt eine große Zahl von Fehlerquellen. Hinsichtlich einer derselben, die im Versuchsleiter liegt, hat Hellwig ein Experiment gemacht, das sehr aufschlußreich abliet:

Er gibt einem großen Leserkreis nachstehende beiden Beschreibungen von Gegenständen wieder, die Hellseher gemacht hatten:

1. „Das ist aber kein Geld, das ist so etwas, wo man hineinblasen kann; ich weiß nicht, was das ist so.“
2. „Länglich, dunkel, ein Ende spitz, aber nicht ganz spitz; das andere Ende ist flach.“

Vielleicht unterbrechen meine Leser hier die Lektüre und überlegen sich zunächst einmal selbst, welche Gegenstände sie sich wohl unter obigen Beschreibungen denken; es kommt beide Male nur *ein* ganz bestimmter Gegenstand in Frage.

Die Umfrage wurde von zweihundert Lesern beantwortet. Als Gegenstand zu Nummer 1 wurden benannt:

Blechdöschen, Tüte, Luftballon, Ring, Schaum, Geldbeutel, Pfeife, Trompete, Seifenblasen, kleine Trillerpfeife, rundes Metallfläschchen ohne Verschuß, Mundharmonika, Täschchen für Taschentücher, Maultrommel, Trichter, Scheckheft, Schmuck, Taschentuch, Fingerhut, Schweinsblase, Licht, Spreu, Rohr, Gummifingerling zu Operationszwecken usw. In dem zweiten Beispiel ist die Blütenlese ganz ähnlich. Und die Lösung?

In dem ersten Fall handelt es sich die „Aufklärung“ eines Diebstahls. Versuchsleiter war ein bekannter Okkultist, der Wiener Oberpolizeirat a. D. Regierungsrat Dr. Tartaruga, „Aufklärer“ das Medium dieses Okkultisten, namens Megalis. Bei dem Diebstahl waren unter anderem Zigarettenspitzen gestohlen worden und die Beschreibung Nummer 1 soll nicht nur diesen Gegenstand benennen, sondern wird überdies von Tartaruga als „geradezu typisch“ für eine Zigarettenspitze bezeichnet. Wie typisch die Beschreibung ist, hat Hellwigs Umfrage eindeutig ergeben, wobei nun noch nachzutragen ist, daß unter den zweihundert Antworten fünfmal auch Zigarettenspitze genannt wurde, also ganz den Wahrscheinlichkeitsregeln entsprechend und mit derselben „Berechtigung“, wie ein anderer darin eine Trillerpfeife erblickt hat. Aber auch unter den Antworten zu Beschreibung 2 wird dreimal die Zigarettenspitze genannt. Diesmal ist es aber ein Schlüssel und der Versuchsleiter, der ebenfalls okkultistisch überzeugte Nervenarzt Dr. Kind-

borg, der durch Betrachten eines solchen Schlüssels „telepathisch“ die mediale Äußerung erzeugt hat, behauptet: das was das Medium geantwortet habe, entspreche ganz und gar der Beschreibung eines Schlüssels. Hellwig ist allerdings etwas anderer Ansicht als die beiden Okkultisten; er meint, die von den Medien gegebenen Beschreibungen seien „dunkle Orakelsprüche“. Ich glaube, jeder auch nur halbwegs Denkfähige wird Hellwigs Urteil beistimmen.

In dem dargelegten Experiment liegen verschiedene neue Momente zur Beurteilung des Hellsehens. Erstens sehen wir die Wichtigkeit der inneren Einstellung des Versuchsleiters: ist er ein Okkultist oder mindestens dem Okkultismus geneigt, so wird er, wie in den vorliegenden Beobachtungen Tartarugas und Kindborgs, die Beschreibungen der Medien „geradezu typisch“ finden; steht er dem Okkultismus fern oder lehnt ihn rundweg ab, so wird vielleicht das Umgekehrte der Fall sein. Jedoch scheint mir die „zünftige“ Wissenschaft auch hinsichtlich dieser Frage dem Okkultismus wieder ganz erheblich überlegen zu sein. In der gesamten okkulten Literatur finden sich zahllose Beweise für die gänzlich kritiklose gläubige Hinnahme von Phänomenen, die ohne weiteres als bewiesen hingestellt werden, während der unbefangene Beobachter diese Beweise glatt vermißt. Die wissenschaftlichen Prüfer, ein Moll, Dessoir, Hellwig, Marbe, sind jahrzehntelang unentwegt prüfend tätig, decken ständig gutgläubige oder — weit häufiger! — betrügerische Täuschungen auf, und haben sich immer noch nicht entschließen können, den Okkultismus als Ganzes abzutun.

Geradezu verhängnisvoll sind die eine Zeitlang sehr stark gewordenen Bestrebungen der Hellseher, als Aufklärer und Sachverständige in die Gerichtspraxis eingestellt zu werden. Diese sogenannte Kriminaltelepathie hat bislang noch in jedem Falle versagt. Dabei behaupten die Medien, daß sie nicht nur den Ort und die Art der gestohlenen Gegenstände „sehen“, sondern sie können angeblich auch Name und Anschrift des noch unbekanntem Täters hellseherisch eruieren.

Sie machen das meist so, daß sie im sogenannten Trancezustand auf übernatürliche Weise den Namen des Diebes empfangen und schriftlich wiedergeben können, ohne daß sie — wieder erwacht — von dem allem etwas wissen. Und da macht sich nun der gleiche Faktor geltend, den wir oben bei der „orakelhaften“ Gegenstandsbeschreibung gefunden haben. Was die Medien im Trancezustand sprechen, wird mit halben Worten, in der Sprache eines Kindes, manchmal auch laut schreiend vorgebracht, es ist, wie Hellwig schreibt „das übliche mediale Kauderwelsch, das ein unhöflicher psychiatrischer Sachverständiger in einem Betrugsprozeß einmal treffend als „Wortsalat“ bezeichnet hat“. Genau so wie die sprachlichen Äußerungen sind auch die schriftlichen: undeutliche, verwaschene Krakelfüße, aus denen bei gutem Willen alles herausgelesen werden kann, darunter auch einmal der Name einer Person, die einer Straftat *verdächtig* ist — eine ungeheuer verantwortungsvolle und gefährliche Angelegenheit also! Hellwig bringt bei seiner Umfrage auch zwei Beispiele derartiger im Trance geschriebener Namen, die in einem forensischen Präzedenzfall von der Hellseherin Günther-Geffers geschrieben wurden. Sie hatte den Auftrag erhalten einen Diebstahl aufzuklären, dessen Einzelheiten nur einem Landjägermeister bekannt waren. Diesen Anforderungen konnte die Hellseherin, die wegen Betrug vor den Schranken stand, also in einer Situation, die wirklich vorhandene hellseherische Qualitäten schon allein zu eigenem Nutz und Frommen erheblich hätte steigern müssen, in keiner Weise gerecht werden. Sie versagte völlig. Daß sie trotzdem freigesprochen wurde, lag lediglich daran, daß das Gericht ihr nicht nachweisen zu können glaubte, daß sie nicht selbst von ihrer Gabe überzeugt war, wodurch die Betrugsabsicht in Wegfall kam. Auch hier hatte Hellwigs Umfrage das schöne Ergebnis, daß aus den Krakelfüßen alle möglichen Namen herausgelesen wurden.

Zusammenfassend kann man feststellen, daß die okkultistischen Medien beim Hellsehen eine fabelhafte Neigung

haben, sich wie eine delphische Pythia zu verhalten, also Antworten zu geben, aus denen man alles Mögliche erschließen kann. Niemand wird wohl bestreiten, daß ein derartiges Verhalten sich von dem der Kartenlegerin, Handwahrsagerin und ähnlichen Leuten in nichts unterscheidet und das Zeichen des Betrugs an der Stirne trägt. Es ist auch des öfteren festgestellt worden, daß sich ein solches Medium überhaupt nicht im Trancezustand befand, sondern ihn nur vortäuschte. Aber selbst wenn man diesen seelischen Ausnahmezustand — wir kommen weiter unten auf ihn zurück — annehmen kann, so ist deshalb noch kein Grund einzusehen, weshalb sich „das Übernatürliche“ nicht klar und eindeutig schriftlich und mündlich ausdrücken kann oder will, sondern auffallenderweise immer nur verwaschen, nebelhaft, vieldeutig. Die einzige Erklärung, die da nur übrig bleibt, ist eben die, daß das Medium auf diese Weise „sein Gesicht bewahren kann“, wie die Chinesen sagen würden. Geht dann die ganze Sache schief, steht das liebe mediale Geschöpf ganz als Unschuldengel da: es war ja im Trance und weiß nichts von seinen Äußerungen. Was kann es dafür, daß diejenigen, die die Orakel hörten, sie falsch *gedeutet* haben! Hellwig kommt zu dem Ergebnis, „das man gegenüber der Behauptung, ein Verbrechen sei durch einen Hellseher aufgeklärt worden, gar nicht vorsichtig und mißtrauisch genug sein kann“. Es ist häufig genug vorgekommen, daß die Hellseher vollkommen Unschuldige bezichtigt haben, den Hergang einer Tat ganz falsch schilderten, ja sogar den Verdacht von wirklich Schuldigen abgelenkt und damit die forensische Aufklärungsarbeit gestört haben.

Weiter hat sich herausgestellt, daß die Hellseher ein großes Geschick haben, Menschen in unauffälliger Weise auszufragen, bekanntlich eine Eigenschaft aller „Wahrsager“-Typen. „Denn gute Menschenkenner sind die Hellseher auf alle Fälle oder sie machen gar bald klägliches Fiasko mit ihrem Gewerbe.“ In solchen Fällen kann von vorneherein unterstellt werden, daß sie dann im „Trance“ das auswerten,

was sie vorher gehört haben und durch geschickte Kombination dieser Details zu verblüffen wissen. Ich finde, wenn Hellwig, auf Grund aller dieser Erkenntnisse trotzdem nur betont, daß bis heute ein *Beweis* hellseherischer Fähigkeiten nicht erbracht sei, statt das Ganze als geschickten Schwindel zu brandmarken, dem Okkultismus alle Ehre angetan wird. „Ich bin bisher keinem einzigen Fall begegnet, in dem man bei kritischer Untersuchung den Nachweis für eine erfolgreiche, auf Hellsehen zurückführende Betätigung der Hellseher als erbracht ansehen kann“, schreibt er.

Ganz besonders scharf wird die Mentalität dieser Medien beleuchtet, wenn man hört, daß amerikanische Hellseher mit gut geleiteten Auskunfteien so zusammenarbeiten, daß sie sich bei diesen zunächst die Lebensumstände zahlungsfähiger Leute geben lassen, und dann durch Mittelsmänner über die hervorragenden Qualitäten des Hellsehers belehren lassen, wobei die Mittelsmänner dem erstaunten Kunden eine Reihe von Details seines Lebens unterbreiten, so als ob diese von dem Hellseher spontan erkannt worden seien.

Ähnlich wie der oben genannte Scheiner aus aufmerksamem Studium Schottelius'scher Artikel zur Entdeckung der betrügerischen Kniffe eines Kahn und zu ihrer erfolgreichen Nachahmung kam, hat ein Dresdener Forscher, W. Gubisch das Hellsehen „gelernt“. Er studierte die Hellseher, die gewerbsmäßig Vorträge vor zahlreichem Publikum hielten. Zwei „Leistungen“ werden bei solchen Gelegenheiten speziell demonstriert. Einmal die sogenannte Psychographologie. Der Hellseher verteilt an eine Reihe von Personen Zettel, auf die er ein beliebiges Wort schreiben läßt. Die Zettel werden auf einem Teller gesammelt. Dieses Einsammeln besorgt der Hellseher selbst. Bei dieser Gelegenheit sucht er sich vorher markierte Zettel heraus, die er an Personen verteilt hat, die — wie Menschen sehr häufig — infolge Körperbau, Gesichtsausdruck und sonstiger leicht erkennbarer Äußerlichkeiten von vorneherein gewisse Schlüsse auf Beruf, Charakter etc. zulassen. Den Zettel einer solchen

Persönlichkeit legt der Hellseher dann an die Stirn und macht nun in der üblichen vieldeutigen Sprache seine Aussagen über die Persönlichkeit zur größten Verblüffung des Betreffenden selbst und des sonstigen Publikums. Da, wie gesagt, die Charakterisierung mit großem Geschick vieldeutig gegeben wird und auf die verschiedensten Tatsachen gedeutet werden kann, die Beeinflußbarkeit (Suggestibilität) der allermeisten Menschen überdies recht bedeutend ist, sodaß sie sich leicht in eine bestimmte Gedankenrichtung drängen lassen, so ist diese Psychographologie eine gewöhnlich die Menge restlos überzeugende beweiskräftige okkulte Leistung.

Ganz ähnlich liegt es mit der zweiten „Glanz“-Leistung, dem Gedankenlesen (Telepathie), auf das wir hiermit erstmalig zu sprechen kommen; es spielt nicht nur bei solchen Massenvorstellungen seine große Rolle, sondern auch bei allen anderen hellseherischen Betätigungen. Man versteht drunter die angeblich übernatürliche Fähigkeit, die Gedanken eines anderen Menschen zu erkennen. In den großen Vorträgen wird es meist wie folgt demonstriert: ein Auswählter aus dem Publikum erhält den Auftrag, in Abwesenheit des Hellsehers einen beliebig zu wählenden Gegenstand irgendwo im Saal zu verstecken. Dann erscheint der Magier wieder und tritt seinen Suchgang durch den Saal an. Selbstredend in Begleitung des Mannes, der versteckt hat, und zwar muß dieser sich möglichst nahe am Hellseher halten, da sonst die Gedankenverbindung „zerreißen“ könnte; er wird oft genug zwecks besserer „Übertragung“ des Gedanken-Fluidums noch an der Hand gefaßt und muß während des ganzen Rundgangs ständig intensiv an den Gegenstand und an den Ort, wo er verborgen ist, denken. Nun setzt bei diesem „Denker“ der psychologisch wohlbekannte und völlig natürliche Vorgang der sogenannten Ausdrucksbewegungen ein. Jeder von uns kennt sie in ihrer ausgeprägten Form: man braucht sich nur eine fesselnde Theater- oder Variété-Vorstellung einmal umgekehrt anzusehen, das heißt statt auf die Bühne, in die Gesichter des Publikums zu

schauen, um festzustellen, wie seelische Regungen sich nicht nur im Mienenspiel, sondern in allen möglichen kleinen Bewegungen des Rumpfes und der Gliedmaßen eindeutig kundtun. Nun derartige Ausdrucksbewegungen spielen auch beim „hellseherischen“ Suchen nach dem versteckten Gegenstand und bei der sonstigen Telepathie eine ausschlaggebende Rolle. Das leichteste Zögern des „Denkers“, wenn der Hellseher den falschen Weg einschlägt, das bereitwillige Mitgehen, wenn er sich dem Gegenstand nähert, die geringste Einschwenkung nach links oder rechts, kurz die ganze Skala der Ausdrucksbewegungen führt den „Hellseher“ geradezu an die richtige Stelle. Daß das Publikum von alledem nichts merkt, hat zwei Gründe. Erstens ist die Beobachtungsgabe der meisten Menschen ungewöhnlich schlecht, wie die schon erwähnte Psychologie der Zeugenaussage klassisch beweist, und zweitens pflegt bei solchen Vorstellungen alles wie gebannt auf den Hellseher selbst zu starren, viel weniger aber auf die Begleitperson. Zudem gehört viel Übung dazu, die Ausdrucksbewegungen stets sicher und schnell zu erfassen, wie überhaupt eine nicht ganz unerhebliche taschenspielerische Fähigkeit und Übung der Medien nun einmal zum Handwerkszeug gehören.

Auf Grund seiner jahrelangen Studien konnte Gubisch sich schließlich mit vollem Erfolg selbst als Hellseher demonstrieren, ohne im geringsten „medial veranlagt“ zu sein.

Sehr ausführlich hat sich auch *Marbe* mit der Erforschung des Gedankenlesens abgegeben und gleichfalls die große Bedeutung der Mienenspiel- und sonstigen Ausdrucksbewegungen erkannt und betont. Er hat jedoch auch noch ganz normale seelische Momente als wichtig für die Telepathie erforscht und hervorgehoben. Das ist in erster Linie die interessante Tatsache einer allen Menschen gemeinsamen Gleichförmigkeit des seelischen Geschehens. Einige Beispiele: wird einer größeren Menge von Versuchspersonen das Wort „Vater“ zugerufen und hat man sie aufgefordert, nach dem Zuruf ein beliebiges anderes Wort niederzuschreiben, so reagiert

die große Mehrzahl mit dem Wort „Mutter“, in gleicher Weise wird auf „Rot“ „Grün“ geantwortet, bei der einfachen Aufforderung, eine Farbe schlichthin zu nennen, wird zumeist „Rot“ angegeben. Derartiger Beispiele gibt es noch viele.

Demjenigen, der diese Dinge kennt, ist es ein Leichtes, durch geschickte Fragestellung ganz bestimmte seelische Gedankengänge beim anderen hervorzurufen und ihm dann auf den Kopf zuzusagen, *was* er gedacht hat. Nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung ist die Zahl der Treffer sehr groß. Und wenn Nieten unterlaufen, so ist das keineswegs schlimm: es schadet weder der Sache des Hellsehers, noch des Hellsehens. Denn in der Regel geht den Produktionen der allbekannte „Aufklärungs“-Vortrag voran, in dem der Hellseher seinem Publikum sehr eingehend klar zu machen versteht, welche schwierige Kunst das Hellsehen ist, daß äußerste Ruhe im Saal herrschen muß, damit der Prophet die unbedingt nötige seelische Konzentration aufbringen kann, daß ferner intensivstes Denken beim Befragten notwendig ist, und was dergleichen präparatorische Mätzchen mehr sind. Geht dann eines der Experimente schief, so war eben die Unruhe im Saal, der schlechte Verstandskasten des armen Publikums, oder die Ermüdung des Hellsehers schuld!

Die übrigen noch angewandten Tricks, wie das Zusammenarbeiten von einem Hellseher mit einem Gehilfen, wobei Kopf- und Handbewegungen oder bestimmte Worte und Wortstellungen des Gehilfen dem auf dem Podium sitzenden Magier die Hilfen sind, aus denen heraus er „hellsieht“, können übergangen werden.

Den bislang wohl größten „Hellseher“ hat Berlin um 1930 in Erik Jan Hanussen (Erich Steinschneider) produziert. Dieser Mann, dessen im ersten Augenblick tatsächlich verblüffende Produktionen mit unzweifelhafter Sicherheit auf Tricks, die zum Teil außerordentlich raffiniert waren, in Verbindung mit einer glänzenden Kombinationsgabe und Menschenkenntnis zurückzuführen sind, also reine Schwindel-

manöver darstellten, hat infolge der Sensationslust und Leichtgläubigkeit aller Kreise buchstäblich Millionen mit seinem „Hellschen“ verdient. Er lebte auf großem Fuß, war immer von einem Troß von Angestellten, Sekretären und — Halbweltlerinnen, aus denen er seine jeweiligen Favoritinnen wählte, umgeben und hat das Inland, stellenweise sogar das Ausland förmlich durcheinander gebracht. Wie es tatsächlich um seine mit allen möglichen magischen Mitteln verbrämte Fähigkeit, in die Zukunft zu „sehen“, bestellt war, beweist die Geschichte seines Todes. Hanussen ist 1934 ermordet worden, eine Tat, für die das vergangene Regime wohl verantwortlich zu zeichnen hat: es hat diesen anscheinend gefährlich gewordenen Mitwisser aus politischen Gründen beseitigt. Auf jeden Fall: Hanussen wurde nach einer Varietévorstellung von zwei Männern abgeholt und fuhr mit ihnen in seinem Auto fort. Am folgenden Morgen fand man den Wagen, in dem der „Hellscher“ erschossen lag, an einsamer Stelle im Grunewald. Einen besseren Beweis für das Schwindlertum Hanussens kann man sich kaum denken. Im übrigen ist auch ein Schlüsselroman eines früheren Sekretärs Hanussens: „Leben und Taten des Hellschers Henrik Magnus“, beachtlich. In diesem Roman wird Hanussen als skrupelloser Geschäftemacher ohne jede hellseherische Fähigkeit geschildert. Es ist auch als ganz ausgeschlossen zu bezeichnen, daß ein Mensch, der wirklich hellseherische Qualitäten haben sollte, ein derart unwürdiges Privatleben überhaupt führen *könnte*, wie Hanussen. Eine solche Fähigkeit könnte nach allen uns bekannten Gesetzen menschlichen Seelenlebens nur mit einer seriösen Lebenshaltung Hand in Hand gehen. Gerade die bei diesen Typen immer wieder zu beobachtende Tatsache höchst problematischer, ja geradezu minderwertiger Verhaltensweisen ist meiner Ansicht nach der beste Beweis *gegen* das Hellschen.

Gegenüber einem Manne wie Hanussen sind Leute wie der Hellscher, der kürzlich (1948) von einem Hamburger Gericht zu 10 000 Mk. Geldstrafe und acht Monaten Ge-

fängnis verurteilt wurde, geradezu klägliche Epigonen. Dieser Mann hatte, vorsichtshalber nur in Süddeutschland, anonciert, daß er mit Hilfe seiner hellseherischen Qualitäten Auskunft über vermißte Soldaten geben könne und erhielt eine Unmasse brieflicher Anfragen, die er nach von ihm entworfenen Schemen beantwortete. Ein ganz plumper, aufgelegter Schwindel. Aber da kam eines Tages das dicke Ende: ein Mißtrauischer, der seit 1945 friedlich in der Heimat saß, schickte dem Gauner einige Fragen über sich selbst. Zu seinem Staunen erfuhr der Einsender, daß er scheinbar keineswegs in der Heimat war: denn der „Hellscher“ sah ihn in einem Gefangenenlager bei Warschau, wo er sich gerade mit Holzhacken beschäftigte. Das was den Fall so interessant macht, ist die Tatsache, daß der Schwindler, nachdem bereits behördlich öffentlich vor ihm gewarnt war, noch eine Unmenge brieflicher Anfragen erhielt, ja sogar ins Gefängnis wurden ihm nicht weniger als fünfundachtzig solcher Fragen nach Vermißten geschickt, ein Beweis, daß die Dummen wirklich nicht alle werden.

Es seien noch zwei Preisausschreiben erwähnt, deren Ergebnis recht stutzig machen muß. Im Jahre 1922 schrieb die französische Zeitung „Matin“ einen Preis von 50 000 fr. für das Medium aus, das imstande sei, einen Gegenstand fortzubewegen oder aufzuheben ohne ihn zu berühren und ohne eine bisher bekannte physische Kraft zu benutzen. Noch neun Monate später hatte kein Medium sich gemeldet, das den Preis verdienen wollte, obwohl es in Frankreich eine ganze Reihe zum Teil sehr berühmte Medien gab. Ferner hat 1927 die schon im Kapitel Astrologie genannte amerikanische Zeitschrift ein Preisausschreiben über Spiritismus ergehen lassen. Es wird ein klarer und eindeutiger Beweis für die Möglichkeit mit den Geistern Verstorbener zu verkehren, gefordert. Als Preis waren ursprünglich 10 000 Dollar ausgesetzt. Als sich nach längerer Zeit noch niemand gemeldet hatte, wurde er auf 21 000 Dollar erhöht, aber auch da meldete sich niemand.

Mit diesen Preisausschreiben sind wir bereits auf den „Okkultismus von der strengen Observanz“, wie man den Spiritismus nennen könnte, zu sprechen gekommen, also auf die Richtung der Geheimwissenschaften, die über das Gedankenlesen und Hellsehen erheblich herausgeht und heute noch die Gespenster als vorhanden und zitierbar bezeichnet. Auch in dieser okkulten Richtung sind die Medien die zur Herstellung der geisterhaften Beziehungen nötigen Personen, und auch hier spielt der Trancezustand dieser Mittler die große Rolle. Es kann aber auch auf andere Weise der Kontakt mit den Seelen der Toten hergestellt werden, nämlich durch das Tischrücken.

Letzteres dürfte allgemein bekannt sein; es sitzen mehrere Personen im geheimnisvoll verdunkelten Zimmer um einen Tisch, auf dem sie die Hände so liegen haben, daß die Finger sämtlicher „Tischrücker“ durch direkte Berührung im Kreise miteinander verbunden sind. Alles sitzt stumm und fieberhaft gespannt da, richtig, auf einmal bewegt sich der Tisch. Jetzt kann man bestimmte Tote anrufen und befragen, durch Klopfzeichen des Tisches antwortet der Geist. Eine schaurige Angelegenheit, wahrhaftig! Eigenartig ist nur, daß es immer ein *leichter* Tisch, möglichst mit *einem* Mittelfuß, sein muß. Die Macht der Abgestorbenen scheint recht begrenzt: massive vierstempelige Eichentische können sie leider nicht bewegen. Und da liegt auch des ganzen Rätsels Lösung. Ganz analog der Wünschelrute und dem siderischen Pendel ist es der fieberhaft erregten Spiritisten-Gesellschaft garnicht möglich, die Hände absolut ruhig zu halten, es kommt zu den üblichen leichten, oft unbewußten Muskelbewegungen, sodaß bei mehreren Personen ein leichter Tisch logischerweise an zu klopfen fängt.

Die Demonstrationen der modernen spiritistischen Gespenster unterscheiden sich kaum von denen ihrer mittelalterlichen Kollegen und sind öfters ganz entschieden unfein, wie man sagen muß. Dies gilt besonders dann, wenn sie sich daran machen, irgendwelche Gegenstände plötzlich zu

bewegen, ein Vorgang der „wissenschaftlich“ Telekinese, Fernbewegung genannt wird. Auch bei dieser gespensterhaften Betätigung ist das Medium oft genug Mittler, die Geister können es aber auch allein.

Um die Jahrhundertwende geriet die Gemeinde Resau im Kreise Potsdam in große Aufregung: in einem Hause spukte es geradezu scheußlich. Allabendlich, zur Zeit der Dämmerung, also einer für Gespenster geradezu ungehörigen Zeit, flogen in diesem Hause auf geheimnisvolle Weise Kartoffeln, Bratpfannen und Töpfe durch die Luft, ohne daß eine natürliche Ursache zu entdecken gewesen wäre. Nachdem das dreimal abends passiert war, holte die mächtig aufgeregte Gemeinde ihren Pfarrer in das Spukhaus. Aber das beirrte die bösen Gespenster gar nicht. Im Gegenteil: eine Bratpfanne flog dem Pfarrer ziemlich heftig in den Rücken. Nunmehr faßte die beherzte Gendarmerie in dem Hause Posto und siehe, es gelang der heiligen Hermandad, den bösen Geistern endgültig das Handwerk zu legen. Es fand sich nämlich ein siebzehnjähriger Bauernsohn, mit Namen Karl Wolter, der mit überaus großem Geschick, aus dem Verborgenen heraus, den „Telekinetiker“ gespielt hatte und damit das gesamte Dorf in Schwung gesetzt hatte. Der gute Junge wurde wegen groben Unfugs und vorsätzlicher Sachbeschädigung zu einigen Wochen Gefängnis verurteilt. Dieser Strafprozeß spielte 1889 und machte ein ziemliches Aufsehen. Das große Geschick des Wolter im Bratpfannenwerfen veranlaßte den Zauberkünstler Rösner, den munteren Knaben als „Zauberlehrling“ zu engagieren, er trat sogar mit ihm im Berliner Wintergarten auf. Die Herrlichkeit war nicht von langer Dauer; es stellte sich heraus, daß Wolter für den Beruf eines Zauberkünstlers doch zu ungeschickt war.

Gerade diesen Schlußpunkt der ganzen Angelegenheit halte ich für besonders wesentlich. Man hat den Wissenschaftlern, die immer wieder raffinierte taschenspielerische Tricks bei hellseherischen und telekinetischen Medien aufdeckten, von Seiten des Okkultismus stets entgegen gehal-

ten, daß es derartige manuelle Geschicklichkeit nicht geben könne. Das ist ganz sicher unrichtig, denn die „Zauber“-Künstler unserer Varietés zeigen uns täglich so verblüffende Leistungen auf diesem Gebiet, daß man staunt. Offenbar aber ist diese Kunst wesentlich schwieriger zu erlernen, als das unbemerkte taschenspielerische Bewegen von Gegenständen in spiritistischen Sitzungen, wie das Beispiel des Wolter erweist. Wobei noch zu bedenken ist, daß der Variétézauberer bei hellem Licht arbeitet, das spiritistische Medium jedoch in abgedunkeltem Raum.

Was wird da nicht alles bewegt und buchstäblich „aus der Luft gegriffen“! Besonders scheinen freundliche Gespenster uns arme Sterbliche mit Blumen aus dem Jenseits zu beglücken, denn gerade diese kommen immer wieder bei den Sitzungen zum Vorschein: das in tiefem Trancezustand darsitzende Medium greift wie träumend in der Luft herum und siehe da: auf einmal ist seine Hand mit Blumen gefüllt.

Auf derartige Dinge und auf die weiter unten noch kurz zu erwähnenden Materialisationen ist der Hauptvertreter des deutschen Okkultismus-Spiritismus, der Münchener Freiherr von Schrenck-Notzing ungefähr so hereingefallen, wie Schottelius auf den Hellseher Kahn. Selbst als eines seiner Medien bereits entlarvt war, hat v. Schrenck-Notzing noch zäh daran festgehalten, daß von allen in seiner Gegenwart gezeigten medialen Phänomenen keines betrügerisch gewesen sein könne. Als dann der Fall noch einmal einer Prüfung unterzogen wurde, mußte v. Schrenck-Notzing endlich doch zugeben, daß man auch *ihn* täuschen könne. Kulturhistorisch recht interessant ist übrigens, daß außer anderen namhaften Persönlichkeiten auch der sehr bekannte Maler Albert v. Keller zu dem spiritistischen Kreise v. Schrenck-Notzings gehörte. Im Hause des Malers wurden zahlreiche okkultistische und spiritistische Sitzungen abgehalten, Medien eingeführt und Experimente vorgenommen. v. Keller soll zwar dem Spiritismus ungläubig gegenübergestanden haben; er

hat aber andererseits mehrfach seine Kunst in den Dienst dieser Glaubensrichtung gestellt, beispielsweise in seinen Gemälden „Somnambule“, „Mystische Krankenheilung“, „Spiritistischer Apport eines Bracelets“.

In „Ein Lebensbuch“ schildert *Clare Sheridan*, die den Wunsch hatte, mit ihrem im Kriege gefallenen Gatten Wilfred in Verbindung zu treten, ihre Erlebnisse mit einem spiritistischen Medium:

„Innerlich in großer Aufregung, schellte ich in Notting-Hill an einem der unansehnlichen Häuser, die sich da eins ans andre reihen. Ich war überzeugt, Wilfred wußte um mein Vorhaben und hielt sich bereit. Das Zimmer, in das ich geführt wurde, glich eher einem Versammlungsort der Quäker. Eine kleine ältliche Dame mit grauen Haaren zog violette Vorhänge vor die Fenster und setzte sich dann auf einen Sessel mir gegenüber. Sie zog ein Grammophon auf, das eine Platte von Kreisler spielte und erklärte dabei, daß die Schwingungen der Musik den Geistern das Erscheinen erleichterten. Dann bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen, und als die Platte fast abgelaufen war, tastete sie in ihrer Trance mit unsicherer Hand nach der Kurbel und drehte von neuem auf. Wilfred verabscheute Grammophone ganz besonders, und ich dachte im stillen, was er wohl dabei empfinden mochte. Sobald die Musik aufhörte, stand sie auf, und mit einer ganz anderen Stimme als wenige Minuten zuvor sprach sie — oder vielmehr der in sie eingetretene Geist sprach — ein Gebet um Beistand, Schutz und Leitung für „unsere Schwester“, die nun bereit war, denen zu helfen, die „von hinnen gegangen waren“ usw. Die Worte waren sehr schön und augenscheinlich Eingebung des Augenblickes. Danach setzte sie sich wieder, und nun traten der Reihe nach die Geister in sie ein, ihren Körper wie eine Telefonzelle benutzend und sich ihrer Stimme bedienend, so daß sie bei jedem Sprecher ganz verschieden klang. Zuerst meldete sich ihre Führerin und erklärte mir, wie alles vonstatten ginge und wer jene wären, die an der Schwelle auf mich warteten. Sie

sah Gesichter und hörte Stimmen und Namen, sah auch Namen oder Buchstaben, die sie zu entziffern suchte. Dann meldete sich mein Führer, ein Indier mit tiefer Bassstimme, der in mir unbekanntem Akzent gebrochen Englisch sprach.

Plötzlich trat Stillschweigen ein und dann überlief ein konvulsivischer Schauer das Medium. Ich war gespannt, was nun kommen würde; doch da die Frau augenscheinlich nicht bei Bewußtsein und ich ganz allein mit ihr war, versicherte ich mich durch einen Blick nach der Tür, ob ich nötigenfalls rasch entweichen könnte. Sie zitterte und mit einer sonderbar neuen Stimme rief sie:

„Oh, mein Liebling, mein Liebling“, und ehe ich mich versah, hatte sie ihre Arme um meinen Hals geschlungen und versuchte, mich zu küssen. Ich wehrte sie leicht ab, denn ich hatte keine Lust, von dem Medium geküßt zu werden, während ich doch wiederum Wilfreds Freude, mich zu sehen, nicht verletzen wollte. Aber Wilfred, das fühlte ich, hätte es besser gemacht. Er hätte die Grenzen medialer Vermittlung respektiert und seine Gefühle im Zaum gehalten.

Dann begann Wilfred mit einer Stimme, die ganz unverkennbar die seine war, von „Margaret“ und „Dick“ zu sprechen — auch sagte er, daß er drüben eine Menge Freunde habe und nicht allein wäre.

„Wir müssen hier mächtig arbeiten“, sagte er, und nun begann er ausführlich zu berichten, wie diejenigen, die schon länger drüben weilten, den Neuankömmlingen, die sich nicht zurechtfinden könnten, behilflich wären. Viele Menschen, sagte er, könnten nicht begreifen, daß sie das wären, was wir hier unten „tot“ nannten, und sie schrien um Hilfe, daß man sie zurückbringen möge zu denen, die sie liebten und die nun verlassen wären. Und daß ich in jeder Nacht, wenn mein Körper schlief, zu ihm käme und ihm auf den Schlachtfeldern mithelfe, indes Elisabeth Dick und Margaret mit sich nähme um mit den anderen Kindern auf dem Spielplatz zu spielen.

Er wäre froh, Elisabeth bei sich zu haben, sie erinnerte ihn

an mich. Ohne das Kind würde er sich einsam gefühlt haben. Sie wachse so schnell und zu solcher Schönheit heran, „und sie denkt immer“, sagte er, „daß wir am Leben wären und alle zusammen lebten, und wenn du ihr Lebewohl sagst früh am Morgen, dann ist es ganz so, wie wenn du den anderen Gute Nacht sagst. Sie weiß, daß sie dich nicht sehen kann in den wenigen Stunden — und wie willst du wissen, welches von den beiden Leben das wirkliche ist?“

Wir unterhielten uns über eine halbe Stunde. Ich fragte ihn, ob er beim Gottesdienst im Winchester-Dom gewesen wäre. Er antwortete:

„Natürlich, wir waren alle dort, und ich hab' gesehen, wie du dich fast zum Narren gemacht hast.“

Nichts konnte ihn mehr aufbringen, als Mangel an Selbstbeherrschung.

Dann sprang er auf ein anderes Thema über.

„Ich Sorge mich nicht wegen deiner Mittel und Möglichkeiten. Irgendwie wirst du genug haben und damit auskommen — nein, frage mich nie um Rat; ich könnte die Verantwortung nicht auf mich nehmen, dir Ratschläge zu erteilen — andere werden das tun, die berufener sind als ich.“

Ich fragte nach dem Tod.

„Wie ist er — schmerzlich? Ist er wie eine Art Geburt?“

Er antwortete: „Keiner weiß es genau. Es ist so wie beim Einschlafen, wenn man nicht mehr sicher weiß, ob man wacht oder schon träumt. Niemand kennt genau den Augenblick seines Todes, ebensowenig wie du den genauen Augenblick des Einschlafens feststellen kannst — — weine nie um mich, das macht es mir unmöglich in deine Nähe zu kommen. Je ruhiger du bist, umso leichter ist es. Je froher du bist, desto näher bin ich dir. Jetzt muß ich gehen. Lebewohl.“

Er verschwand ganz plötzlich, und an seiner Stelle ertönte ein kleines feines Stimmchen, das sagte:

„Mammi, Mammi, ich kann dich gar nicht sehen, es ist ganz dunkel.“

Es war Elisabeth, und ich besann mich, daß sie freilich

wohl in dem Medium nichts sehen konnte und noch zu klein war, um zu wissen, was vor sich ging. Ich sagte:

„Nein, du kannst mich nicht sehen und ich dich auch nicht — — —.“

„Das ist ein komisches Versteckspiel!“ antwortete sie.

Ein wundervoller Duft von Blumen machte sich bemerkbar.

„Ich habe dir Maiglöckchen mitgebracht“, sagte sie.

Es war ein entsetzliches Gefühl, sie so nahe zu wissen und sie nicht in meine Arme nehmen zu können. Plötzlich fühlte ich, daß sie mein Haar berührte:

„Mammi, ich mag das Dunkel nicht leiden, ich möchte draußen im Hellen sein.“

Darauf gab mir die „Führerin“ des Mediums eine genaue Beschreibung von Elisabeth, nur um einige Jahre älter geworden. Sie sagte:

„Ihr Gatte wünschte, sie soll mit Ihnen sprechen, aber das Kind tut es nicht gern; wir können sie nicht länger hier halten.“

Jetzt wurde das Medium müde, und die, die über ihr Wohlbefinden wachten, erklärten, sie müsse aufhören. Ihre Trance hatte vierzig Minuten gedauert.

Ich ging mit der Überzeugung aus der Sitzung, daß ich mit dem Jenseits in Verbindung gestanden hatte, es war, als habe sich eine bis dahin unbekannte Tür vor mir aufgetan und mir einen ganz neuen Lebensaspekt eröffnet. Aber obgleich ich an seine Echtheit glaubte, war das Ganze doch unlegbar unbefriedigend, eher aufreizend als tröstlich. Trotzdem ließ ich mich noch auf eine Anzahl ähnlicher Unterredungen ein und empfing auch manche unerwartete Botschaft von Freunden, die im Krieg gefallen waren; unter anderem auch von dem geliebten Henry James, der mir herzlich die Hand schüttelte, und mich in seiner charakteristischen Art „meine liebe Cläre, meine liebe, liebe Cläre“ nannte.

Ebenso sprach ich mit meinen amerikanischen Großeltern und einer totgeborenen Schwester. Es meldeten sich auch

„Führer“, die mir dringliche Ratschläge gaben. Aber „das Jenseits“ bekam doch nie Oberhand in meinem Leben, und was Wilfred anbetraf, so behielt ich mir das Recht vor, verschiedener Meinung mit ihm zu sein, wie wenn er noch am Leben wäre.

Nur einmal drückte er sich sehr energisch aus. Es war eine gute Reihe von Jahren später, und ich hatte nach langem Überlegen Dicks dringenden Bitten nachgegeben. Er wünschte absolut mit seinem Vater zu sprechen. Wir wollten ins Ausland gehen, und es war für lange Zeit die letzte Möglichkeit. Am Schluß einer etwa einstündigen Unterredung, die Dicks Gemüt über künftige Entdeckungen in bezug auf das alte Atlantis tief erregt hatte, fragte Wilfred, ob wir etwa England verlassen wollten. Ich sagte, daß wir nach dem Osten gingen.

„Es gibt Osten — und Osten“, bemerkte er.

„Wir wollen in der Türkei leben“, sagte ich.

Worauf er erwiderte: „Das ist doch Blödsinn“ — eine Antwort, die mich, in Gegenwart von Dick, so beleidigte, daß ich niemals wieder zu einer Sitzung ging.“

Ich habe diesen ungewöhnlich interessanten und psychologisch besonders beachtlichen Bericht absichtlich ungekürzt wiedergegeben. Die Art, wie hier eine an sich sehr kluge Frau, die aber, wie ihr ganzes Buch beweist, den Übersensibeln zugerechnet werden muß, an das, was sie bei dem Medium erlebt, glauben will und doch andererseits nicht so recht glauben kann, spricht Bände. Bei dieser die Gläubigen des Spiritismus so kennzeichnenden willigen Einstellung dem medialen Hokusfokus gegenüber fällt der gebildeten und klugen Dame die geradezu ungläubliche Primitivität kaum auf: die Geister ihrer lieben Toten können nur durch die „Telefonzelle“ des medialen Leibes mit ihr verkehren, wobei das kleine Mädchen natürlich infolge der differenten Größenverhältnisse der Körper „im Dunkel“ sitzt und nichts sehen kann, wobei die Lebenden aber von dem Zusammensein, das damit doch ganz sinnlos wird, garnichts wissen und

was des Unsinns mehr ist. Nur ganz vorübergehend blitzt Frau Sheridan einmal der Gedanke an das Brimborium auf, als das Medium mit Hilfe von Grammophonmusik (!) die Geister „zitiert“. Bezeichnend ist auch, daß die ziemlich selbstbewußte Frau jeglichen Verkehr mit dem geliebten Geisterreich aufgibt, als ihr der Gatte einmal recht deutlich seine Meinung zum Ausdruck bringt. Aber auch da scheint ihr der plumpe Schwindel des Mediums gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Sie hat wohl stets den Glauben behalten, „mit dem Jenseits in Verbindung gestanden“ zu haben.

Wie unerhört der grobe Schwindel und Betrug diesen Spiritismus durchsetzt, läßt das Beispiel des Mediums Anna Rothe erkennen. Diese Frau Rothe hielt in ihrer Berliner Wohnung gegen Eintrittsgeld von zwei und drei Mark spiritistische Sitzungen ab, bei denen Geisterzitationen, Blumenapporte, Tischrücken und ähnliche „Phänomene“ gezeigt wurden. Das Medium war zur Zeit dieser Sitzungen fünfzig Jahre alt. Sie war die Frau eines Kesselschmieds. Angeblich hatte sie schon als Kind von zehn Jahren die Fähigkeit, Personen zu sehen, wo andere Leute nichts sahen. Schilderte sie diese „Gesichte“ ihrer Umgebung, so konnte diese bestimmte verstorbene Personen erkennen. Auf Grund dieser Fähigkeit wurde sie von Spiritisten als vorzügliches Medium erkannt und zu Sitzungen herangezogen. Als später der Bräutigam ihrer Tochter starb und schon längst beerdigt war, sah sie ihn eines Tages in ihrer Wohnung in gewohnter Weise auf dem Sofa sitzen. Schließlich ging sie zu der Betätigung als berufsmäßiges Medium über. Ihr Manager, ein früherer Volksschullehrer Jentsch, veranlaßte sie zu spiritistischen Vorstellungen in vielen Städten Deutschlands, teils auch im Ausland. Er erledigte die große Korrespondenz des Mediums und bereitete die Sitzungen vor. Äußerlich war die Rothe eine große schlanke Frau ohne Besonderheiten; lediglich das „unheimliche Feuer“ ihrer großen Augen soll aufgefallen sein. Sie wird als nervös, unruhig bezeichnet.

In der Berliner Wohnung der Rothe fanden spiritistische Sitzungen seit Oktober 1900 statt, deren Besuch immer zahlreicher wurde. Unter den Klienten der Frau Rothe befanden sich namhafte Leute, besonders war auch der hohe Adel — eine Fürstin Karatschka, eine Gräfin Moltke, ein Generalleutnant a. D. v. Zastrow — vertreten, selbst der damals sehr wichtige Hofprediger Stoecker erschien. Man redete in diesem Kreise von „Schwester“ Anna und „Bruder“ Jentsch, die Sitzungen wurden mit einem pietistischen Vortrag der Frau Rothe eröffnet, die im abgedunkelten Zimmer hinter einem Tisch saß. Dann fiel die Frau in Trance und nun sprachen die Geister der Toten aus ihr, bestellten Grüße an die anwesenden Verwandten und gaben ihnen frömmelnde Sprüchlein, bis das Medium mit der rechten Hand in die Luft griff und Tannenzweige, Blumen, Myrthen und Apfelsinen „materialisierte“, die der jeweilige Geist als Gruß aus der anderen Welt seinen Verwandten zu schenken für gut befand. Auch „Erscheinungen“ nebelhafter Art von solchen Totenseelen kamen vor, der Tisch hob sich und klopfte, kurz, alles, was zu einem geordneten Gespensterbetrieb moderner Form gehört, war reichlich vorhanden. Selbst der Geist des Reformators Zwingli ließ sich hören, am meisten aber sprach in kindlicher Weise der Geist des Kindes „Friedchen“, mit Kosenamen auch „Medibumsel“ genannt aus dem Munde der Prophetin. Merkwürdig war eigentlich nur eines: alle diese verschiedenen Geister sächselten ganz ausgesprochen!

Im Dezember 1901 konnten zwei Kriminalbeamte, die zusammen mit einer Polizeiassistentin seit einiger Zeit den Sitzungen beigewohnt hatten, die Betrügerin, besser gesagt, das Betrügerpaar, entlarven. Als das Medium wieder einmal mit der rechten Hand in die Luft gegriffen hatte und gerade einem der Anwesenden einen Blumengruß aus dem Jenseits überreichte, griffen die Beamten zu, hielten ihr die Hände fest und veranlaßten eine Untersuchung durch die Polizeiassistentin. Diese war schwierig durchführbar, weil Frau Rothe sich mit großer Kraft zur Wehr setzte und

auch das Publikum — speziell die Damen — die Beamten empört zu hindern suchte. Man konnte die Leibesvisitation aber doch durchführen und fand dabei, daß die Rothe in ihrem Unterrock massenhaft Blumen und auch mehrere Apfelsinen verborgen hatte, die sie mit der linken Hand durch einen Rockschlitz herauszauberte, schnell mit geschickter Bewegung in die Luft warf und mit der rechten Hand auffing.

Nach langer Vorermittlung, während der Frau Rothe in Untersuchungshaft saß und eingehend sachverständig untersucht wurde, fand im März 1903 die sechstägige Hauptverhandlung statt. Sie muß ungewöhnlich interessant gewesen sein. Die Zeugen gliederten sich in die Indifferenten, in die sich betrogen Fühlenden und in die überzeugten Spiritisten. Von den Zeugen, die ihre Denkfähigkeit bewahrt hatten, bekundete ein Redakteur, daß er bei einer solchen Sitzung eindeutig gesehen habe, wie Frau Rothe die Blumen aus dem Kleide entnahm und ihrer rechten Hand zuwarf; er habe jedoch kein Interesse an ihrer Entlarvung gehabt. Die Spiritisten *hatten* nicht nur alles für bare Münze genommen, sie taten es *noch* und sprachen für Frau Rothe, wo sie nur konnten. Es wurde von solchen Zeugen allen Ernstes behauptet, daß sie *gesehen* hätten, wie sich um die in der Luft schwebende rechte Hand des Mediums ein Nebel entwickelte, dem dann die Blumen entsprossen. Als ganz eindeutig schon einmal in Zürich festgestellt worden war, daß Frau Rothe die später produzierten „Jenseits“-Blumen in einem Geschäft gekauft hatte, meinte der Zeuge, ein überzeugter Spiritist: an der Tatsache des Blumenkaufs im Geschäft bestehe kein Zweifel. Jedoch sei dies nicht Frau Rothe gewesen, die dort gekauft habe, sondern ihr Astralleib. Die Geister hätten irdische Blumen verwenden wollen, diese aber — weil Diebstahl — nicht einfach so entnehmen wollen und deshalb durch den Astralleib des Mediums kaufen lassen. Auf diese Weise seien die Blumen ins Geisterreich gekommen, „dematerialisiert“ worden und später bei der Sitzung durch den

wirklichen Leib der Frau Rothe wieder „rematerialisiert“ worden. In ähnlichem blühendem Unsinn, der das sture *Glaubenwollen* überzeugter Spiritisten klar erkennen läßt, war ein großer Teil der Zeugen sich einig. Eine Zeugin hatte bei einer solchen Sitzung nicht weniger als fünfzehn Geister in den verschiedensten Größen „gesehen“, ein anderer hatte den Geist seiner Großmutter „an der Statur erkannt“, einer dritten hatte die verstorbene Tante sanft, jedoch deutlich fühlbar über den Arm gestrichen, um ihr den Rheumatismus zu vertreiben und wirklich war von diesem Moment an der Schmerz fort. Immer wieder wurde auch betont, daß Frau Rothe, besser gesagt der tote Verwandte durch den Mund des Mediums, Dinge gesagt hatte, die sie „unmöglich“ wissen konnte. Die Feststellung, daß „Bruder“ Jentsch vor der Sitzung mit großem Geschick die noch lebenden Familienmitglieder ausgehört hatte, wurde von den Gläubigen bagatellisiert. Die Ausnutzung der Ausdrucksbewegungen des fasziniert den Gaukeleien folgenden Publikums durch „Schwester“ Anna kam ebenfalls in dieser Gerichtsverhandlung eindeutig zu Tage, auch wurde bewiesen, daß das Betrügerpaar mit Umsicht dafür sorgte, möglichst keine Ärzte und Naturwissenschaftler an den Sitzungen teilnehmen zu lassen. Das Bedeutsamste war, daß Frau Rothe während ihrer acht Monate dauernden Untersuchungshaft nicht ein einziges Mal in Trance geriet und nicht ein einziges Mal Gegenstände materialisierte, wo doch ein solches Ereignis voll auf genügt haben würde, sie zu rechtfertigen. Nicht einmal ihren Verteidigern hat sie in der Zelle Blumen aus dem Jenseits als Dank für ihre Bemühungen überreicht!

Als Sachverständige waren Prof. Puppe, Prof. Dessoir und Oberarzt Henneberg tätig gewesen. Frau Rothe wurde von Prof. Puppe als hysterische Person bezeichnet. Er konnte sie auffallend schnell hypnotisieren, zweifelte aber an der Echtheit des Trancezustandes. Sie hielt dann förmliche Predigten in sächsischem Tonfall und mit allen möglichen Sprachfehlern, die eindeutig erwiesen, daß sie das

Produkt der Frau Rothe und nicht das eines Geistes aus dem Jenseits waren. Auch Dr. Henneberg hat sich ebensowenig von der Echtheit der Trancezustände überzeugen können, Frau Rothe zeigte bei den Versuchen nur eine leichte Einschränkung des Bewußtseins, war sich aber genau im klaren, was um sie herum sich abspielte. Professor Dessoir hatte mehreren Sitzungen bei der Frau beigewohnt und einwandfrei festgestellt, daß das Ganze Schwindel war, noch dazu „in ganz kläglicher Weise durchgeführter Schwindel“. Als Tuschenspielerin konnte Frau Rothe seiner Ansicht nach sich ihr Brot nicht verdienen, nur die blinde Gläubigkeit ihrer Klientel konnte ihre Erfolge verbürgen. Bei den „Materialisationen“ lenkte sie in plumper Weise die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihre rechte Hand und arbeitete dann mit der linken. Interessant war auch, daß die Betrügerin in der üblichen Form immer nur verwaschene Beschreibungen von Personen gab und diese dann allmählich auf Grund unbewußter oder halbbewußter Zwischenbemerkungen der Zuhörer vervollständigte. Frau Rothe wurde wegen Betrugs in neunundfünfzig Fällen zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr sechs Monaten unter Anrechnung der Untersuchungshaft verurteilt und nahm die Strafe sofort an.

v. Schrenck-Notzing ist auch einmal in übler Weise einem solchen Medium aufgesessen, der Eva C. Er behauptete, gesehen zu haben, daß aus dem Munde dieses Mediums eine schwach leuchtende, dünne Substanz hervortrete und wieder verschwinde. Leider wurde von anderen Beobachtern aufgedeckt, daß diese geisterhafte Substanz ein dünner Gaze-streifen war, den das Medium verschluckte und durch eine Art von Wiederkäuen bei passender Gelegenheit wieder nach außen beförderte.

Bis in welche Kreise der moderne Okkultismus mit Erfolg einzudringen vermochte und welche Bedeutung er selbst in der hohen Politik erreichte, zeigt klassisch ein Beispiel, das *M. Paléologue* in seinem Buche „Am Zarenhofe während des

Weltkrieges“ gibt. Er notiert hier unter dem 21. November 1916:

„Die Pflege der Geheimwissenschaften stand bei den Russen stets in hoher Gunst; seit Swedenborg und der Baronin von Krüderer haben alle Spiritisten und Illuminaten, alle Magnetiseure und Wahrsager, alle Hohenpriester der Geheimlehre und Wundertätigkeit an den Ufern der Newa einen wohlwollenden Empfang gefunden.

Im Jahre 1906 war der Erneuerer des französischen Hermetismus, der Magier Papus, mit seinem wahren Namen Dr. Encausse, nach St. Petersburg gekommen, wo er sich bald einen treuen Kundenkreis erwarb. Man hatte ihn in den folgenden Jahren während des Aufenthaltes seines guten Freundes des Therapeuten Philippe aus Lyon, öfter wieder-gesehen. Der Kaiser und die Kaiserin beehrten ihn mit ihrem vollkommensten Vertrauen; sein letzter Besuch fand im Monat Februar 1906 statt. Nun melden uns die Zeitungen, die uns auf dem Wege über Skandinavien aus Frankreich zugekommen sind, daß Papus am 26. Oktober gestorben sei.

Ich gestehe, daß diese Nachricht meine Aufmerksamkeit auch nicht einen Augenblick fesselte; aber sie hat in den Kreisen derjenigen, die seinerzeit den „geistigen Meister“, wie ihn seine begeisterten Jünger unter sich nannten, große Bestürzung hervorgerufen.

Frau R. . . die gleichzeitig eine Anhängerin des Spiritismus und eine ergebene Freundin Rasputins ist, erklärt mir diese Bestürzung durch eine seltsame Voraussagung, die unbedingt vermerkt werden muß, da der Tod Papus' nichts weniger als den bevorstehenden Zusammenbruch des Zarismus prophezeien würde. Und zwar folgendermaßen:

Anfangs Oktober 1905 wurde Papus durch einige seiner hochgestellten Getreuen, die seiner Erleuchtung in der furchtbaren Krisis, welche Rußland damals durchmachte, ganz besonders bedurften, nach Petrograd berufen. Die Katastrophe in der Mandschurei hatte in allen Teilen des Reiches revolutionäre Unruhen, blutige Aufstände, Plünderungen, Metze-

leien, Brandlegungen, Ausschreitungen aller Art hervorgerufen. Der Kaiser lebte in schrecklicher Angst und konnte sich nicht entschließen, unter den widersprechenden, leidenschaftlichen Ratschlägen, mit denen ihn seine Angehörigen, Minister, Würdenträger, Generäle, sein ganzer Hofstaat täglich verfolgten, eine Wahl zu treffen . . .

Gerade an dem Tage, an welchem Papus in St. Petersburg eintraf, verbreitete ein Aufstand Angst und Schrecken in Moskau, während ein geheimnisvolles Syndikat den allgemeinen Eisenbahnerausstand ausrief. Der Magier wurde sofort nach Zarskoje-Selo berufen. Nach rascher Unterredung mit dem Kaiser und der Kaiserin veranstaltete er für den nächsten Tag eine große Sitzung mit Zauberformeln und Geisterbeschwörung. Mit Ausnahme des Herrscherpaares wohnte nur eine einzige Person dieser heimlichen Liturgie bei, ein junger Adjutant Seiner Majestät, Hauptmann Mandryka, der heute Generalmajor und Gouverneur von Tiflis ist. Durch eine gewaltsame Anspannung seines Willens, durch einen wunderbaren Aufschwung seines dynamischen Fluidums gelang es dem „geistigen Meister“, das Gespenst des sehr frommen Zaren Alexanders III. heraufzubeschwören: unverkennbare Anzeichen bewiesen die Anwesenheit der unsichtbaren Erscheinung.

Trotz der Angst, die ihm das Herz zuschnürte, fragte Nikolaus II. in aller Ruhe seinen Vater, ob er sich gegen die liberale Strömung, die Rußland mit sich fortzureißen drohte, auflehnen sollte oder nicht. Das Gespenst antwortete:

Du mußt die beginnende Revolution unterdrücken, koste es, was es wolle; aber sie wird eines Tages wieder erstehen und umso heftiger sein, je weniger streng die heutige Unterdrückung war. Wie dem auch sei! Nur Mut, mein Sohn! Gib den Kampf nicht auf!

Während das Herrscherpaar in tiefster Bestürzung über diese furchtbare Weissagung nachdachte, erklärte Papus, daß ihm seine Zaubermacht gestatte, die vorausgesagten Kata-

strophien zu beschwören, daß aber die Wirksamkeit seiner Beschwörung mit dem Tage seines Verschwindens vom „physischen Schauplatz“ aufhören werde. Dann führte er feierlich die Beschwörungsformeln und Verrichtungen aus.

Nun, seit dem 26. Oktober befindet sich der Magier Papus nicht mehr auf dem „physischen Schauplatz“. Die Wirksamkeit seiner Beschwörung ist aufgehoben. Also naht die Revolution heran.

Nachdem ich Frau R . . . verlassen habe, kehre ich in die Botschaft zurück und schlage meine Odyssee beim XI. Gesang, bei der berühmten Episode der Nekuia auf. Unter dem Eindruck des eben Gehörten scheint mir diese herrliche Begebenheit der primitiven Menschheit, dieses düster-barbarische Phantasiegebilde so natürlich, so wahr, als hätte sie sich gestern ereignet . . . Und ich denke daran, daß von Odysseus bis zu Nikolaus II., vom Seher Tiresias bis zum Magier Papus nur dreißig Jahrhunderte verstrichen sind.“

Paléologue berichtet weiter im Januar 1917, daß Papus zwar seit 1906 nicht mehr in Rußland war, mit Nikolaus II. und dessen Gattin aber in ständigem Briefwechsel gestanden habe.

Im Geiste sehe ich jetzt die „Gläubigen“ triumphierend über mich herfallen. Denn ist nicht Papus Weissagung tatsächlich eingetroffen? Ist nicht wirklich das Zarentum durch Revolution gestürzt worden? Und ist dieses Ereignis nicht alsbald nach Papus Tod erfolgt? Tatsächlich, es stimmt! Ein geradezu klassisches Beispiel für einen „Erfolg“ der okkulten Wissenschaften. Aber wie sieht es bei näherem Zusehen mit diesem Erfolg aus? Nun, es dürfte in den Jahren 1905-06 nicht nur für die modernen Magier ein Leichtes gewesen sein, vorauszusagen, daß in Rußland „eines Tages die Revolution wiederkehren wird.“ Das hatten auch die Politiker der verschiedenen Mächte ohne Geisterbeschwörungen bereits herausgeknobelt und prophezeit. Insofern also ist „der Geist des Vaters“ leider auf eine Situation gestoßen, die den Einsichtigen in und außerhalb Rußlands keine Illusionen be-

zügig der Zukunft mehr ließ. Wenn der tote Alexander nicht *mehr* zu sagen hatte, so lohnte „der wunderbare Aufschwung des Fluidums“, den Herr Pappus sich abringen mußte, wahrhaftig nicht. Aber mit einem hatte der schlaue Weissager offensichtlich zu wenig gerechnet: mit der Wirkung, die seine platte Ankündigung auf den Schwächling Nikolaus und seine einwandfrei neurotische Gattin hinterlassen mußte. Daß beide hinfielen und alle viere von sich streckten, war dem „geistigen Meister“ wohl doch etwas überraschend. Das mußte ausgebügelt werden, und daß da am einfachsten und wirksamsten die „Gegenbeschwörung“ einsetzen und auf den leichtgläubigen „Herrscher“ beruhigenden Einfluß entfalten mußte, ist ebenfalls nicht allzu weit von normalen psychischen Reflexionen entfernt. Prompt wird denn auch nach diesem Rezept verfahren. Daß Pappus dabei die Wirkung dieses „Gegenzaubers“ auf seine eigene Lebenszeit einschränkte, ist, wie bei der Persönlichkeit derartiger Adepten mit Bestimmtheit angenommen werden darf, ein typisches Produkt der eigenen Geltungssucht: seht her, so ein Gewaltiger bin ich! Solange ich lebe, kann ich, und *nur* ich, helfen.

So löst sich das Geheimnisvolle zwanglos und ganz natürlich. Aber die Bedeutung der ganzen Szene wird dadurch nicht geringer. Wie würde wohl die Weltgeschichte gelaufen sein, wenn statt der degenerierten Hofgesellschaft im Jahre 1917 mit ihrem schlappen Zaren, dessen helfender Zauberer just im dümmsten Moment vom „physischen Schauplatz“ abtritt, zielbewußte Männer einen *wirklichen* Herrscher umgeben hätten. Ob dann die Bestürzung, dieses jede weitere Tatkraft so stark lähmende Moment, auch so groß gewesen wäre? Oder ob man sich nicht doch zusammengerissen und der revolutionären Hydra machtvoll entgegengetreten wäre? Es ist müßig, sich darüber den Kopf zu zerbrechen.

Ein ungewöhnlich interessantes Bild darüber, wie der heutige Okkultist denkt, vermittelt ein langer Beitrag, den F. Quade im ersten Heft der oben genannten Zeitschrift „Mer-

lin“ veröffentlicht. Zwar beschäftigt er sich dem Titel nach nur mit dem Problem des Hellsehens, tatsächlich wird aber sozusagen die gesamte Rüstkammer der Magie, des Dämonismus, Spiritismus und so weiter, geschildert. Sogar die Odlehre Reichenbachs taucht wieder auf, das zweite Gesicht und die „Wahrträume“ stellen sich vor, religiöse und profane „Offenbarung“, die indischen Yogis, die Kriminalhellscherei, sowie die „hellsichtige Krankheitsdiagnose“ werden vorgeführt. Selbstredend alles in behäuflicher Form. Man möchte fast sagen, es ist eine Kurzgeschichte im Stile des Hexenhammers, die uns da geboten wird. Denn der Verfasser ist ebenso wie die alten Mönche mit der Geister- und Dämonenwelt auf „du und du“. Er weiß scheinbar alles von ihnen. Eine einzige Probe darf genügen:

„So wenig wir uns auf eine Diskussion über die Tatsächlichkeit des Hellsehens einlassen können — man braucht ja heute auch nicht mehr die Drehung der Erde um die Sonne zu beweisen — so wenig wollen wir mit denen streiten, die Spuk, Besessenheit, die tausendfachen magischen Geschehnisse beim Kult der Primitiven, bei Medizinmännern, Schamanen, Fakiren und Derwischen, bei spiritistischen Seancen und den Veranstaltungen in den Laboratorien parapsychologischer Forscher nur auf Betrug, Halluzinationen, Bewußtseinsspaltungen, Träumereien des Unbewußten oder auch lediglich auf die Wirkungen des ausgetretenen Doppelgängers medialer Personen glauben zurückführen zu müssen — und die damit die Existenz von Intelligenzen ohne grobphysischen Körper leugnen.“

Unter den wirklichen Kennern dieses Tatsachengebietes kann die Erörterung nur darum gehen, welcher Art die Geister sind, die uns jeweils unsichtbar nahe sind . . .

Der Verfasser ist zu der Auffassung gelangt, daß auf der Erdoberfläche (neben den in diesem Zusammenhange hier bedeutungslosen Naturgeistern) Geister verstorbener Menschen wochen- bis jahrzehntelang nach ihrem Tode weilen

können — Geister, die aus den verschiedensten Gründen nicht in der in beträchtlichem Abstände von der Erdoberfläche die ganze Erde umgebenden sogenannten ersten Sphäre ihre nächste Heimat fanden. Die Mehrzahl der Menschengeister geht bald nach dem Tode in diese erste Sphäre über und nimmt dort, oft nach einem unter Umständen jahrelangen schlafartigen Zustand, eine den Sphären angepaßte Verkörperung an. Da die Stoffe der Sphären von denen auf der Erdoberfläche völlig verschieden sind, ist auch diese neue Verkörperung ganz anders als die irdische . . .

In der Verkörperung der ersten Sphäre erinnert sich der Menscheng Geist so wenig an das irdische Leben wie der hier Verkörperte eine Erinnerung an seinen mutmaßlichen vorangegangenen Aufenthalt in der ersten Sphäre mitbringt.“

Einen Beweis für diese und seine sonstigen Ausführungen bleibt Quade restlos schuldig. Sein ganzer Artikel erschöpft sich in Behauptungen und ist für den Laien umso bedenklicher, als er scheinbar tiefschürfend und mit „wissenschaftlicher“ Kritik an die Probleme herangeht.

Was wir bislang vom Okkultismus zu hören bekamen, ist bei Licht besehen nichts anderes, als mehr oder weniger plumper Schwindel, was auch bei der Persönlichkeit der meisten Medien nicht verwundern kann. Diese Leute sind oft genug problematische Naturen, schon ihr Vorleben müßte stutzig machen. Wenn man hört, was Schottelius alles über seinen lieben Kahn wußte, ebe er in die Versuche mit diesem Mann eintrat, so kann man ihm den Vorwurf nicht ersparen, diesem „Hellseher“ sehr leicht in die Falle gegangen zu sein. Menschen dieses Schlages sind überhaupt keine Medien in dem Sinne, sondern zielbewußte Gauner.

Andererseits würde es unrichtig sein, allen Medien die Gutgläubigkeit abzusprechen. Es gibt unter ihnen zweifellos solche, die von ihren „Gaben“ tatsächlich überzeugt sind, und die bei ihren Produktionen auch in echte Trancezustände kommen. Nimmt man jedoch diese gutgläubigen Medien

unter die psychiatrische Lupe, so erkennt man, daß sie samt und sonders stark abnorme Leute sind, die — vulgo „hysterisch“ genannt — zu seelischen Ausnahmezuständen neigen, in denen sie Sinneswahrnehmungen entweder mißdeuten, also in einem Handtuch ein Gespenst sehen (Illusionen) oder sogar echte Sinnestäuschungen (Halluzinationen) haben, die dann von ihnen und ihren Gläubigen als Geister angesehen werden. Kann uns diese Erkenntnis in der Erklärung der okkulten Phänomene weiterhelfen?

Wir kennen einen eigenartigen und nicht häufigen seelischen Ausnahmezustand, das *Nachtwandeln* (Noctambulismus) oder Schlafwandeln (Somnambulismus), im Volksmund „Mondsucht“ genannt. Dieser Somnambulismus hat eine Art von gemilderter Vorstufe, die sich bei nervösen Kindern nicht selten findet, den „nächtlichen Angstzustand“ oder Pavor nocturnus. In einem solchen Zustand schreien die plötzlich aus dem Schlaf erwachenden Kinder, sind zunächst nicht zu beruhigen, wirken wie schlaftrunken. Sie fassen die Vorgänge in ihrer Umgebung nicht richtig auf, ein harmloses Tierfell vor dem Bett wird zum wilden Tier, das sie verschlingen will, das Schlafzimmer ist scheinbar ein riesengroßer Saal, das an der Wand hängende Handtuch, ein riesiger Schimmel, der sie drohend anstarrt. Wird ein solches Kind von der Umgebung vollständig aufgeweckt, so schwindet der ganze Spuk umgehend, das Kind beruhigt sich schnell und schläft wieder ein. Dieser Symptomenkomplex ist manchmal rein körperlich bedingt, beispielsweise durch vergrößerte Gaumen- und Rachenmandeln die infolge einer Atembehinderung Beklemmungszustände im Schlaf erzeugen, oft genug aber ist er auch lediglich seelisch verursacht, daher eben besonders häufig beim übererregbaren, nervösen Kind.

Einem ähnlichen Ursachenkomplex entspringt das weit seltenere Nachtwandeln bei Erwachsenen. Auch hier können wir immer wieder feststellen, daß es sich um nervös labile Leute handelt, allgemeinen Sprachgebrauch nach um „Hyste-

rische“, die diese harmlose seelische Anomalie zeigen. Mit dem Monde hat der Somnambulismus nicht das geringste zu tun, der Ausdruck „Mondsüchtige“ ist also falsch. Der Schlafwandler erwacht nicht, er wird nicht einmal halbwach, sodaß er am anderen Morgen aus sich selbst von seinem nächtlichen Tun nichts weiß. Er steht, nachdem er zuerst sich einige Minuten unruhig im Bett gewälzt, unter Umständen auch laut gesprochen hat, auf, wandelt im Zimmer herum, weicht dabei allen Hindernissen geschickt aus, hat somit zweifelsfrei eine gewisse Sinnesempfindung und beschäftigt sich irgendwie. Meist knüpft diese Beschäftigung an seinen Beruf an, Frauen wischen Staub, der Geistesarbeiter setzt sich an den Schreibtisch oder nimmt ein Buch in die Hand. Die vielen Erzählungen von Wandeln auf dem Dach und allen möglichen sonstigen halbschweren Kunststücken der Schlafwandler sind stark übertrieben. Es kommt nur selten vor, daß ein solcher Mensch sein Zimmer verläßt, wenn allerdings, dann kommt es zu solchen extravaganten Spaziergängen, weil die stark herabgesetzte Sinnesempfindung Fenster und Tür miteinander verwechseln läßt. Die Fähigkeit solcher Leute, ohne weiteres auf schmalen Mauersimsen und Dachfirsten zu gehen, hat nichts Übernatürliches. Jeder von uns wäre der gleichen Handlung fähig, denn auf einem zehn bis zwanzig Zentimeter breiten „Pfad“ kann jeder gehen, wenn er kaum über den Erdboden erhaben ist. Befindet dieser Pfad sich aber auf dem Dach, so setzt bei den allermeisten Menschen im Wachzustand das Gefühl der Angst vor dem Absturz ein und sie sind nicht imstande, den Weg zurückzulegen, wenn sie nicht zufällig Dachdecker oder Schornsteinfeger sind. Der Schlafwandler, der nicht weiß, daß er hoch oben auf dem Dach herumläuft, hat keine Angst, und bleibt ungefährdet, falls man ihn nicht durch Anruf weckt. Stets endet der Noctambulismus damit, daß der Betreffende sich wieder in sein Bett begibt und ruhig weiterschläft.

Mit dem Wort Somnambulismus bezeichnet man nun auch den seelischen Ausnahmezustand eines okkultistischen

Mediums (Trance ist nur ein anderer Ausdruck für die gleiche Sache). Diese Gleichbenennung zweier *äußerlich* sehr ähnlicher, der Ursache nach hingegen grundverschiedener Zustände hat viel Verwirrung geschaffen. Der okkultistische Somnambulismus ist nicht wie das Schlafwandeln ein von innen heraus entstandener Zustand, sondern durch Hypnose künstlich erzeugt. Die Hypnose ihrerseits entspringt der grundsätzlich allen Menschen normalerweise eigenen Fähigkeit zur Suggestibilität. Man versteht darunter die Erscheinung, daß ein Mensch dem anderen Gedanken, Meinungen oder Gefühle derart eindringlich vorreden kann, daß der andere mehr oder weniger unter dem Willen des Suggestors gerät und schließlich diesen sich zu eigen macht. Jede politische Propagandarede ist schließlich und letztlich auf dem Willen des Redners, die zuhörende Menge in seinem Sinne zu beeinflussen, aufgebaut, und ich denke, wir wissen alle, welchen Erfolg man mit solchen Methoden erzielen kann. Nur ein Schritt weiter und wir stehen bei der Hypnose. Man weiß heute daß die Hypnotisierbarkeit gleichfalls eine ganz allgemeine menschliche Eigenschaft ist und daß es umso leichter ist, einen Menschen zu hypnotisieren, je abnormer, nervöser, „hysterischer“ er ist. Es gelingt sogar manchen Leuten, sich selbst derart zu suggerieren und zu beeinflussen, daß sie von sich aus in hypnotischen Zustand geraten. Diese Fähigkeit zeigen insbesondere auch die spiritistischen Medien, die mühelos „in Trance verfallen“. Der tiefste Zustand des hypnotischen Schlafes wird nun ebenfalls Somnambulismus geheißen und ist dadurch gekennzeichnet, daß der Hypnotisierte keine Rückerinnerung an das hat, was er in diesem Zustand unternommen hat, obwohl sein Rapport mit dem Hypnotiseur erhalten ist, das heißt der Somnambule führt Befehle aus, ist weitgehend körperlich zu beeinflussen, sodaß der Hypnotiseur bei ihm sogar Husten und Niesen veranlassen oder unterdrücken kann, man kann ihm die bizarren Körperhaltungen der Modepuppen in den Schaufenstern geben, die dann lange unverändert beibehalten werden und

was der Sonderbarkeiten mehr sind. Aber alle diese Erscheinungen liegen restlos im wissenschaftlich Erklärbarer, sind in keiner Weise rätselhaft und erst recht nicht übernatürlich. Es ist auch nicht möglich, einem solchen tief Hypnotisierten irgendwelche Dinge zu befehlen, deren er von sich aus nicht fähig ist. Wenn zwar alle körperlichen und seelischen Fähigkeiten in diesem Zustand zweifellos gesteigert sind, so ist es doch andererseits nicht denkbar, daß ein Somnambuler, der kümmerlich etwas Klavier zu spielen gelernt hat, nunmehr auf einmal eine Beethovensonate mit Glanz und Glorie exerziert.

Wir sehen, daß die Trancezustände und der sonstige spiritistisch-okkultistische Somnambulismus keine prinzipiellen Unterschiede gegenüber dem Stadium 3 des hypnotischen Schlafes aufweisen. Wenn ein Hypnotiseur seinem Hypnotisierten befiehlt, an einer in sich geschlossenen Wand aus dem Fenster zu sehen und den schönen Garten zu bewundern, so tut der Hypnotisierte das. Wenn ihm befohlen würde, den Geist der Großmutter des vor ihm sitzenden trauernden Enkels zu erblicken, so würde er es genau so tun. Die diesbezüglichen Erlebnisse gutgläubiger Medien sind nichts anderes als die Illusionen des Hypnotisierten.

Das Gesamtbild, das sich aus der Betrachtung über den Okkultismus ergibt, ist ein mehr als trübes. Soweit er sich Spiritismus nennt, ist er nichts anderes als eine Neubelebung uralten primitiven Gespensterglaubens und gehört zur Magie. Soweit er sich Hellsehen und Telepathie nennt, ist es der exakten Forschung in Jahrzehnten nicht geglückt, auch nur *einen* Beweis für die Existenz dieser „übernatürlichen“ Fähigkeiten der „Medien“ zu erbringen. Dagegen ist es in außerordentlich vielen Fällen geglückt, diese Medien als einwandfreie Betrüger zu entlarven und von dem Rest dieser „Mittler“ wissen wir, daß sie seelisch stark abnorme Persönlichkeiten sind. Wo die Okkultisten unter solchen Umständen noch den Mut hernehmen können, sich als eine „Wissenschaft“ zu bezeichnen, ist unerfindlich. In Wirklichkeit stellt

der Okkultismus einen finsternen Aberglauben dar, wie alle anderen Sparten okkulturer Dinge, die wir in diesem Buche kennen gelernt haben. Man darf heute wohl unbesorgt über ihn zur Tagesordnung schreiten, es ist ihm meiner Meinung nach seitens der exakten Wissenschaft reichlich und genug Ehre angetan worden!



SCHLUSS



Das kulturhistorische Gebiet, das wir durchwandert haben, ist wohl eines der interessantesten aus dem an bemerkenswerten Kapiteln doch wahrlich reichen kulturellen Geschehen in der Menschheit. Aber es ist auch unstreitig eines der trübsten Kapitel menschlicher Geistestätigkeit.

Vier große Utopien sind es, die für den ungeheuren Wust von Aberglauben, den wir kennen gelernt haben, verantwortlich sind: der Wunsch, die Zukunft zu entschleiern, der Wunsch nach größtmöglichem Reichtum, der Wunsch nach dem Allheilmittel und der Wunsch nach der ewigen Jugend. Mit hartnäckiger Verbissenheit hat der Mensch diese Ziele verfolgt von den fernsten Urtagen des Menschseins bis in die letzten Tage der Gegenwart. Jede sich zur Befriedigung dieser Wunschträume auch nur von ferne zeigende Idee und Möglichkeit wird erwogen, Methoden zur Verwirklichung ausgearbeitet und jeder Weg solange verfolgt, bis selbst dem Gläubigsten und Uneinsichtigsten klar wird, daß man schon wieder in einer Sackgasse steht. Vom humoristisch anmutenden Versuch, durch nächtliche Beigabe junger Mädchen den gebrechlich gewordenen alten Körper zu regenerieren bis zur grausigen Abschachtung eben dieser Mädchen, um in ihrem Blut zu baden, vom unausgesetzten Bestreben das edle Metall Gold zu lösen und sich daran für immer gesund zu trinken bis zum ekelhaften Pantschen mit Kot und Urin, um in ihnen den Stein der Weisen zu finden, von der Idee der in den Sternen wohnenden Götter bis zum wildesten astrologischen Dämonenglauben, vom neuplatonischen Zauberer bis zum modernen okkultistischen Medium — stets die gleichen, fast in derselben Form über die Völker der ganzen Erde verbreiteten Ziele und Bestrebungen.

Keine Gesellschaftsschicht, kein Beruf bleibt frei, kein Gebiet menschlicher Tätigkeit unbeeinflusst. Ja, man darf sogar

sagen, daß das, was wir etwas großspurig Weltgeschichte zu nennen pflegen, ohne den durch diese vier Utopien ins Leben gerufenen Aberglauben häufig anders verlaufen wäre, als es der Fall war. Man denke an den mächtigen Antrieb, den ein König Sargon, den die Gewaltnaturen der Condottiere in Italien astrologischen Konstellationen entnahmen, um ihre Pläne durchzusetzen. Wie würde wohl der dreißigjährige Krieg verlaufen sein, wenn ein Wallenstein die Astrologie verlacht hätte, statt ihr geradezu sklavischer Anbeter zu sein? Oder man erinnere sich an die Bedeutung astrologischer und magischer Praktiken und Voraussagen für fast die gesamte Kaisergeschichte des antiken Rom!

Wie unerhört groß ist das Elend, das diesen zauberhaften Dingen entsprungen ist. Der ganze Hexenglaube mit seinen jahrhundertelangen grausamen Verbrennungen, eines der unheilvollsten Bücher aller Zeiten, der Hexenhammer, sind einzig diesem Irrwahn entsprungen.

Alle diese Abarten des Aberglaubens sind innig miteinander verflochten, jedes Spezialgebiet greift in das andere über, beeinflusst es und hilft an seinem weiteren Aufbau mit; im Grunde genommen handelt es sich stets um die gleichen Spielregeln. Planeten, Dämonen, Gespenster, in dieser Dreieinheit erschöpft sich das Prinzipielle, das System der „Entsprechungen“ herrscht allenthalben und beeinflusst nicht nur die ganze Lebensführung des Einzelnen, sondern drückt ganzen Wissenszweigen für lange Zeitepochen seinen Stempel auf, wie der Heilkunde und der Chemie. Es ist geradezu erschütternd, wenn man sich überlegt, welche Unsumme von astrologischen, magischen, alchemistischen Einzelheiten des Handelns und des Denkens diesen wenigen Grundsätzen entspringen. Bis in die neueste Zeit entspringen! Was will es schon bedeuten, wenn moderne Magie nicht mehr den Dämon mit Schweif, Klauen und Raubtierzähnen als Ursache des Magenkrebses ansieht, sondern sich „naturwissenschaftlich“ gebärdet und okkulte „Strahlen“ den Krebs erzeugen läßt. Oder wenn „tierischer Magnetismus“ der Heilfaktor

ist, Hellsehen die Zukunft lüften soll und spiritistische Medien den ersehnten Blick in die Geisterwelt des Jenseits garantieren statt des alten magischen Zauberkreises am Kreuzweg. Alles das ist nur Wechsel der Methode, nicht aber der Sache an sich. In dieser Hinsicht ist sich die Menschheit gleichgeblieben, der Kultureuropäer des 20. Jahrhunderts nach Christus unterscheidet sich da nicht vom Babylonier des 20. Jahrhunderts vor Christus. Niederschmetternd wirkt auch die Erkenntnis, daß hinsichtlich der Primitivität des Denkens der Baronganeger uns berechtigt die Hand reichen kann! Was wollen neben jenen unerhörten Irrwegen die paar Goldkörner bedeuten, die der Beschäftigung mit okkulten Fragen entsprungen sind, wie Böttgers Porzellanerfindung und manche sonstige chemische und medizinische Fortschritte. Alle diese positiven Ergebnisse sind ganz ungewollte Nebenprodukte der eigentlichen Haupttätigkeit, Zufallskinder, für die wir dankbar sein wollen, die aber weit besser und zahlreicher systematischer exakter Forschung entsprungen sein würden.

Was aber steckt gemeinsam hinter den vier Utopien? Nun, meiner Meinung nach nichts anderes als die allgemeine menschliche Sehnsucht nach Befriedigung des angeborenen metaphysischen Bedürfnisses. Selbst dort, wo scheinbar rein menschlich-irdische Interessen die Triebfeder sind, bei der Goldmacherei, der Verjüngung und der Suche nach den Universalheilmitteln steckt zutiefst dieses metaphysische Sehnen hinter den Dingen. So erklärt sich auch, daß wir immer wieder in politisch wild bewegter Epoche einen geradezu grandiosen Aufschwung der okkulten Dinge sehen, im sterbenden Rom, in der italienischen Renaissance, in der deutschen Reformationszeit und in der Welt der heutigen Völker der ganzen Erde. Denn logischerweise sind diese Zeiten, in denen Unglück, Unsicherheit, Ruin geradezu epidemieartig einbrechen, mit einem mehr oder weniger starken Prestigeverlust der Religionen verbunden. Die Gottheit schützt ihre Geschöpfe nicht mehr und so verlieren diese denn auch den

Glauben. In welchem Ausmaße dies heute der Fall ist, sieht jeder aufmerksame Beobachter ohne weiteres; er sieht auch, welche große Mühe sich die Kirchen geben, um den verlorenen Boden zurückzugewinnen. Sie würden das nicht tun, wenn sie es nicht nötig hätten!

Aber *etwas* glauben muß der Mensch, und so klammert sich denn Hoch und Niedrig an den Okkultismus, wo er ihn findet. Er findet ihn heute allenthalben. Und an schönen Versprechungen läßt dieser Okkultismus es nicht fehlen. Vor allem verspricht er der Masse, die mangels Fundament zwischen Wissenschaft und Afterswissenschaft niemals unterscheiden lernen wird, daß sie ihm statt des *Glaubens* das eindeutige *Wissen* um das Jenseits bringe. Darin liegt eine ungeheure Gefahr, und ich glaube, unsere Wissenschaftler sind sich noch nicht richtig darüber ins Klare gekommen. Sonst würden sie doch wohl ihre übertrieben anständige Zurückhaltung aufgeben, und auch diesen modernen hochwissenschaftlich tuenden Mediumismus endlich als das bezeichnen, was er wirklich ist: ein mit allen Wurzeln in primitivster magischer Vergangenheit steckender lächerlicher Aberglaube! Das, was das metaphysische Bedürfnis des Menschen wissen will: Klärung der Fragen nach dem Zweck unseres Daseins und nach der Unsterblichkeit — gerade das kann der moderne Okkultismus durch noch so viele spiritistische Sitzungen *nicht* aufklären. Was soll der Mensch über sein Verhältnis zur Gottheit lernen, wenn er sieht, daß sich ein Tisch auf scheinbar unerklärliche Weise bewegt, wenn ihm der Schatten seines Vaters erscheint und ihm (durch das Medium Blumen überreichen läßt oder durch den Mund dieses Mediums in Allgemeinplätzen salbaderischer Art zu ihm spricht, wenn nicht gar in unverständlichem „Wortsalat“? Der Okkultismus lügt also, wenn er dem Volke vorgaukelt, er könne es aus seiner Seelennot erlösen, und er lügt bewußt. Denn die Tatsache, daß wir auf unserem Wege durch die Geschichte aller okkulten Praktiken aller Zeiten ein so ungeheuer umfangreiches und freches Gauner- und Betrübertum kennen lern-

ten, ein Betrugertum, das gerade unsere heutigen okkulten „Wissenschaften“ in einem seltenen Umfang auszeichnet, spricht Bände über den Unwert dieser Mätzchen. „Die mediumistische Wissenschaft kann nicht erfüllen, was die Masse von ihr erhofft“ (*V. Hähnlein*). Ich möchte hinzusetzen: sie hat auch gar nicht den *Willen* dazu! Was sie erstrebt, ist, den Dummen, die da nicht alle werden, möglichst die Taschen zu leeren. Welche Unsumme von weiterem seelischem Elend sie nebenbei der von ihrem Leben bitter enttäuschten, in tiefer geistiger Not vegetierenden Menschheit zufügt, ist ihr vollkommen gleich. Man verurteilt heute so manchen Menschen zu jahrelanger körperlicher Zwangsarbeit in Arbeitslagern. Sollte man nicht einmal überlegen, das auch mit unseren modernen Astrologen, Kartenlegerinnen, Wahrsagern, Okkultisten und Medien zu tun? Ich glaube ein gut Stück der „Aufbau“-Arbeit, von der immer soviel geredet und geschrieben wird, könnte durch diese böartigen Drohnen geleistet werden!



LITERATUR-VERZEICHNIS

(Es ist nur die im Text zitierte Literatur aufgeführt.)

- Abshagen, R.*: Neue Forschungen über das Hellsehen. Kosmos 1933.
Ahrens, W.: Arabischer Schutzbrief aus dem Felde. Kosmos 1917.
 —, Sonnenamulette mit „magischen Zahlenquadraten“. Kosmos 1915.
Apel, A. u. Laun, F.: Gespensterbuch. Leipzig, Reclam, o. J.
Aretino, P.: Die Gespräche (übertragen von H. Conrad). München 1924.
v. Bülow, K.: Was ist mit der Wünschelrute? Kosmos 1940. (Weiteres über die Wünschelrute: Kosmos 1929 und 1935).
Bunnemann: Lassen sich Ahnungen auf „natürliche“ Weise erklären? Kosmos 1931.
Breasted, J. H.: Geschichte Agyptens (übertragen von H. Ranke-Heidelberg). Zürich 1936.
Burckhardt, J.: Geschichte der Renaissance in Italien. Zürich.
 —, Das Zeitalter Konstantins des Großen. Zürich.
Brant, S.: Narrenschiff (übertragen von A. H. Junghans). Leipzig, Reclam, o. J.
Buschan, G.: Die Sitten der Völker. Stuttgart, o. J.
Bernhart, J.: Albertus Magnus in Die großen Deutschen I, Berlin 1935.
Bense, M.: Konturen einer Geistesgeschichte der Mathematik. Hamburg 1948.
Blei, F.: Ungewöhnliche Menschen und Schicksale. Berlin 1929 (James Graham).
Casanova, G.: Erinnerungen (übertragen von H. Conrad). Leipzig 1911.
Carthaus, E.: „Blutregen“. Kosmos 1911 (weiteres Kosmos 1923).
Chamberlain, H. St.: Die Grundlagen des 19. Jhdts. München 1938.
Cäsarius v. Heisterbach: Wunderbare Geschichten (ausgewählt und übertragen von P. Weiglin). München, o. J.
Carus, C. G.: Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. Leipzig 1866.
Consentius, E.: Meister Johann Dietz erzählt sein Leben. Ebenhausen 1915.
Dante: Göttliche Komödie (übertragen von B. Carneri). Halle 1901.
Dannemann, F.: Aus der Werkstatt großer Forscher. Leipzig 1908.
 —, Wie unser Weltbild entstand. Stuttgart 1912.
v. Droste-Hülshoff, A.: Briefe, Gedichte, Erzählungen (Auswahl von H. Amelungk). Ebenhausen 1917.
Erasmus v. Rotterdam: Lob der Torheit (übersetzt von H. Hersch) Leipzig, Reclam 1930.

- Eckardt, A.*: Die Ginseng-Wurzel. Universitas 1948.
Eister, R.: Astrologie. Universitas 1948.
- Fritsch, V.*: Die Wünschelrutenfrage — ein geophysikalisches Problem. Kosmos 1941.
Fabre, J. H.: Der Sternhimmel. Stuttgart 1911.
Fülöp-Miller, R.: Kulturgeschichte der Heilkunde. Hamburg 1935 bis 1937.
Frieling, H.: Edle Steine. Stuttgart 1937.
- v. Gleichen-Rußwurm, A. u. Wencker, F.*: Kultur- u. Sittengeschichte aller Zeiten u. Völker. Hamburg, o. J.
Günther, S.: Geschichte der Naturwissenschaften. Leipzig, Reclam 1909.
Hellwig, A.: Okkultismus und Verbrechen.
 —, Zur Psychologie und Therapie der Besessenheit. Kosmos 1907.
 —, Das Blut im Glauben und Aberglauben. Kosmos 1914.
 —, Die christliche Wissenschaft vor Gericht. Kosmos 1916.
 —, Das Versehen der Schwangeren. Kosmos 1908.
 —, Telepathie und Hellsehen. Kosmos 1930.
 —, Grundsätzliches zur Frage der sogen. Kriminaltelepathie. Kosmos 1924.
- Hein, H.*: Quecksilber in Gold? Kosmos 1926.
Hähnlein, V.: Der Okkultismus und das Volk. Kosmos 1925.
Henseling, R.: Wesen und Werden der Astrologie. Stuttgart 1924.
 —, Blick durchs Fernrohr. Stuttgart 1934.
 —, Welteninseln. Stuttgart 1931.
 —, Laienfragen an einen Sternkundigen. Stuttgart 1939.
 —, Umstrittenes Weltbild. 1939.
Henseling, R.: Der kostbare Zwillings. Atlantis 5 (1933).
 —, Horoskop und Himmelsglaube bei den Baronga-Negern. Atlantis 7 (1935).
Hartlaub, G. F.: Alchemisten und Rosenkreuzer. 1947.
 —, Das Geheimnis der Wandlung (Alchemie). Atlantis 4 (1932).
 —, Saturn, Stern und Gottheit. Atlantis 5 (1933).
Homer: Ilias (deutsch von J. J. C. Donner). Berlin, o. J.
 —, Odyssee (deutsch von J. H. Voß). Stuttgart, o. J.
Henne am Rhyñ, O.: Ill. Religions- und Sittengeschichte aller Zeiten und Völker. Stuttgart 1911.
 —, Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Berlin 1886.
Hexenbulle: Papst Innocenz VIII. (deutsch von P. Friedrich). Leipzig 1905.
Hartmann von der Aue: Der arme Heinrich (übertragen von H. v. Wolzogen). Leipzig, Reclam, o. J.

- v. Hansemann, D.*: Der Aberglaube in der Medizin... Leipzig 1914.
Holländer, E.: Wundergeburt und Wundergestalt. Stuttgart 1921.
Hufeland, Ch. W.: Makrobiotik. Leipzig, Reclam, o. J.
Kirch, R.: Lassen sich Ahnungen auf „natürliche“ Weise erklären. Kosmos 1932.
Kallfelz, W.: Rechtsschutz gegen den Erdstrahlenschwindel. Kosmos 1938. (Weiteres über Erdstrahlen: Kosmos 1932, 1933, 1934.)
Köthner, P.: Aus der Chemie des Ungreifbaren. Osterwieck, o. J.
Knortz, K.: Die Vögel in Geschichte, Sage, Brauch und Literatur. München 1913.
v. Kugelgen, W.: Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Stuttgart, o. J.
- Löhr, H.*: Aberglauben und Medizin. Leipzig 1942.
Lexikon: Bilder-Lexikon der Erotik. Wien 1928.
Lübker, F.: Reallexikon des klass. Altertums. Leipzig 1874.
Lobell, J. W.: Gregor von Tours und seine Zeit. Leipzig 1839.
Llorente, J. A.: Kritische Geschichte der span. Inquisition... (übersetzt von J. K. Höck). Gmünd 1819.
Lonicerus, A.: Kreuterbuch. Ausgabe von 1679. Faksimiledruck. Leipzig 1934.
Livius, Titus: Römische Geschichte (übersetzt von O. Güthling). Leipzig, Reclam, o. J.
Landenberger, E.: Der mexikanische Kalenderstein. Kosmos 1915.
La Baume, W.: Die Wünschelrute. Kosmos 1906.
Lenk, E.: Das Problem des siderischen Pendels. Kosmos 1921.
Mach, E.: Das Paradoxe, das Wunderbare und das Gespenstische. Kosmos 1912.
Marbe, K.: Über Gedankenlesen. Kosmos 1929.
Machiavelli, N.: Geschichte von Florenz (deutsch von A. v. Reumont). Wien 1934.
Mensching, G.: Allgemeine Religionsgeschichte. Leipzig 1940.
 —, Vergleichende Religionswissenschaft. Leipzig 1938.
Munck, F.: Geistige Grundlagen der ärztlichen Therapie. Therap. d. Gegenwart 1948.
Niklischeck, A.: Eine alte Zauberpflanze. (Alraun). Kosmos 1933.
Peters, A.: Sterne und Menschen. Kosmos 1929.
Plinius, Cajus d. Ä.: Naturgeschichte (übersetzt von Ph. H. Külb). Stuttgart 1853.
Plutarch: Vergleichende Lebensbeschreibungen (übersetzt von Kaltwasser). Leipzig, Reclam, o. J.
Paléologue, M.: Am Zarenhof während des Weltkriegs. München 1926.

- v. Ranke, L.*: Die römischen Päpste . . . Wien, o. J.
Rabelais, F.: Gargantua und Pantagruel (verdeutsch von G. Regis).
 Berlin 1923.
Rosenhagen, H.: Albert von Keller. Bielefeld 1912.
Ruppersberg, A.: Geschichte der Grafschaft Saarbrücken. Saar-
 brücken 1899.
Schiller, K. M.: Tausend und eine Nacht (deutsch von M. Habicht.
 Fr. H. von der Hagen u. C. Schall). Leipzig 1926.
Sanders, H. Th.: Der moderne Okkultismus. Kosmos 1922.
Schottelius, M.: Ein „Hellseher“. Kosmos 1913 und 1914.
Stehli, G.: Merkwürdige Regenfälle. Kosmos 1923.
Stein, O. Th.: Steinachs Verjüngungskur. Kosmos 1920 und 1921.
Schumacher, W.: Ist das „Zweite Gesicht“ erklärbar? Kosmos 1935.
Suetonius: Kaiserbiographien (übersetzt von A. Stahr). Berlin, o. J.
Spengler, O.: Der Untergang des Abendlandes. München 1925.
Scherr-Wirth: Deutsche Kultur- u. Sittengeschichte. Meersburg 1929.
Sprenger, J. u. Institoris, H.: Der Hexenhammer (deutsch v. J. W. R.
 Schmidt). Berlin 1920.
Sheridan, Cl. Ein Lebensbuch.
Schedel, H.: Buch der Chroniken. Faksimile-Ausgabe.
Teichgräber, A.: A-B-C der Sterne. Stuttgart 1940.
Tacitus, Cornelius: Sämtliche Werke (übertragen von W. Boel-
 ticher). Wien 1935.
Thiel, R.: Männer gegen Tod und Teufel. Berlin 1931. (Mesmer).
Unger, E.: Das babylonische Weltbild. Atlantis 4 (1932).
Vergil: Aeneide (übersetzt von J. H. Voß). Leipzig, Reclam, o. J.
Vehse, E.: Geschichte des preuß. Hofes. Stuttgart 1901.
Vare, D.: Der lachende Diplomat. Berlin 1940.
Wiedemann, R.: Geschichte Godesbergs. Godesberg 1930.
Wolff, Th.: „Wissenschaftliche“ Astrologie. Kosmos 1925.
Waetzoldt, W.: Dürer und seine Zeit. Wien 1936.
Wuttke-Meyer: Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Leip-
 zig 1925.
Wilhelmine v. Bayreuth: Memoiren. Berlin 1929.
Zimmern'sche Chronik (Auswahl von B. Ihringer). Ebenhausen 1911.

ANMERKUNGEN.

[Vignetten an den Kapitelenden nach Zeichnungen von Max Mayrs-
 hofer, in denen der Künstler quälende Gedanken abregierte.]

Vom gleichen Verfasser erscheint demnächst:

ABWEGE DES MENSCHEN

ca. 450 Seiten, Halbleinen mit Schutzumschlag

Verfehlungen und Verbrechen aus der Sicht des Arztes geben diese sachlichen, auf Grund jahrzehntelanger Tätigkeit als Gerichtsarzt niedergelegten Berichte. Die fesselnde Darstellung vermag Ursache und Wirkung des Deliktes in ihren menschlichen Hintergründen zu erhellen, ohne die stoffliche Spannung zur Sensation zu erheben.

Aus dem Inhalt: Aufgabenkreis des Gerichtsarztes / Der Mord / Raubmörder / Todesstrafe oder nicht? / Psychologie der Zeugenaussage / Hochstapler / Gewohnheitsverbrecher / Anlage und Umwelt als Ursache der Verbrechen / Kurfuscherz / Rauschgifte / Suggestion und Hypnose als Verbrechensursache usw.

IM STAUFEN-VERLAG KOLN UND KREFELD

BRIEFE GROSSER NATURFORSCHER UND MATHEMATIKER

Herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. Max Bense

2. wesentlich erweiterte Auflage

350 Seiten, Halbleinen mit Schutzumschlag

„Die ohnehin stattliche Reihe von Briefsammlungen vermehrt nicht einfach, sondern bereichert Max Bense mit einer Auswahl „Briefe großer Naturforscher“. Die Sammlung beginnt mit Columbus, Galilei, Kepler und führt über Pascal, Leibnitz, Linnaeus, Kant, Goethe, Humboldt, Gauss, u. a. weiter bis zu Haeckel, Anton Dohrn, Fraunhofer und Röntgen. Doch mehr als an diesem Gang durch die Geschichte unserer Naturerkenntnis lag es dem Herausgeber daran, an den brieflichen Selbstbezeugungen zu zeigen, daß die Forschung etwas tief Menschliches ist, daß es in ihr nicht nur um die Wahrheit oder Unwahrheit einer Einsicht geht, sondern daß der Mensch forscht und erkennt, um aus dem Unbestimmten, das Schiller „ein Ingrediens des Schrecklichen“ genannt hat, heraus in eine Ordnung zu kommen: womit gesagt sein soll, daß der Geist eine Notwendigkeit unseres Daseins ist. (Dr. Friedrich Rasche)

IM STAUFEN-VERLAG KOLN UND KREFELD